Kursbuch 63

Spielregeln

Fritz Kramer, Irre Hunde / *Tilman Spengler*, Des Lebens Lauf / *Akakij Akakijevicj*, bič / *Irene Böhme*, Abgegriffene Münzen / *Hans-Georg Behr*, Die ehrenwerte Gesellschaft / *Detlef Michel*, Laufbahnmaschen / *L. Herdt/G. Holl*, Ein akademischer Salon der Siebziger / *Edgar Peinelt*, Einrichtungsstile / *Elisabeth Plessen*, Spielkiste / *M. Auwärter/ E. Kirsch*, Kein Kinderspiel / *Yvette Delsaut*, Die doppelte Hochzeit / *Beatrix Campbell*, Mit dem Feind schlafen? / *Claus-Heinrich Meyer*, Benimmdich / *Brigitte Wormbs*, Spielräume / *Mario Erdheim*, Nach aller Regel

Kursbuch/Rotbuch Verlag 8 Mark

Kursbuch

Herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler
Unter Mitarbeit von Hans Magnus Enzensberger
Redaktion: Ingrid Karsunke

63 Spielregeln März 1981

Fritz Kramer, Irre Hunde. Indianische Kyniker – das Spiel um die Ehre 1
Tilman Spengler, Des Lebens Lauf. Drei Karrieren im neuen China 9
Akakij Akakijevicj, bič 29
Irene Böhme, Abgegriffene Münzen 33
Hans-Georg Behr, Die ehrenwerte Gesellschaft. Konzept für ein bundesrepublikanisches Party-Spiel 41
Detlef Michel, Laufbahnmaschen 49
Ludwig Herdt / Günter Holl, Ein akademischer Salon der Siebziger 57
Edgar Peinelt, Einrichtungsstile 65
Elisabeth Plessen, Spielkiste 81
Manfred Auwärter / Edit Kirsch, Kein Kinderspiel. Der Erwerb des Alltags im Kindergarten 101
Yvette Delsaut, Die doppelte Hochzeit 121
Beatrix Campbell, Mit dem Feind schlafen? Heterosexualität als politisches Problem 147
Claus-Heinrich Meyer, Benimmdich 165
Brigitte Wormbs, Spielräume 173
Mario Erdheim, Nach aller Regel 179

81-142
Goethe-Institut e.V. Bibliothek
Goethe Institut e.V. Bibliothek
05 Kur
ausgeschieden am

Das Kursbuch erscheint viermal im Jahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 6, im Einzelverkauf DM 8. Anschrift der Redaktion: Kursbuch/Rotbuch Verlag, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30, Telefon 261 11 96. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Tilman Spengler. © 1981 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Druck: Georg Wagner, Nördlingen. Bindung: Hans Klotz, Augsburg.

Fritz Kramer
Irre Hunde
Indianische Kyniker – das Spiel um die Ehre

Sie sind frei von Furcht; sie lieben den Ungehorsam; sie mißachten die Inzest-Verbote; nichts ist ihnen heilig – das sind die Regeln der Hunde, wie die Indianer am oberen Missouri sie vor der Landnahme kannten und achteten. *Hunde* nannten sich die Mitglieder einer *Gesellschaft*, die sich die Nachahmung der Hunde zur Aufgabe gemacht hatte. Wer in sie aufgenommen wurde, erwarb das Recht und die Pflicht, wie Hunde zu leben. Die Charta der Gesellschaft ist in der Sprache der Vision festgehalten:

Gehilfe sagte zu *Gelber Hund:* Du hast uns angeheult, und wir wissen, daß dort oben dein Ort ebenso war wie auf Erden. Zur Erde gehöre ich, denn ich spanne den *Echten Hund* an; dir schließe ich mich an, denn ich stelle den Menschen dar. – Sie stifteten den Brauch der Verkehrten Rede, den *Gehilfe* beachtet hatte, als er mit *Himmlischer Hund* sprach. *Gelber Hund* sagte, er solle sich einkleiden und nichts heilig halten. Stücke des zum Trocknen aufgehängten Fleischs würde er herunterzerren, und die Vögel der Lüfte sollten sich daran ebenso freuen wie die Hunde der Erde. Die Hidatsa unterwiesen sie, sich zu kleiden und zu tanzen . . . *Echter Hund* lehrte, die Leute sollten bei Aufführung des Hundetanzes die Tür schließen und sich im Dunkeln frei ihren Lüsten hingeben, ohne auf Verwandtschaftsgrade zu achten, wie Hunde es tun. Das wurde in Anbetracht der Gefahren gewährt, denen die Hunde sich im Kampf aussetzen.[1]

Ich will gern zugeben, daß ich als Kind das Indianerspielen geliebt habe; wir hatten dabei das Gefühl, ungebunden zu sein. Inmitten einer damals noch fast heimatlichen Umgebung waren wir in der Fremde, und wir konnten die Rollen spielen, die uns sonst verboten waren. Wir konnten zwar keine Pferde stehlen, aber Eier aus dem Hühnerstall des Nachbarn; im Wäldchen schlichen wir uns an; wir hatten Lanzen, Federschmuck, eigene Namen und einen Marterpfahl; wir beachteten Regeln, die wir uns selbst auferlegt hatten. Wenn den Indianern unserer Kindheit wirkliche Indianer je überhaupt auch nur entfernt ähnlich waren, dann waren es die, von denen hier nun die Rede sein soll: Kühne Reiter, Bison- und Skalpjäger; Federschmuck, Medizin und Friedenspfeife ihre Attribute.

1.

Vergegenwärtigen wir uns, daß außerhalb der modernen Gesellschaft der Einzelne in der Regel nicht darauf bestehen kann, das zu sein, was er für sich selbst ist, sondern sich als den akzeptieren muß und normalerweise auch wird, den die Anderen in ihm sehen; man mag die Bedeutung des Ansehens,

in dem Einer bei Anderen steht, auch dann ermessen, wenn man für sich selbst meint, ohne Rücksicht auf sein Ansehen handeln zu müssen. Dabei ist es nur eine Frage der Spielregeln, wie man zu Ansehen kommt, und wie man es verliert.

Ethnologisch gesehen ist das Austeilen von Gaben besonders populär: Wenn ich jemandem etwas gebe und zunächst nichts gleiches zurückerhalte, verpflichte ich mir den Anderen – mein Ansehen wächst. In diesem Fall verwandelt das Geben ökonomischen Wert in rituellen Wert, ein Prinzip, das dem Almosen ebenso zugrunde liegt wie etwa den Potlatsch-Systemen der Indianer der Nordwestküste von Nordamerika.

Geben wir zu, daß es auch uns beim Geben irgendwie um die Ehre geht, und daß das Nehmenmüssen oft beleidigend ist. »Das Spiel«, sagen wir, »geht nur um die Ehre«, und spielen dann wie besessen. Natürlich handelt es sich jetzt nicht ums Geben, sondern ums Gewinnen. Wie sehr man sich in seiner Ehre gekränkt sehen kann, weiß jeder Schachspieler. Und auch wenn ökonomische Prämien im Spiel sind, kämpft man zugleich noch um rituelle Werte, d. h. um »Prestige«.

In Gesellschaften ohne Staat kommt der Ehre überdies auch politische Bedeutung zu: neben den Verwandtschaftsbeziehungen bildet sie das Rückgrat der sozialen Ordnung; denn außerhalb der Herrschaftsbereiche staatlicher Zwangsapparate sind Beziehungen zu Fremden nur dann aufrechtzuerhalten, wenn jeder auf seine Ehre bedacht ist.

2.

Die *Gesellschaften* (auch »Vereine« oder »Banden« genannt) der Missouri-Indianer erlebten ihre Blütezeit wahrscheinlich im 18. Jahrhundert und wurden im Zug der europäischen Landnahme vernichtet. Aus den fragmentarischen Nachrichten früher Reisender und aus den Berichten überlebender Mitglieder, die noch in diesem Jahrhundert von Ethnologen befragt wurden, ergibt sich ein verwirrendes Bild. Da es hier nicht möglich ist, auf die regionalen und temporalen Differenzen zwischen all diesen Gesellschaften einzugehen, werde ich mich auf die Hundegesellschaften der Crow und Hidatsa konzentrieren, zuvor aber den Rahmen umreißen, in dem sie ihren Ort haben.

Aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts nennt Maximilian für die Crow die folgenden Gesellschaften: die Bisonstiere, die Prairie-Füchse, die Raben-Bande, die Bande des halb geschorenen Kopfes, die Pädachischi, die Bande des steineren Kopfbrechers, die kleinen Hunde, die Bande der großen Hunde.[2] Und für die Hidatsa: die Steinbande, die Bande der großen Säbel, die Raben-Bande, die Bande der kleinen Prairie-Füchse, die Bande der kleinen Hunde, die Bande der alten Hunde, die Bande der Bogenlanzen, die Bande der Feinde, die Bande der Stiere, die Bande des heißen Wassers.[3]

All diese Gesellschaften waren nicht geheim, aber jede besaß ihre eigenen Gesänge, Tänze und Abzeichen, die nur sie benutzen durfte – ein Recht, das man zeitweise allerdings verlieren konnte. Gegenseitige Hilfe und Kooperation bei Jagd, Krieg und Ritual sowie gemeinsame Feste waren überall Hauptaufgabe und Sinn des Zusammenschlusses. Bei den Crow warben die Gesellschaften neue Mitglieder offenbar meist mit Geschenken an, bei den Hidatsa mußte man die Mitgliedschaft kaufen. Alle Mitglieder waren vor allem zur Furchtlosigkeit verpflichtet, da es sich um Organisationen handelte, die, was immer ihre Spielregeln sein mochten, den Kampf um Ehre und Ansehen über alles stellten. Ehre aber konnte man nur durch *Coups* gewinnen.

Der Wettstreit um Coups war ein weitgehend formalisiertes, aber im Prinzip tödliches Spiel. Ein Coup ist zuerst und vor allem die körperliche Berührung des Feindes, dann aber auch Medizinstehlen, Töten und Skalpieren. Die Regeln, die dabei zu beachten sind, variierten von Stamm zu Stamm: ob das Berühren des toten Feindes gilt, wie viele an einem Feind einen Coup zählen können, welcher relative Rang den einzelnen Handlungen zukommt usw. – das sind Fragen der Spielregeln. Da es bei den Coups um das Ansehen in den Augen der Anderen geht, ist auch ihre Bekanntmachung reguliert: Um Coups aufzählen zu können, muß man in einigen Fällen ein Ordal bestehen, das Wahrheit oder Unwahrheit der Zählung verkündet; ein Coup ist dann etwa ein Schlag auf eine Trommel oder an einen Pfosten. Der Mann mit vielen Coups ist unter diesen Umständen der Vollkommene Mensch, der Tugendhafte, dem die Anderen nacheifern, und dessen Name noch nach Generationen Lebenden verliehen wird.

Besonders die Offiziere der Gesellschaften mußten sich im Wettstreit um Coups auszeichnen; sie waren in so hohem Maße zur Tapferkeit verpflichtet, daß sie oft sagten, sie seien zum Sterben verurteilt. Bei den Crow wurden die Offiziere in jedem Frühjahr neu gewählt – die Annahme der Wahl mußte häufig erzwungen werden –, und mit dem ersten Schneefall erlosch ihre Amtszeit. Es scheint, daß jede Gesellschaft zwei Führer hatte, vier Stabträger, zwei Nachhutoffiziere und ein oder zwei *akducire*, denen besondere Privilegien zukamen, da sie keine Überlebenschance kannten (überlebten sie ihre Amtszeit dennoch, waren sie dem Gespött preisgegeben). Die Stabträger stießen im Kampf ihre Stäbe in den Boden und durften dann nur unter bestimmten Voraussetzungen von ihnen weichen; die Nachhutoffiziere hatten sich dem Feind zu stellen, wenn ihre Leute die Flucht ergriffen. Offiziere, die sich nicht an die Spielregeln hielten, wurden als »menstruierende Weiber« verachtet.

3.
Die Frauen hatten eigene Gesellschaften, deren wichtigste mit dem Korn zu tun hatte. Außerhalb ihres eigenen Rahmens spielten sie aber auch in den Männergesellschaften eine entscheidende Rolle. Bei den Crow versuchten die Männer der einen Gesellschaft denen der rivalisierenden Frauen zu »stehlen«; bei den Hidatsa überließen die Männer der »jüngeren« Gesellschaft denen der »älteren«, in die sie sich einkaufen wollten, in Festzeiten ihre Frauen.
Das Entführungsmodell bestimmte die Rivalitäten zwischen den beiden wichtigsten Gesellschaften der Crow (*Fox* und *Lumpwood*), die alljährlich einen Zyklus durchlaufen. Zwischen dem ersten Schneefall und dem folgenden Frühling herrschte zwischen ihnen vollkommene Eintracht; dann begannen sie, sich gegenseitig Frauen (Gattinnen) zu »stehlen«, wobei die Regel galt, daß niemand, und am wenigsten der Ehemann, die »Diebe« hindern durfte; andererseits konnte man aber auch nur Frauen entführen, mit denen man zuvor geschlafen hatte. Manche Frauen gingen bereitwillig mit, andere wehrten sich; aber das höfliche Aussprechen einer unmißverständlichen Absage scheint ihnen normalerweise Immunität gesichert zu haben. Ein Mann, der eine einmal entführte Frau zurücknahm, verlor sein Ansehen. Wenn alle erreichbaren Frauen entführt waren, zogen die Gesellschaften gegen den gemeinsamen Feind »auf den Kriegspfad«. Die Gesellschaft, die dann den ersten Coup schlug, erwarb damit das Recht, die Gesänge der anderen so lange zu benützen, bis es dieser in einem anderen Kampf gelang, ihrerseits einen ersten Coup zu erringen. Diese Rivalität machte beide Gruppen furchtlos.
Bei den Hidatsa, bei denen die Gesellschaften nach Art von Altersgraden eine relativ stabile Sequenz bildeten, so daß jeder Einzelne im Lauf seines Lebens der Reihe nach die Mitgliedschaft in jeder Gesellschaft für einige Jahre erwarb und dann wieder veräußerte, so daß die Mitglieder einer Gesellschaft normalerweise immer gleich alt waren, spielten die Frauen in den Beziehungen zwischen den Gesellschaften eine andere Rolle. Die Übergabe einer Gesellschaft durch ihre rituell als »Väter« stilisierten Inhaber an die »Söhne«, d. h. die Inhaber der nächst jüngeren Gesellschaft, war mit einem vierzig Nächte dauernden Fest verbunden, auf dem die »Söhne« den »Vätern« Gaben überreichten und ihnen ihre Frauen überließen, wodurch die »Väter« die Gesellschaft an die »Söhne« abtraten. Letzteres hat Maximilian folgendermaßen beschrieben:

Nach dem Aufzählen der Coups »erhoben sich die Weiber der Hähderuch-Ochatä (in diesem Fall die »Söhne«), vier von ihnen warfen ihre Roben weg und waren nun vollkommen nackt, sie ergriffen schnell die Lanzen oder Stangen, trugen dieselben hintereinander aus der Hütte und nach einiger Zeit wieder herein. Sie beeilten sich, bei uns vorbei zu kommen, und einige von ihnen schienen schamhaft zu sein. Zweimal wird diese Zeremonie wiederholt, dann aber

kommen diese Weiber, streichen die Fremden und die Väter über den Arm hinab, nehmen ihre Robe um, gehen hinaus, und man muß ihnen folgen.«[4]

Offenbar spielten die Frauen also auch in diesem Fall eine eher aktive Rolle, die den Ritualvorstellungen zufolge als Zeichen von Ehre für Männer und Frauen gleichermaßen konstitutiv war.

4.

Das System, in dem die Spielregeln der *Hunde* ihren Ort haben, muß mit diesen wenigen, vereinfachenden Strichen hinreichend umrissen sein. Bei den Hidatsa scheint es vier Hundegesellschaften gegeben zu haben, die, über die Altersgrade verteilt, durch einen gemeinsamen Stiftungsmythos untereinander verbunden waren: »Kleine Hunde, deren Namen man nicht kennt«, »Irre Hunde«, »Hunde« und »Alte Hunde«.[5] In der Gesellschaft der Hunde galten, mit Abstufungen, die eingangs angeführten Spielregeln, die für die Nachahmung der Hunde leitend waren.

Bei einer Zeremonie der »ältlichen Weiber, als Repräsentantinnen *der Alten, die nicht stirbt*« konnte Maximilian einen Vorgang beobachten, der den eigentümlichen Status der *Hunde* verdeutlicht:

»Öfters kommen auch während dieser Zeremonie ein paar Männer von der Bande der Hunde, zerren ohne Umstände ein großes Stück Fleisch von den Gerüsten herab und nehmen es mit. Da sie Hunde und angesehene Männer sind, so kann man ihnen dieses nicht wehren.«[6]

An einer anderen Stelle heißt es: »Man kann ihnen ein Stück Fleisch in die Asche des Feuers oder auf den Boden werfen und dabei sagen: ›Da Hund! friß!‹ und sie müssen darüber herfallen und es roh verzehren, wie Hunde oder andere Raubtiere.«[7]

Es sind dies Belege dafür, daß den *Hunden* nichts heilig war, handelt es sich doch im ersten der beiden Fälle um die Zeremonie *der Alten, die nicht stirbt*, bei der wohl insbesondere der Tausch von Korn und Fleisch darzustellen war; man muß dabei wissen, daß der Zeremonialismus, der die Heiligkeit der Dinge akzentuiert, das Leben der Hidatsa überhaupt sehr dicht bestimmt hat.

Unter den Offizieren der Gesellschaft der Hunde hatte mindestens einer immer das Amt des *Echten Hunds* inne. Die *Echten Hunde* stellten den *Himmlischen Hund* der eingangs angeführten Vision dar, den Stifter der Gesellschaft. Vor allem ihnen oblag es, die Regel der Verkehrten Rede zu beachten. Es heißt:

»Mein Name ist *Gelber Hund*. Wenn ihr gegen die Feinde kämpft und der *Echte Hund* vorangeht, müßt ihr sagen: ›Geh voran und wirf dich auf den Feind.‹ Dann muß er umkehren. Sagt ihr aber: ›Komm zurück, halte dich fern vom Feind‹, dann muß er sich mitten unter sie werfen . . .«[8]

Die *Echten Hunde* handelten aus dem Prinzip der Verkehrung. Es wird berichtet, daß einer im Winter nackt in den Wald zu laufen pflegte, und daß andere in kochendes Wasser langten, um Fleisch herauszunehmen. Sagt man einem *Echten Hund* »Geh«, so kommt er; in allem tut er das direkte

Gegenteil von dem, was man ihm sagt, wie auch er erwartet, daß andere das Gegenteil von dem tun, was er befiehlt, da er den Ungehorsam liebt. Wenn ein *Echter Hund* jemanden segnet, so wünscht er ihm baldigen Tod.
So war das Leben der Echten Hunde eine *Verkehrte Welt*, wie wir sie sonst von indianischen Clowns kennen – oder auch aus der europäischen Tradition, in der man sie einsetzte, um die Verkehrtheit der Welt darzustellen und so zur Umkehr aufzurufen. Die *Echten Hunde* halten sich an die Spielregeln, an die alle sich halten, in umgekehrter Lesart, aber letztlich mit dem gleichen Ziel: Alle Rücksichten des gewöhnlichen Lebens setzen sie zurück, um sich für das Spiel um die Ehre frei zu machen, um sich im Wettstreit um Coups den Vorteil vollkommener Furchtlosigkeit zu verschaffen. Darum genießen sie die höchsten Ehren, obwohl sie »ehrlos«, wie Hunde, leben.
Eine andere Stellung zu den Spielregeln zeigt sich bei der Erfüllung der Regel, die Inzestverbote zu mißachten. Es geschah dies nicht im alltäglichen Leben, sondern auf Festen, wenn die *Hunde* nach langen Tänzen, in denen sie Hunde imitierten und wie Hunde heulten, die Türen schlossen, um sich im Dunkeln wahllos zu vereinigen. Erkannte dabei eine Frau, daß sie etwa in den Armen ihres Bruders oder Schwiegersohns lag, und schrie sie deshalb auf, so wurde sie gerade damit beruhigt, daß man sie daran erinnerte, daß sie *lediglich der Regel Folge leiste.*

5.
Es scheint, daß man den *Hunden* die Fähigkeit nachsagte, Wahnsinn zu bringen, aber es gibt keinen Hinweis darauf, daß man sie selbst für wahnsinnig hielt. Maximilian berichtet ohne weitere Erläuterung von der Bande der *»Törichten Hunde«*, die in der späteren englischsprachigen Literatur als *Crazy Dog Society* auftaucht. Ich glaube, daß man sie in Anbetracht des gegenwärtigen, subkulturellen Sprachgebrauchs als *»Irre Hunde«* bezeichnen könnte. Es scheint sich dabei überwiegend um junge Leute gehandelt zu haben, die sich auffallend »verrückt« und »rücksichtslos« gebärdeten, dazu aber auch berechtigt waren, nicht zuletzt wohl deshalb, weil man von ihnen besondere Kühnheit erwarten konnte. Da die Nachrichten über die *Irren Hunde* fast nur von ihren vielfältigen, besonderen Abzeichen berichten, möchte ich mich hier nur einer Sonderform zuwenden, die für die Crow belegt ist – den *Irren Hunden, die sterben wollen (Crazy-Dogs-Wishing-to-Die).*
Die *Irren Hunde, die sterben wollen* bildeten keine Gesellschaft; es ging ihnen nicht mehr um Coups, wohl aber in irgendeiner Weise noch um die Ehre, denn obwohl sie sterben wollten, dachten sie nicht daran, sich selbst umzubringen, sondern wollten in der Schlacht getötet werden, wie Nietzsche es den Helden auch der europäischen Schlachtfelder nachgesagt hat. Zu

einem *Irren Todsuchenden Hund* erklärte man sich öffentlich und verbindlich selbst. Unter den überlieferten Anlässen dafür befinden sich die folgenden: ein junger Mann hat ein unheilbar krankes Knie; ein Mann hat viele Verwandte verloren; ein Mann, dessen Vater gestorben ist, sieht, wie seine Pferde leiden, da keiner so gut für sie sorgt wie sein verstorbener Vater; ein Mann ist unzufrieden mit der Art, in der die Regierung Rationen verteilt. In der Zeit zwischen der öffentlichen Erklärung, sterben zu wollen, und dem Tod lebten die *Irren Hunde, die sterben wollen* die Verkehrte Welt, d. h. sie machten in allem das genaue Gegenteil von dem, was man ihnen sagte, und erwarteten von anderen das Gegenteil von dem, was *sie* sagten. Sie waren die Lieblinge der Frauen; furchtlos und gelassen gingen sie in den Tod.[9]

6.

Nach der strukturalistischen Auffassung von Lévi-Strauss handelt es sich bei der Identifikation von Menschen mit Tieren um ein intellektuelles Spiel: Dem Unterschied zwischen den Tiergattungen A und B entspricht ein Unterschied zwischen den sozialen Gruppen A' und B'. Auch das hier vorgelegte Material ist geeignet, diese These zu belegen, zeigt zugleich aber auch deren Unzulänglichkeit, da die *Hunde* wirklich wie Hunde leben wollten.

In den hier besprochenen Indianergruppen richtete sich ein Teil der Identität des Individuums nach seiner Abstammung; die Zugehörigkeit zu einem Clan war vor und neben den Visionen, die einer hatte, maßgeblich für die Rollen, die er spielen mußte, wie für die, in denen andere ihm begegneten. Die Gesellschaften konstituierten soziale Bindungen, die zu denen der Clans quer verliefen, und sie vermittelten Rollen, die es ohne sie nicht gegeben hätte. Eine jede verfügte über eigene Abzeichen – d. h. Identitätsmarken – und über eigene Spielregeln, die auf die anderer Gesellschaften Bezug nahmen. In dem darin eingeschlossenen Rollentausch zeigt sich die Einsicht, daß man Lebensformen verändern kann. In dieser Hinsicht gleichen unsere Alternativbewegungen den Gesellschaften, obwohl unter ihnen keine so radikal ist wie die *Gesellschaft der Hunde*.

Ich hatte auch an Diogenes gedacht, den man *kyon*, den Hund nannte und der sich auch selbst als Hund bezeichnet hat. Er ist die bekannteste Figur der Kyniker, der Hunde-Nachahmer, jener antiken Philosophenschule, deren Grundproblem zunächst nicht die Ehre, sondern ihre Kehrseite, die Scham, war. Dem Kyniker geht es darum, frei von Scham zu sein, wie Hunde. So mißachteten sie die Regeln, deren Einhaltung anderen Ehre und Ansehen sichern soll. Auch das normale Leben der indianischen *Hunde* war denkbar anstößig und nur auszuhalten, wenn man von Scham frei war. Indianische wie antike Kyniker hatten sich gleichermaßen von dem getrennt, was in ihrer jeweiligen Umwelt die Geltung des Heiligen in Anspruch nahm. Aber erst im

Umkreis der antiken Kyniker, vor allem in der Stoa, tritt das Motiv, das die *Echten Hunde* bewegt hat, unmißverständlich in den Vordergrund: Frei von Furcht und ohne Verlust von Ehre und Würde sterben zu können.
Aus der Gesellschaft der *Großen Hunde* der Crow stammt ein unscheinbarer Brauch: Einem trauernden Mitglied der Gesellschaft durften die *Großen Hunde* und die, die den Brauch von ihnen erworben hatten, grobe Wahrheiten sagen, ohne daß der Trauernde es übel nehmen konnte. So sagte man etwa – zeitgemäß übersetzt – zu einem, dessen Mutter soeben gestorben war: »Na gut, brauchst du nicht mehr Mama sagen.«[10] Der Zyniker spricht offen aus, von was zu schweigen geziemend scheint; er sagt die Wahrheit, da die Trauer ihn nicht anrührt und der Tod, um den getrauert wird, für ihn eine alltägliche, bloß physische Tatsache zu sein scheint. Die Voraussetzungen für die Annahme dieser Haltung sind im 20. Jahrhundert nicht ohne beträchtlichen Aufwand außerordentlich verbessert worden. Aber ich will nicht zynisch sein.

Anmerkungen

1 Nach R. H. Lowie, *Societies of the Crow, Hidatsa and Mandan Indians*, Am. Mus. of Nat. Hist., Anthr. Pap., Vol. XI, Part III, New York 1913, S. 285.
2 Maximilian Prinz zu Wied, *Reise in das Innere Nord-America in den Jahren 1832 bis 1834*, 2 Bde., Coblenz 1839 und 1841, I, S. 401.
3 Ebd., II, S. 217 f.
4 Ebd., II, S. 277.
5 Vgl. A. W. Bowers, *Hidatsa Social and Ceremonial Organization*, Smithsonian Inst., Bur. of Am. Ethn., Bull. 194, Washington 1965, S. 194 ff.
6 Maximilian, a. a. O., II, S. 183.
7 Ebd., II, S. 142.
8 Lowie, a. a. O., S. 284 ff.
9 Vgl. ebd., S. 193 ff.
10 Ebd., S. 168.

Tilman Spengler
Des Lebens Lauf
Drei Karrieren im neuen China

Korrekturmassnahmen

Als das Stück noch aufgeführt wurde, hatte man für den Darsteller des Schurken einen kräftigen, vierschrötigen Schauspieler ausgesucht. Auf der Bühne trug er ein kleines, scharf umrissenes Bärtchen unter der Nase, das aus seinem weiß geschminkten Gesicht herausstach. »Bei einer Aufführung in Wuhan«, erinnerte sich ein Zuschauer, »war es so heiß, daß das Bärtchen über die Oberlippe rutschte. Aber der Mann war derart böse, so von Grund auf verdorben, daß niemand unter den Zuschauern darüber lachte, auch nicht über sein Stottern. Meine Kinder hätte ich nie in die Vorstellung gelassen.«
Das Stück *Schau westwärts nach Xian* war überall in China ein großer Erfolg. Es handelte von einem gerade abgeschlossenen politischen Kriminalfall, der »Affäre Li Wanming«. Mitte und Ende der 50er Jahre galt der Name Li Wanming als Synonym für betrügerische Hochstapelei in der Volksrepublik. »Das ging schon so weit«, sagte der Zuschauer, »daß Sie lange suchen müssen, bis Sie ein Kind aus den 50er Jahren finden werden, das den Vornamen Wanming (zehntausend würdige Erinnerungen) trägt, denn Li heißen hier ja viele.«
Als das Vorbild für die Theaterfigur nationale Berühmtheit erlangte, war er gerade 27 Jahre alt. Als Kind, als Jugendlicher und als Erwachsener – in China wurde man das damals nach dem 16. Lebensjahr – hatte er den Bürgerkrieg zwischen Nationalisten und Kommunisten, die japanische Invasion und den erneuten Bürgerkrieg miterlebt und hatte dabei – je nach Erfolgsaussicht – auf den verschiedenen Seiten mitgekämpft. Der Sieg der Armeen von Mao Zidong und Zhu De über die Nationalisten unter Chiang Kaishek hatte ihn überrascht. Denn 1949 stand er gerade auf der falschen Seite. Damals trug er die Uniform einer besonders berüchtigten Einheit der Nationalisten, die sich vornehmlich aus Halbwüchsigen rekrutierte. Als Li merkte, daß der Verband, dem er angehörte, verloren war, desertierte er und verbrannte seine Uniform. Er schlug sich einige Wochen bei Verwandten durch und beschaffte sich von alten Freunden, die den Übergang zur Siegerpartei früher bewerkstelligt hatten, gefälschte Ausweispapiere. Dann begann eine steile Karriere beim früheren Gegner. Doch sechs Jahre später wurde er entlarvt und von der zweithöchsten Kammer des Landes zu 15

Jahren »Umerziehung durch Arbeit« verurteilt. Durch die Kulturrevolution verzögerte sich seine Entlassung um weitere zehn Jahre. Aber heute, im Herbst 1980, ist Herr Li frei und – nach eigenem Bekunden – glücklich, ein neuer Mensch geworden zu sein.

Für die Veranstalter war der Erfolg der »Umerziehung durch Arbeit« so überzeugend, daß Herr Li im September 1980 in Xian der Presse vorgestellt werden konnte. Mit der Bühnengestalt der 50er Jahre hat er nicht viel Ähnlichkeit, auch nicht in seinem Auftreten, sieht man einmal davon ab, daß er – wie der Bühnenheld – stottert. Der umerzogene Herr Li ist eher kleiner als der Durchschnittschinese, sein eng anliegendes Haar ist sauber gescheitelt, und er trägt eine Brille. Der Vertreter einer Pekinger Tageszeitung schrieb, Herr Li habe auf ihn gewirkt wie ein gehemmter Intellektueller. Die Kollegin von einem anderen Blatt meinte dagegen, das Unauffällige habe etwas besonders Bedrohliches, den Schurken im Theater habe sie, obwohl sie ihn nur von Photographien kannte, leichter einordnen können.

Herr Li spricht gern über das, was er seine kriminelle Vergangenheit nennt. »Gerade unter den heutigen Jugendlichen«, sagt er, »die es ja eigentlich besonders angeht, gibt es kaum noch einen, der den ganzen Sachverhalt kennt. Dabei habe ich über 20 Jahre gebraucht, um mich zu einem neuen Menschen zu läutern. Meine Lebensgeschichte sollte ein Exempel sein.«

Er erzählt die Lebensgeschichte im Lesesaal der Fabrik, in der er nach seiner Entlassung eingestellt wurde. Der längliche Raum enthält acht Reihen mit einfachen, schwarz lackierten Tischen und dreibeinigen Hockern aus Plastik. Neben der Eingangstür tragen sich die besuchenden Reporter nach Vorlage ihrer Kennkarten in ein Besucherbuch ein; die Eintragung überwacht eine ältere, untersetzte Frau in grauem Anzug. Auf der Brusttasche ihrer Jacke ist mit rotem Faden eine Nummer eingenäht. Neben das Besucherbuch hat die Frau ein kleines Vokabelheft gelegt, aus dem sie sich in unregelmäßigen Abständen halblaut englische Verben vorliest. Für die Reporter sind Stühle herbeigeschafft worden, die Werksleitung hat auch für Tee gesorgt, der in einfachen weißen Emaillebechern mit Deckeln verabreicht wird. An der Stirnseite des Lesesaals hängen farbige Drucke von Mao Zidong und Hua Guofeng. Nur unter dem Bild von Hua steht sein Name, der des verstorbenen Parteivorsitzenden wird als bekannt vorausgesetzt.

Bei den einleitenden Worten eines jüngeren Mannes in graublauem Funktionärshabit – seine Anzugsjacke weist vier Taschen auf, aus der linken oberen Tasche blitzen silbern drei Kugelschreiberhalter – herrscht unter den Journalisten noch keine größere Aufmerksamkeit. Sie schwatzen untereinander, kramen in mitgebrachten Federmäppchen oder blasen in ihre Teebecher. Doch als Herr Li das Wort erhält, wird es ruhig im Saal. Nur von der Eingangstür hört man: »to bring, brought, brought; to catch, caught, caught; to sing, sang, sung . . .«

»Um mir nach der Befreiung, im Jahre 1949, mit üblen Tricks Ruhm, eine hohe Stellung und ein gutes Einkommen zu beschaffen«, beginnt Herr Li, »habe ich unablässig gelogen, betrogen und falsche Dokumente angefertigt. Das war damals möglich, weil die Organisation der Personalstellensysteme noch nicht im ganzen Lande aufgebaut worden war. Ich habe mich arglistig und betrügerisch als Parteimitglied und als Held der Freiwilligenarmee im Kriege ausgegeben. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit habe ich hochgestapelt und gegaunert. Wann immer ein Organ unserer Regierung nicht achtgab, habe ich mich mit schlechten Absichten eingeschlichen – und das war häufig. Wie ein schädlicher Wurm bin ich sogar in die Organisation der Kommunistischen Partei eingedrungen, mit Lügen und völlig falschen Behauptungen. So wurde ich 1952 Stellvertretender Abteilungsleiter im Amt für Personalangelegenheiten der Regierungskommission Mitte-Süd für Landwirtschaft und Forsten. Gleichzeitig ernannten mich die führenden Kader zum Sekretär der Vereinigten Parteizelle. Als unser Büro 1953 nach Peking verlegt wurde, waren die Maßnahmen zu meiner Beförderung zum Abteilungsleiter bereits eingeleitet worden. Damals erschlich ich mir arglistig und betrügerisch sowie unter Vorspiegelung völlig falscher Tatsachen auch noch die Teilnahme an einer Delegation von Vertretern der chinesischen Landwirtschaft, die zu Konsultationen und Besichtigungen in die Sowjetunion reiste.«

Der junge Funktionär, der die Einführung gesprochen hat, unterbricht und fragt, ob zu diesem Lebensabschnitt noch Details erwünscht sind. Doch die Presse schweigt. Ein Lokalreporter beugt sich mit dem Oberkörper über den Tisch und mustert Herrn Li scharf durch seine randlose Brille. Dann löst das Zucken eines Blitzlichts die entstandene Stille, die Journalisten greifen nach ihren Teebechern, nehmen einige kleine Schlucke und legen sorgfältig wieder die Deckel auf die Gefäße. Herr Li kann fortfahren.

Der glatte Verlauf seiner Karriere als Hochstapler hatte Herrn Li offensichtlich zu sorglos gemacht, sonst hätte er bei seinem neuen Streich größere Vorsicht walten lassen: »Ende 1954 verwickelte ich arglistig einen hohen Offizier der Volksbefreiungsarmee in ein schändliches Betrugsmanöver. Mit Lügen und anderen falschen Worten brachte ich ihn dazu, mir einen ›handgeschriebenen Empfehlungsbrief‹ und eine ›militärische Eildepesche‹ auszustellen, die, was völlig unwahr war, behauptete, ich müsse in einer dringenden Angelegenheit zu meiner militärischen Einheit, um dort sogenannte Fragen der Strategie und der Ausbildung zu erörtern. Ich bekam ein Flugzeug gestellt und reiste damit von Peking in den Westen, angeblich um Militärisches zu verhandeln.«

Xian, die Hauptstadt der Provinz Shanxi im Nordwesten Chinas, war das Ende dieser Reise und auch das Ende der Parteikarriere des Herrn Li. Am 10. Januar 1955 stellten ihn dort Beamte der für die Sicherheit des Landes

zuständigen Behörde. »Ich wurde wenige Tage später nach Peking verbracht«, erinnert sich Herr Li und fügt nicht ganz frei von Stolz hinzu: »In der Hauptstadt nahm sich der Erste Vorsitzende des Amts für Öffentliche Ordnung meines Falles persönlich an. Die Verhandlung brachte alles genau an den Tag. Sie dauerte mehrere Wochen. Ich bekam 15 Jahre.«
Die 15 Jahre hätte er eigentlich bis zum Frühjahr 1970 abgesessen gehabt, doch diesen Ausgang verhinderte, was die chinesische Propaganda seit Ende 1976 den »bösen Wind der von Lin Biao und der Viererbande entfachten ultralinken Bewegung in der Kulturrevolution« nennt. Als die Entlassung des Herrn Li bevorstand, nahmen sich die Vertreter der »Ultralinken«, also die neuen Herren im Justizwesen, seinen Fall noch einmal vor und stuften die Sünden des Sträflings als »objektiv konterrevolutionär« ein. »Sie ermahnten mich, zu überprüfen, ob meine Gedanken und Ansichten nicht den Tatbestand der Verbreitung reaktionärer Theorien erfüllten.« Die Überprüfung fiel positiv aus. Am 30. August 1968 erhielt Herr Li eine weitere Strafe von zehn Jahren »Umerziehung durch Arbeit« auferlegt, deren letzte zwei Jahre er allerdings nicht mehr verbüßen mußte. Ende Mai 1978 wurde er aus der Haft entlassen.
Mit der Schilderung des zweiten Teils seiner Strafe hat sich Herr Li die Sympathie seiner Zuhörer gesichert. Denn sie macht aus dem politischen Kapitalverbrecher, den das Gesetz zu Recht in seiner ganzen Schärfe getroffen hat, ein Opfer der »Viererbande«. Opfer der Viererbande ist ein Stichwort, auf das sich die angereisten Journalisten verstehen. »Der auch«, sagt der Lokalreporter, der vorhin den Erzählenden noch so streng fixiert hat. Sein Nachbar beginnt eine längere Geschichte über das Schicksal eines nahen Verwandten, ein Dritter berichtet, wie ihn die »Viererbande« von der Redaktion in die Setzerei versetzt habe. Der Versammlungsleiter muß eingreifen, um Herrn Li wieder in das Zentrum der Aufmerksamkeit zu rücken.
Herr Li hat gegen die Verlängerung seiner ursprünglichen Strafe keinen Protest eingelegt. »Doch schon ein Jahr nach meiner Entlassung war das Urteil kassiert«, ruft er aus, und hier wird vor offenkundiger Begeisterung sein Stottern stärker, »das beweist Ihnen, mit welchem Nachdruck sich unsere Regierung um eine korrekte Amtsführung bemüht!«
Der Vertreter der *Pekinger Abendzeitung* möchte von Herrn Li wissen, wie dieser selbst den Erfolg oder die Auswirkungen von 25 Jahren »Umerziehung durch Arbeit« bewertet. Herr Li zögert einen Moment mit der Antwort, lächelt freundlich und fragt dann – ein wenig zum Verdutzen der Zuhörer – zurück: »Für wie alt halten Sie mich?«
In den Artikeln, die sie später veröffentlichten, behaupteten die Reporter, sie hätten auf diese Frage zunächst einander, dann Herrn Li, dann wieder einander betrachtet. »Wir waren unschlüssig«, schrieb einer von ihnen, der die

Frage – wie seine Kollegen wohl auch – sehr wörtlich genommen hatte, »Li Wanming hatte kaum graue Haare, sein Gesicht zeigte eine gesund gebräunte Farbe und nur ganz wenige Falten.«

Die Verwirrung unter den Reportern scheint Herrn Li zu amüsieren. »Manche meiner früheren Bekannten meinen, ich sei etwas abgemagert, dabei ist mein Körper völlig gesund, während der ganzen Zeit im Gefängnis bin ich nie ernstlich krank geworden – kaum einer glaubt mir, daß ich schon 53 Jahre alt bin.« Und auf das ungläubige Kopfschütteln und Gemurmel der Pressevertreter fügt er schlicht hinzu: »Das liegt ganz einfach daran, daß ich beim Abbüßen meiner Strafe den Weg der Rechtschaffenheit gefunden habe.«

Ob er in seiner neuen Umgebung auf Ressentiments gestoßen sei, möchte der Vertreter der *Pekinger Abendzeitung* wissen. »Nein«, sagt Herr Li mit großer Entschiedenheit. »ich arbeite jetzt zur völligen Zufriedenheit der Massen in einer Autofabrik in Xian, es wurde mir sogar schon die Verantwortung für das Materiallager übertragen. Auch auf der Bank ist man sehr zuvorkommend mir gegenüber. Ich habe auch bereits 1000 Yüan gespart, darin ist meine Entschädigung enthalten, mein Monatslohn beträgt fast 50 Yüan. Früher habe ich das Doppelte allein für Zigaretten ausgegeben. Sie sehen, nicht nur mein Denken hat sich geändert, ich kann jetzt auch verantwortlich mit meinem Leben umgehen.«

Die für das Interview vorgesehene Zeit ist schon überschritten. Eine Reihe von Arbeitern in blauen Hosen und grauen Kitteln warten in der hinteren Ecke des Lesesaals darauf, daß die von der Presse besetzten Bänke freigegeben werden. Doch Herr Li hat seine Geschichte noch nicht abgeschlossen. »In der ersten Zeit im Gefängnis«, berichtet er, »da konnte ich nicht in den Spiegel schauen, so sehr habe ich mich verachtet. Am Tage meiner Entlassung habe ich noch einmal in den Spiegel gesehen: ich war ein von Grund auf geänderter, strahlender Mensch. Die Leute, mit denen ich heute zu tun habe, sagen alle: Wir sind froh, daß du dich von einem politischen Betrüger zu einem normalen Bürger gewandelt hast.«

Die Reporter räumen ihr Schreibgerät zusammen und erheben sich – am Abend fliegt nur eine Maschine von Xian zurück nach Peking. Herr Li schüttelt allen lange die Hand. »Früher war ich ein Volksschädling«, ruft er – die ersten sind schon gegangen –, »jetzt möchte ich von ganzem Herzen ein gewöhnlicher Bürger zum Nutzen des Volkes sein. Ohne Erziehung und Propaganda hätte ich es nie so weit gebracht.«

Im Hof vor dem Lesesaal steigen die Reporter in die bereitgestellten Wagen. Es ist nicht weit zum Flughafen, man liegt noch gut in der Zeit, doch es ist nie ganz sicher, ob sich die einheimische Fluggesellschaft auch tatsächlich an die Abflugszeit hält. »Eine gute Geschichte«, sagt einer der Journalisten, »schade, daß das Stück nicht mehr aufgeführt wird.«

Lao She, der Autor des Stücks, hat die Resozialisierung seines Helden nicht mehr erlebt. Gleich zu Beginn der Kulturrevolution wurde er als »Revisionist«, »Nachäffer alles Ausländischen« und als »bürgerlicher Literat« angegriffen. Am 23. August verprügelte ihn eine Abordnung von Rotgardisten. Tags darauf fand seine Frau die Leiche des Schriftstellers am Westufer des Sees zum Himmlischen Frieden in Peking.

Vielfältig verwendbar

Herr Pang kam auf einen kurzen Besuch am Nachmittag. »Nur ganz kurz«, sagte er, »Sie sind ja so beschäftigt, eigentlich wollte ich schon gestern vorbeikommen, aber da fehlte mir noch der zweite Erlaubnisschein von meiner Einheit, heute ist alles klar, ich habe gesagt, es gehe um internationale wissenschaftliche Kontakte, wie sie unser Stellvertretender Ministerpräsident gefordert hat, da mußten sie unterschreiben. Und es geht auch ganz schnell.«

Herr Pang trug ausgebleichte kurze Hosen und offene Sandalen, sein weißes Hemd hing über dem Gürtel. Aus der rechten Hosentasche schaute ein buntkariertes Tuch, das er in kurzen Abständen ruckartig hervorzog, um sich Schweißtropfen von der Stirn zu wischen. In den ersten Minuten unseres Gesprächs imitierte er mit großer Belustigung meine Lehrbuchfloskeln: »Sie stören überhaupt nicht, Herr Pang«, lachte er, »bitte nehmen Sie doch Platz, was kann ich für Sie tun?« Herr Pang klopfte sich begeistert mit beiden Fäusten auf die Knie. »Ihr Chinesisch ist wirklich außergewöhnlich«, kommentierte er seine Parodie, »ich bleibe auch nur ganz kurz.« Er prustete und warf den Kopf zurück. »Sie haben in der letzten Woche so interessant über die deutsche Wissenschaftsentwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg vorgetragen. Das hat in unserem Institut einen großen Eindruck gemacht. Jetzt möchte ich Ihnen aus meinem Leben erzählen. Sie haben in Deutschland wissenschaftliche Eliten; ich bin keine Elite. Aber ich habe gelernt, vielfältig verwendbar zu werden.«

Herr Pang ist Jahrgang 1935. Mit 21 Jahren hat er sein biologisches Staatsexamen an einer Universität in Schanghai mit Auszeichnung bestanden, darauf wurde er als Hochbegabter an die Akademie der Wissenschaften nach Peking beordert. »Um anzufangen, war 1956 kein schlechtes Jahr«, schmunzelte Herr Pang und blies auf die Teeblätter, die sich an der Oberfläche seines Bechers gesammelt hatten, »damals hatten wir die ›Hundert-Blumen-Kampagne‹, Sie wissen ja, das Durcheinander mit der plötzlichen Meinungsfreiheit, ich hab' mich in meinem Institut auf die Seite der Morgan-Anhänger gegen die Lyssenkoisten geschlagen; die Russenpartei, so dachte jedenfalls mein Abteilungsleiter, schien am kürzeren Hebel zu

sitzen.« Herr Pang machte eine schnelle Geste, die ich nicht verstand: er faltete seine beiden Hände wie zum Gebet und blies dann energisch hinein. »Ganz kurz gesagt«, fuhr er fort, »die Sache hat ja nicht lange gedauert, schon ein Jahr später kam die Kampagne gegen Rechtsabweichler und bürgerliche Intellektuelle, und in unserem Institut war damit jedesmal ich gemeint.«

»Ich habe Selbstkritik geübt«, kicherte Herr Pang, »aber das hat noch nicht ganz hingelangt. Da haben mir die Genossen bei der Selbstkritik geholfen, wir nennen das Massenkritik, da war ich dann schon einen guten Schritt weiter.« Sehr lange blieb er nicht im Abseits stehen: 1958 war die Zeit des »Großen Sprung vorwärts«, da wurde Herr Pang wieder gebraucht – wenn auch nicht auf dem Gebiet, für das er sich akademisch qualifiziert hatte. Denn die politischen Führer des Wissenschaftsbetriebs, fast alle bewährte Veteranen aus der Zeit des anti-japanischen Kriegs, waren auf die neue Linie eingeschwenkt, die in der Hauptstadt als »Massenlinie« vorgestellt worden war. Herr Pang breitete die Arme aus wie ein Priester beim Abschiedssegen. »Der Politische Kommissar hat gesagt: ihr Wissenschaftler macht zuviel theoretisches Zeug, das hilft den Massen keinen Deut. Für mich hat das geheißen: Schluß mit der Embryologie, jetzt geht es an die Bienenzucht!« So kam Herr Pang dazu, das Verhalten von Bienen, ihren Flug und ihre Paarungsgewohnheiten zu untersuchen. Er entwickelte einige Verfahren, um neue Bienenarten zu kreuzen, er kletterte durch die steilen Berge von Yünnan und Jiangxi, und er fühlte sich bereits sehr wohl mit seinen Bienen, da wurde er in die Hauptstadt zurückgerufen. Die Politik der Massenlinie war in großer Eile abgesetzt worden, das ganze Land litt unter Versorgungsschwierigkeiten – »man kann auch sagen: Hunger«, kicherte Herr Pang, »in manchen Gebieten ist damals jeder Vierte verhungert, und anderswo«, er zwinkerte mir verschwörerisch zu, »waren es wohl noch mehr«.

Aber in der Akademie standen die Zeichen wieder günstig für theoretische Arbeit. Herr Pang wurde an ein Projekt versetzt, in das er seine Erfahrungen mit Flugtieren einbringen konnte. Es ging um Schmetterlinge, genauer: um die Frage, wie Schmetterlinge Informationen verarbeiten. »Da war ich plötzlich wieder an der Forschungsfront«, amüsierte sich Herr Pang. Er hatte im Selbststudium eine Reihe von Fremdsprachen gelernt, gab seinen wissenschaftlichen Aufsätzen deutsche Titel, damit die internationale Fachwelt wußte, wovon die Rede war, und hatte die Genugtuung, daß diese Fachwelt seine Aufsätze anforderte. »Da habe ich denen dann auch geschrieben und mir deren Arbeiten schicken lassen, die haben fast immer geantwortet, manchmal allerdings nicht sofort. Und dann hatte ich eine ganz schöne Sammlung von Aufsätzen, viel mehr, als ich verschickt hatte. Und gekostet hat es mich praktisch überhaupt nichts, denn Postkarte und Porto hat ja immer das Institut bezahlt.«

Mit 28 Jahren heiratete Herr Pang eine Studienkollegin. »Sie war zwar etwas gebrechlich im Gesundheitlichen«, sagte er entschuldigend, »doch sie hatte eine gute Stellung an der Mittelschule in der Nähe vom Hauptbahnhof, und ihr Französisch war damals nicht schlecht. Französisch habe ich nie richtig begreifen gelernt.«
Auf der Hochzeitsfeier – das Ehepaar hatte einige Kollegen eingeladen, es gab frisches Obst und Süßwerk – erfuhr Herr Pang von einem befreundeten Biochemiker, der jetzt in der Personalabteilung seines Instituts arbeitete, zum ersten Mal von einer neuen politischen Bewegung. Sie war für den Sommer 1962 angekündigt und hieß »Sozialistische Erziehungskampagne«. Herr Pang brach erneut in sein glucksendes Lachen aus: »Am Anfang habe ich gedacht: das stört deine Arbeit, aber das kriegst du schon in den Griff. Wie Sozialismus in der Wissenschaft geht, hatte ich ja schon 1958, beim Großen Sprung vorwärts, gelernt. Da mache ich dann einfach weiter, dachte ich, wo ich 1959 aufgehört habe. Damals hat ja niemand gewußt, daß aus der Sozialistischen Erziehungskampagne die Große Proletarische Kulturrevolution wurde.« Unvermittelt sprang Herr Pang aus seinem Sessel hoch, durchquerte mit zwei, drei kurzen Sätzen den Raum und klatschte mit seiner ausgespreizten rechten Hand auf eine kleine Fliege, die zuvor träge an einer dunkelroten Thermoskanne hochgewandert war und gerade den Verschlußdeckel erreicht hatte. »Dieses fliegende Zeugs muß man verstehen, bevor man es vernichten kann«, sagte er, bevor er im Badezimmer verschwand, um sich die Hände abzuspülen.
»Gut«, lachte er, nachdem er sich wieder gesetzt hatte, »so schlecht wie vielen anderen ist es mir nicht gegangen. Ich hatte ja gelernt, beweglich zu bleiben.« Er wippte mit dem Oberkörper. »Aber den älteren Herren in der Wissenschaft, besonders denen, die rege Beziehungen mit dem Ausland unterhalten hatten, denen ging es schon übel. Meiner Frau auch; die hatte auf ihrem Schreibtisch in der Schule ein Bild von Eva Curie. Eine Schülerin hat das gesehen und ihr bei der nächsten Massenkritiksitzung vorgeworfen, sie errichte einen Hausaltar zur Anbetung ausländischer Wissenschaftler. Meine Frau wurde verhört, und das hat sie nicht so gut überstanden, wohl wegen der Prügel. Jetzt ist sie manchmal ein wenig wirr, aber nicht häufig, und sie darf auch wieder unterrichten.« Als Herr Pang das Wort »wirr« aussprach, wischte er sich kurz über die Schläfe und kniff das linke Auge zu. »Aber ich kam noch in eine ganz erträgliche Kategorie«, fuhr er mit einer Stimme fort, in der sich Triumph und Ironie mengten, »hauptsächlich, glaube ich, weil ich ja noch so jung und beweglich war. Bei mir reichten diesmal drei Sitzungen Selbstkritik, und die Sache war ausgestanden.«
Um »dem Volke zu dienen«, wie es die neuen Parolen verlangten, wurde Herr Pang von seinem Institut an ein multidisziplinäres Projekt über Erdbebenforschung geschickt. Das war wieder etwas Neues und Anregen-

des, fand er, man konnte durch die ganze Volksrepublik reisen – Erdbeben traten ja fast überall auf – und traf viele interessante Kollegen, die in gleicher Sache unterwegs waren: terrestrische Physiker, Physiologen, sogar ein paar Historiker. »Ich sollte herausfinden, welche Tiere frühzeitig auf Erdbeben reagieren und wie man dieses Verhalten statistisch registrieren kann. Um Ihnen ein Beispiel zu geben: manche Schlangen beginnen sich plötzlich zu häuten, wenn ein Erdbeben bevorsteht.« Herr Pang strich flink mit Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand über seinen linken Unterarm. »Dann gibt es Fische, die auf heraufziehende Gewitter reagieren.« Er nannte den Namen einer Fischart, der mir nichts bedeutete, auch die Zeichen, die er auf den Rand der Tageszeitung kritzelte, brachten mich nicht weiter. Später entnahm ich dem Wörterbuch, daß diese Fische bei uns in Deutschland »Schlammbeißer« genannt werden. »Macht ja nichts«, nahm Herr Pang seine Erzählung wieder auf, »wir Wissenschaftler hatten uns überlegt, daß diese Verhaltensänderungen mit atmosphärischen Veränderungen zusammenhängen müssen. Aber mit welchen Indikatoren, darüber haben wir uns nicht einigen können. Wahrscheinlich mit allen ein bißchen.«

Herr Pang nahm hastig einen Schluck aus seinem Becher und kaute einige Sekunden auf den Teeblättern, die ihm dabei zwischen die Zähne gekommen waren. »Bevor wir uns einigen konnten, bin ich dann an mein Institut nach Peking zurückgerufen worden. Denen war diese Art von Forschung zu weit von der Biologie entfernt – das muß so um 1972 gewesen sein, da gab es eine neue Anweisung, daß auch Grundlagenforschung nicht aus dem Bereich wissenschaftlicher Arbeit ausgeschlossen werden dürfe. Die Parteileitung am Institut hat lange überlegt, was das konkret bedeuten sollte. Und dann hat man mich zur Vorsicht erst einmal von dem Erdbebenprojekt abgezogen.«

Doch nach 1972 schlug die Stimmung in der Akademie der Wissenschaften und an Herrn Pangs Institut schnell wieder um. Herr Pang wurde zur Integration von Kopf- und Handarbeit aufs Land geschickt. »Das hätte viel schlimmer kommen können«, freute er sich, »es dauerte ja nicht einmal zwei Jahre, und ich durfte jedes Jahr drei Wochen zurück zu meiner Frau. Die ist erst gar nicht verschickt worden, sondern konnte sogar in ihrer Schule weiterarbeiten, in der Küche. Aber denen an der Universität Peking und an der Technischen Universität, denen ging es viel ärger; bei uns in der Akademie und besonders natürlich in der Verteidigungsforschung war man vergleichsweise gut bedient.«

Im Februar 1975 war für Herrn Pang die Integration von Kopf- und Handarbeit beendet, er kehrte einmal mehr an sein Institut zurück, doch an eine geregelte wissenschaftliche Arbeit war nicht zu denken. Viele Kollegen steckten noch mitten in der politischen Umerziehung, leisteten körperliche Arbeit in Fabriken oder auf dem Lande, häufig in weitabgelegenen

Provinzen. »Die Institute standen deswegen natürlich nicht leer«, schmunzelte Herr Pang, »im Gegenteil, so voll war es vorher noch nie gewesen, es kamen ja lauter neue Kräfte, um darauf zu achten, daß die proletarische Kontrolle über den Wissenschaftsbetrieb nicht gefährdet wurde. Nur leider keine Wissenschaftler.«
Wissenschaftliches Arbeiten war zu einem Risiko geworden. »Außerdem«, sagte Herr Pang und warf einen schnellen Blick auf seine Armbanduhr, »wurden wir ja auch für Nichtstun weiterbezahlt, der Lohn war zwar niedrig, Fabrikarbeiter kriegten im Monat fast ein Drittel mehr, aber er kam regelmäßig. Andererseits: wenn man ein gutes Ergebnis erzielt hatte, etwa eine Untersuchung, die in die politische Linie paßte, dann schmückten sich die Vorgesetzten damit. Und dagegen zu protestieren, war erst recht gefährlich, denn dann hieß es, man wolle sich wohl einen besonderen Namen machen und sei ein bürgerlicher Karrierist.«
Außerhalb des Instituts, in jener Arena, die man die wissenschaftliche Öffentlichkeit nennt, war es ziemlich unmöglich, sich »einen besonderen Namen« zu machen, denn nach 1967 gab es kaum noch wissenschaftliche Zeitschriften. »Meine beste Arbeit habe ich 1965 geschrieben«, erinnerte sich Herr Pang fröhlich. »Ich habe den Artikel zusammen mit meinen ganzen Unterlagen zu den Versuchen eingeschickt. Bevor er veröffentlicht wurde, stellte die Zeitschrift ihr Erscheinen ein – irgendwann haben sie die Unterlagen dann weggeworfen. Na ja, das wäre heute ja ohnehin alles sehr veraltet.« Danach wurden wissenschaftliche Arbeiten in aller Regel nur noch als Berichte an die vorgesetzte Dienstbehörde verfaßt, die machte dann damit, was in ihrem Ermessen stand. »Meistens ging das Zeug in die Schublade«, giggelte Herr Pang.
Nach dem Sturz der »Viererbande« im Herbst 1976 durften die chinesischen Wissenschaftler wieder zeigen, was in ihnen steckte. Herr Pang sollte jetzt die Umweltforschung vorantreiben und auf Weltniveau bringen. »Auch das hat mit der Biologie, die ich gelernt habe, eine Menge zu tun«, rief Herr Pang und sprang auf. »Aber ich hatte keine Lust mehr, in meinem alten Institut zu arbeiten. Ich habe mich in die Wissenschaftsforschung versetzen lassen. Wenn man soviel herumgekommen ist wie ich, und dabei soviel Neues gelernt hat, dann ist man am besten in der Philosophie aufgehoben.«

Familienroman

Daß die Familie Liao auseinanderbrechen würde, kam für die Nachbarn genauso überraschend wie für das zuständige Straßenkomitee. Denn bis zu dem Tag, als die alte Frau Liao verkündete, sie habe beschlossen zu sterben,

schienen die Familienverhältnisse glücklich geordnet. Frau Liaos Schwiegertochter ging einem gut bezahlten Beruf in der 14. Elektrofabrik der Stadt nach, sie klagte wohl manchmal über die anderthalb Stunden Busfahrt zu ihrem Arbeitsplatz, doch andererseits befand sich das Fließband, an dem sie kleine Stecker montierte, in einer gut beleuchteten und belüfteten Halle, und die Hitze, die vom angrenzenden Maschinenraum herüberzog, kam im Winter sehr gelegen. Herrn Liaos Stellung war weniger gut bezahlt – er arbeitete in einem Ministerium –, dafür hatte er zahlreiche Kontakte mit ausländischen Besuchern, die immer wieder kleine Geschenke mitbrachten, Kugelschreiber oder sich auf Knopfdruck öffnende Regenschirme, manchmal auch elektronische Geräte; damit ließ sich nicht nur – im Tauschverkehr – der Haushalt der Liaos aufbessern, die ausländischen Güter erlaubten sogar gewisse Extravaganzen, die einige der Nachbarn, hätten sie davon erfahren, sicherlich neidisch gemacht hätten.

Herrn Liao kannte ich schon seit zwei Jahren. Seine Behörde hatte ihn im Herbst 1978 nach Westdeutschland geschickt, er betreute als Übersetzer eine Wissenschaftlerdelegation, die sich über die Fortschritte der psychologischen Forschung informieren sollte. Seit jener Zeit hatten wir einen lockeren Kontakt aufrecht erhalten, eng genug, daß er mich in zwei- bis dreimonatigen Abständen um die Übersendung von Ersatzteilen bitten konnte, die er für seine geschenkten Apparate benötigte, doch nicht so eng, daß wir uns eingehender über Persönliches ausgetauscht hätten. So wußte ich zwar von der Existenz der Mutter, der Ehefrau und einer kleinen Tochter, ich hatte aber bei meinen drei Besuchen in Peking noch keines der weiblichen Mitglieder der Familie kennengelernt. Meine Rolle als Warenbeschaffer behielt ich in Peking bei – immer wieder gab es »einen Freund« oder »eine Bekannte«, für die aus dem für Ausländer reservierten Freundschaftsladen etwas zu besorgen war, Herr Liao holte das Bestellte dann wenige Tage später im Hotel ab.

An einem Samstagnachmittag im Spätsommer 1980 traf ich das junge Ehepaar Liao in der Nähe des Pekinger Busbahnhofs, dort, wo früher die Wandzeitungen klebten und jetzt Reklameschilder angebracht waren. Die Liaos waren auf dem Heimweg vom Einkaufen, Frau Liao trug eine prall gefüllte Plastiktüte der Firma Karstadt, ihr Ehemann hielt unter dem rechten Arm eine Zeitung. Als ich Frau Liao die Hand schüttelte und ihr mitteilte, daß ich mich freute, sie kennenzulernen, errötete sie und sagte zu ihrem Mann: »Spricht der chinesisch?« Ich lud die beiden zum Essen ein. Im Restaurant auf der Straßenseite gegenüber waren zwar alle Tische besetzt, und es hatten sich bereits dichte Trauben von Wartenden gebildet, die den heftig schwitzenden Essern erwartungsvoll über die Schultern blickten, doch ein Kellner winkte uns beiseite und führte uns einen Stock höher in die für Ausländer und höhere Kader reservierte Abteilung.

Das Essen stand unter keinem glücklichen Stern. Die Liaos legten sich zwar üppig auf, aber Frau Liao las bei jedem neuen Gang die entsprechende Eintragung aus der Preisspalte der Speisekarte vor und beteuerte, daß sich der Aufwand nicht lohne. »Zu Hause wäre es billiger«, sagte sie zu ihrem Mann, »sag' ihm«, sie deutete mit der Kinnspitze in meine Richtung, »daß es hier viel zu teuer ist, das Geld könnte man sparen«. Erst beim Tee – den gab es umsonst – entspannte sich die Lage. »Sie müssen meine Frau verstehen«, bat Herr Liao, »ihr kulturelles Niveau ist nicht besonders hoch, aber sie meint es gut mit Ihnen. Wir sind ein kleiner Haushalt von drei Generationen in anderthalb Zimmern. Das schafft große ökonomische Probleme, und dabei rede ich noch gar nicht von der Psychologie. Zu Hause haben wir oft Streit, das ist historisch, und ich kann es ihnen erklären.«

Vor acht Jahren war die alte Frau Liao von ihrem Dorf in die Hauptstadt gezogen, weil ihr Sohn Liao Dahu ihr geschrieben hatte, daß er sie brauche. Sie war damals gerade 62 Jahre alt geworden, die Tochter hatte einen Metallarbeiter in der Kreisstadt geheiratet, der andere Sohn diente bei der Volksbefreiungsarmee, und mit ihrem Mann hatte sie sich ohnehin nie recht verstanden. Außerdem lebten in dem Dorf noch genug Verwandte, die sich um ihren Mann kümmern konnten. Für sie war der Sohn, der in Peking Karriere gemacht hatte, wichtiger. »Sie sagt immer«, nahm Frau Liao die Erzählung auf, »er ist mein Kind, er kommt aus unserem Dorf, und jetzt hat er eine einflußreiche Stellung in der Hauptstadt. Mein kleiner Dahu ist wirklich der Phoenix aus dem Hühnerhaus.« Herr Liao lachte betreten. »Sie verstehen doch, was ich sage?« fragte Frau Liao und zu ihrem Mann gewendet: »er versteht doch, was ich ihm sage?«

Als Liao Dahu seine Mutter zu sich bat, war er seit anderthalb Jahren verheiratet. Seine Frau, die jetzige Liao Xüehua, kam wie er vom Lande, ein gemeinsamer Freund hatte die beiden zusammengebracht. Die Brautwerbung erfolgte in der Zeit der Kulturrevolution, und schon aus Gründen der sozialen Balance mußte man dem jungen Liao zu seiner Wahl gratulieren. Das Ministerium, das ihn beschäftigte, verwaltete wissenschaftliche und kulturelle Dinge, außerdem hatte er studiert und zählte somit – trotz seiner bäuerlichen Herkunft – eigentlich zu einer Schicht der Intelligenz, der in jenen Tagen leicht das Adjektiv »bürgerlich« drohte. Da demonstrierte die Verbindung mit einer unbestreitbaren Proletarierin, daß der Kontakt zu den Massen keineswegs abgerissen war.

»Wir haben eine andere Psychologie, wenn wir über diese Dinge reden«, sagte Herr Liao plötzlich auf Deutsch zu mir. Er hatte mein Befremden bemerkt, ein romantisches Thema in den Begriffen politischen Klassenkalküls abgehandelt zu hören. »Unsere Psychologie«, er sprach das Wort wie immer »Pyssologie« aus, »ist mehr realistisch, in Deutschland ist das anders, aber hier ist das noch nicht so gut gelöst.«

Auch Frau Liao war über die Partie, die sie gemacht hatte, nicht unglücklich. Als ihr künftiger Ehemann nach mehreren gemeinsamen Kinobesuchen und einer Radtour in die Westberge mit jenem Gespräch begann, das man auf Chinesisch »Liebesgeplauder« nennt, als er also über die offenkundig wechselseitige Sympathie zu sprechen begann und seine beruflichen Möglichkeiten vorstellte, war die Umworbene bereits in einem Alter, in dem das Ausschlagen einschlägiger Angebote nicht länger ratsam schien. Die Kolleginnen in der Fabrik hatten schon erste spitze Bemerkungen gemacht; es war ihnen nicht verborgen geblieben, daß die spätere Frau Liao bereits zwei Vermittlungsversuche, die von der Personalstelle der Fabrik in die Wege geleitet worden waren, abgebrochen hatte, weil ihr die Bewerber nicht zusagten. Wählerisch zu sein war ein Luxus, den man sich ein- bis zweimal leisten konnte, doch dann drohte dem Mädchen leicht der Vorwurf der Kapriziosität.

Gegen ihren Gatten hatte Frau Liao nur zwei Einwände. Einmal, das gab er selber zu, entsprach er auch bei großzügiger Betrachtung nicht dem chinesischen Schönheitsideal. »Das stimmt«, fiel Frau Liao hier ihrem Mann ins Wort, »natürlich dreht sich auch niemand nach mir um, wenn ich auf der Straße gehe, aber mein Mann sieht im Gesicht aus wie ein Pferd. Sie verstehen, was ich sage? Merkwürdig ist nur, daß unsere Tochter Yiqing so schön ist.« Zum zweiten war Herr Liao auch nicht wohlhabend, sein Lohn im Ministerium war schon damals – aus der Perspektive des Proletariats – kümmerlich, und was er hätte sparen können, mußte er zur Unterstützung seiner Eltern ins Dorf schicken. Am Hochzeitstag zählten die beiden zu ihren Habseligkeiten ein Bett und eine Truhe, die der Mann in die Ehe eingebracht hatte, die Braut steuerte etwas Geschirr und Wäsche bei, hinzu kamen – als Leihgabe des Ministeriums – ein Tisch und zwei Stühle.

Ob Frau Liao wirklich schon damals über den geringen Lohn ihres Mannes geklagt hat, wie ihr Mann im Nachhinein behauptete, ist nicht sehr wahrscheinlich. Denn in jenen Jahren der wirtschaftlichen Kargheit und der revolutionären Leidenschaften bewegten sie sich nicht nur mit der Ausstattung ihres Hausstandes in einem Rahmen, den ökonomische Gebote genauso gesetzt hatten wie die Regeln des politisch Schicklichen. Größere Abweichungen von der Norm revolutionärer Schlichtheit hätten unweigerlich Aufsehen und Kritik auf sich gezogen. Auch die Liaos hatten an Massenprotestsitzungen teilgenommen, auf denen schon der Besitz eines Plattenspielers als Beweis für die Dekadenz des Angeklagten gedient hatte.

»Heute haben es Mädchen, die heiraten, besser«, lachte Frau Liao und zerdrückte einen Sonnenblumenkern zwischen den Zähnen, »in Shanghai müssen die jungen Herren schon fast 3000 Yüan zahlen, bevor sie eine Frau kriegen, da gehen vier bis fünf Jahresgehälter auf Möbel, Nähmaschinen, Radio, Fernseher, Armbanduhren und was sich die Braut sonst noch

wünscht. Und in unserem Heimatdorf läuft kaum etwas, bevor der Bräutigam ein eigenes Haus vorweisen kann. Das schränkt den Kindersegen mehr ein als die schärfste Politik der Geburtenkontrolle.«
»Meine Frau war politisch nicht so radikal wie ich«, erinnerte sich Herr Liao, »als Arbeiterin brauchte sie ja auch nicht viel mehr als ihre Klassenlage, deswegen war sie auch viel früher als ich für die Wiedereinführung von materiellen Anreizen in der Produktion. Und es war ihre Idee, meine Mutter in die Stadt zu holen, als unser erstes Kind geboren wurde.« Frau Liao spuckte die Hülle eines Sonnenblumenkerns auf den Boden. »Das war auch sehr vernünftig«, sagte sie, »ich verdiene 52 Yüan, mein Mann hat 9 Yüan weniger, wir müssen beide arbeiten, also brauchten wir für die kleine Yiqing einen Platz in der Kinderkrippe. So ein Platz kostet um die 15 Yüan im Monat, genausoviel wie mein Mann an seine Mutter ins Dorf schickte. Wenn wir die Mutter zu uns holten, sparten wir die Kinderkrippe und die monatliche Überweisung ins Dorf und mußten zusätzlich nur noch für das Essen der Mutter bezahlen. Wohnen konnte sie umsonst bei uns, und sie hatte schon vor der Geburt von Yiqing geschrieben, daß sie sich darauf freut, mit dem Kind spielen zu können.«
Gegen den Umzug der Mutter sprach nur der Umstand, daß die Wohnung der Liaos mit nur einem Raum und einer kleinen Küche schon durch das Ehepaar mit dem kleinen Kind einigermaßen erschöpfend ausgenutzt war. Doch das Problem stellte sich ja, genau betrachtet, nur am Abend und in der Nacht. Tagsüber gingen die beiden Liaos ihrer Arbeit nach. Außerdem wurde die Ehefrau auch alle drei Wochen zur Nachtschicht eingeteilt, das brachte, was die Unterbringung anging, jedesmal eine gewisse Entlastung.
Von einer weiteren Linderung der familiären Wohnungsnot erzählte mir Herr Liao auf dem Heimweg. Wir waren aufgebrochen, nachdem die Kellner begonnen hatten, die kleinen Hocker auf die Tische zu stellen und mit großen Besen den Boden zu kehren. »Schon acht Uhr«, sagte Frau Liao, als wir auf der Straße standen, und zeigte auf die erleuchtete Uhr am Turm des Telegraphenamtes, »wir könnten zusammen nach Hause laufen, es sind ja nur zwanzig Minuten.« Durch lebhaften Fußgängerverkehr zogen wir über die Changanstraße nach Westen. Ich führte das Fahrrad, neben mir, auf der anderen Seite des Lenkers, lief Herr Liao, den Schluß bildete seine Frau, die mit beiden Händen ihre Karstadttüte auf dem Gepäckträger festhielt.
Unterwegs berichtete Herr Liao vom Ende seiner Zeit als Rotgardist. In seinem Ministerium hatte er sich einer Fraktion angeschlossen, die die meisten rivalisierenden Gruppen an Radikalität überbot, dabei aber die realen Machtverhältnisse aus den Augen verlor. Er mußte erleben, wie seine Kampfgenossen die Waffen streckten, Feinde im Ministerium bezichtigten ihn eines mehr als nur komplizenhaften Engagements, schließlich wurde er

im Oktober 1973 auf eine Staatsfarm geschickt, deren Aufbau allerdings erst geplant und von der lediglich bekannt war, daß sie zur Unterstützung der Obstversorgung im westlichen Teil der Wüste Gobi dienen sollte. Herr Liao beteiligte sich an den Aufbauarbeiten; zusammen mit seiner politischen Umerziehung nahmen sie soviel Zeit in Anspruch, daß er seine Familie erst im Herbst 1977 wiedersah.

Wir hatten die Kreuzung erreicht, an der eine ungepflasterte Straße zu einer Reihe dreistöckiger Häuser führte, wo auch die Wohnung der Liaos lag. »Hier müssen wir uns trennen«, sagte Herr Liao, »Ausländer dürfen uns nur besuchen, wenn ein Erlaubnisschein vorliegt, dafür gibt es aber bei mir keinen Präzedenzfall. Eigentlich hätten wir schon für das Abendessen mit Ihnen eine Bewilligung gebraucht, doch ich habe niemanden gesehen, der uns kennt, und dann ist es nicht so gefährlich. Aber wenn Sie ein paar Minuten warten, hole ich mein Fahrrad und bringe Sie ins Hotel. Das ist dienstlich, außerdem kann ich dabei den Transistor für meine Bekannte abholen.«

»Ich leiste ihm so lange Gesellschaft«, wandte sich Frau Liao an ihren Mann, »aber mach schnell!«

Ich fragte sie, wie es ihr in der Zeit ergangen sei, als Herr Liao auf der Staatsfarm arbeitete und politisch umgeschult wurde. »Das ging so«, antwortete sie, »ich kriegte ja einen Teil seines Lohns vom Ministerium ausbezahlt, offiziell gehörte er noch zu seiner Einheit. Widersprüche gab es nur zwischen seiner Mutter und mir. Dabei hatten wir mehr Platz in der Wohnung als vorher. Aber wir konnten uns nie über die Erziehung von Yiqing einigen.« Frau Liao hob die Einkaufstüte vom Gepäckträger. »Sie hat die Kleine verwöhnt, wo es nur ging, dabei ist sie ganz konservativ, dauernd hat sie mir in den Ohren gelegen, wir brauchten noch einen Sohn, wenn mein Mann zurückkomme. Als hätten wir so nicht schon genug Probleme.«

Herr Liao kam mit seinem Fahrrad. »Gehen wir«, sagte er zu mir, und zu seiner Frau: »Hast du dich für das Abendessen bedankt?«

»Das nächste Mal koche ich für Sie Maultaschen«, versprach Frau Liao zum Abschied, »die kann ich ganz gut, und es ist viel billiger als im Restaurant«.

Wir radelten an einem der Maschinenbauministerien vorbei, passierten das Gästehaus der Regierung und die Wohnblocks für die feineren Kader. Die Nacht war warm, Zikaden strichen ihre Reibflächen, und Herr Liao sang die Refrains einiger romantischer Lieder. Ich erzählte ihm, was mir seine Frau über ihre Schwierigkeiten berichtet hatte, die während und zum Teil wohl auch wegen seines Aufenthalts zur Beförderung des Obstanbaus im westlichen Teil der Wüste Gobi entstanden waren. Wie hatte er sich gefühlt, als er nach vier Jahren zur Familie zurückkehrte?

»Es war kompliziert«, sagte Herr Liao nach längerem Zögern. »Den Standpunkt meiner Frau kennen Sie, oder Sie können ihn sich vorstellen. Sie

hielt mich ein wenig für einen Trottel, weil ich mich bei meinem geringen Gehalt politisch so eindeutig festgelegt hatte, daß ich gleich so lange ins Lager zur Umerziehung mußte. Wahrscheinlich hat es die Widersprüche verschärft, daß meine Mutter meinen Standpunkt verteidigte. Meine Mutter ist nämlich ganz konservativ, und das wird meine Frau gereizt haben. Andererseits hat meine Mutter wahrscheinlich häufig gefragt, warum meine Frau für ein paar Yüan Schichtzulage so häufig von zu Hause fernblieb und was sie mit diesen paar Yüan überhaupt mache.«

Herr Liao hatte sich nicht die Mühe gemacht, Einzelheiten der Auseinandersetzung aufzuklären. Ihm schien klar, daß hier ein Grundkonflikt ausgetragen wurde, in dem es nicht zu verstehen, sondern nur zu vermitteln galt. Vermitteln hatte er auf der Staatsfarm gelernt. Er gab nicht beiden Parteien recht, sondern erfüllte nach beiden Seiten Sonderwünsche: mit der Frau ging er ins Kino und besorgte ihr ein kleines Transistorradio, wie es zwei ihrer Kolleginnen schon besaßen, und der Mutter, die an Peking seit jeher fasziniert hatte, daß es das ganze Jahr hindurch Eiscreme gab, organisierte er eine tägliche Portion. Die Tante eines Kollegen besserte sich mit dem Verkauf von Speiseeis die Pension auf, dieser älteren Dame zahlte Herr Liao monatlich einen Yüan, damit sie jeden Morgen, an dem die alte Frau Liao die kleine Yiqing auf den Spielplatz führte, eine Eiswaffel aus dem Wägelchen holte und diese mit einer kleinen Verbeugung der alten Frau Liao überreichte. »Meine Mutter denkt, sie kriegt das Eis umsonst, weil ich wieder meine Stelle im Ministerium habe«, lachte Herr Liao, »wie es wirklich ist, hab' ich ihr nicht gesagt. Auch der Arzt sagt, daß Eis gut für ihre Herzanfälle ist. Die bekommt sie immer, wenn sie mit meiner Frau streitet.«

Wir bogen in die Allee ein, die zu meinem Hotel führt. Die Straßenbeleuchtung war ausgefallen, mit kurzen, fast rhythmischen Hupsignalen bewegten sich die Autofahrer, mit langgezogenem Klingeln die Radfahrer vorwärts, Taxis blendeten für Sekunden ihre Scheinwerfer auf, um ein Rad oder ein Maultiergespann von der Fahrbahn zu drängen. »Mit der Beleuchtung ist das auch so ein Wechselfall«, sagte Herr Liao. »Als Rotgardisten haben wir noch durchgesetzt, daß alle Fahrräder eine Lampe angebracht bekommen mußten. Ich erinnere mich noch, wie ich das nachts kontrolliert habe. Meine Bekannte hat da auch mitgemacht. Dann war die Kulturrevolution vorbei, alle Verordnungen wurden umgestoßen, und die Lampen wieder abmontiert.« Er schwenkte plötzlich heftig nach links aus, um einem großen, halbzerplatzten Kürbis auszuweichen, den wohl ein vorbeifahrender Lastwagen verloren hatte. »Angeblich stören die Fahrradlampen die Autofahrer«, erklärte er, »was kann man da machen?«

Ich fragte ihn nach seiner Bekannten. Sie war Lehrerin, hatte er mir erzählt, und benötigte das Transistorradio, um bei der heimischen Schulbehörde eine Versetzung in die Provinzhauptstadt zu arrangieren. »Ein Gerät für die

Kader in der alten Behörde«, lachte er, »dann brauchen wir noch eins für die neue Stelle, aber da wissen wir noch nicht, wer zuständig ist, am Ende hat man den Apparat hergegeben und den Falschen bestochen. Das können wir uns nicht leisten, die Kerle verlangen jetzt schon Geräte mit vier Lautsprechern, und mit Ware aus Hongkong braucht man denen erst gar nicht zu kommen.«

Wußte Frau Liao, mit welchem Eifer sich ihr Mann für die Sache seiner Bekannten einsetzte? Herr Liao ging auf diese Frage nicht direkt ein: »Wenn meine Bekannte in Peking ist, besuche ich sie immer mit meiner kleinen Tochter. Bei uns zu Hause war sie noch nie.« Er machte eine Pause. »Ich kenne sie schon über zehn Jahre, wir waren in derselben Jahrgangsstufe an der Universität. Neulich hat sie mir geschrieben, wie sehr sie mich damals bewundert habe. Aber sie hat mir damals nie etwas gesagt, verstehen Sie, man hat sich so etwas nie auszusprechen getraut. Sonst wäre vielleicht eine Verbindung zustandegekommen. Kulturell passen wir gut zusammen.« Herr Liao fiel unvermittelt vom Chinesischen ins Deutsche. »Wenn ich heute noch einmal heiratete, wären die Bedingungen günstiger. Heute hätte ich bei den schönen Damen größere Chancen, schon wegen meiner vielen Auslandskontakte.«

Vor dem Wachtposten am Eingangstor meines Hotels waren wir von den Rädern gestiegen. Herr Liao zeigte seinen Passierschein, wir stellten die Fahrräder in den Schuppen und schlenderten zum Hauptgebäude. »Mit meiner Familie wird es immer schwieriger«, sagte er, als wir in mein Zimmer kamen. »Es hat damit angefangen, daß wir ein zweites Kind beantragten. Meine Mutter wollte einen Enkel, ich wollte einen Sohn, und meine Frau hatte wohl die Streiterei satt, jedenfalls war sie auch einverstanden. Ich habe bei meiner Personalstelle im Ministerium die notwendigen Formulare ausgefüllt, ein Jahr später bekamen wir die Genehmigung. Wir hatten Glück, vor uns waren einige Ehepaare ausgefallen, außerdem kriegt man die Bewilligung leichter, wenn man schon älter ist. Ich bin dann mit dem ersten Erlaubnisschein zum zuständigen Straßenkomitee gegangen, um den zweiten Erlaubnisschein zu bekommen. Aber die haben endlos lange gezögert, weil gerade die neue Regelung über Geburtenkontrolle diskutiert wurde. Inzwischen war meine Frau schon im fünften Monat und wurde furchtbar nervös, weil sie jetzt nicht mehr abtreiben wollte. Sie hat nämlich eine Kollegin in der Fabrik, die mußte noch im achten Monat abtreiben, weil die erste Genehmigung widerrufen worden war, dauernd hat meine Frau von dieser Kollegin geredet. Die allgemeine Stimmung war immer stärker gegen uns, denn ab 1979 galt in Peking ein Einzelkind als ›die Erfüllung des natürlichen Elternwunsches‹, ein zweites Kind aber als ›Problem der Überbevölkerung‹. Ich wurde auf allen möglichen Sitzungen heftig kritisiert, aber schließlich habe ich doch die zweite Genehmigung bekommen. Nur

wurde ich sofort meine Kandidatur auf eine Mitgliedschaft in der Partei los, meiner Frau wurden Leistungsprämien gekürzt, und eine größere Wohnung gibt es jetzt erst recht nicht. Dann hat meine Frau meiner Mutter vorgeworfen, sie habe die ganze Geschichte angestiftet und sei an allem schuld, die Widersprüche zwischen den beiden verschärften sich immer mehr. Und als das Kind geboren wurde, war es auch noch ein Mädchen.«

Herr Liao rutschte von der Schreibtischkante und untersuchte sorgfältig das Radiogerät, das ich für ihn gekauft hatte. »Ich habe nichts gegen Mädchen«, sagte er, »aber wir haben doch schon Yiqing. Mutter war schrecklich niedergeschlagen, unsere Probleme sind jetzt größer als jemals zuvor. Gestern hat meine Mutter gesagt, sie wolle sterben, sogar den Nachbarn hat sie es gesagt, und heute hat sie schon keinen Reis mehr gegessen.«

Er packte den Apparat in den Pappkarton und nahm ihn unter den Arm. »Wegen unserer Gegeneinladung rufe ich Sie noch an«, sagte er zum Abschied, »entschuldigen Sie, daß ich Ihnen so viel Mühe gemacht habe.«

Die Gegeneinladung kam etwa drei Wochen später. Herr Liao rief am Samstagmorgen an, erkundigte sich beiläufig nach dem Fortgang meiner Arbeit und bat mich, gegen 6 Uhr in ein Lokal zu kommen, das nicht weit von seiner Wohnung lag. »Meine Frau ist krankgeschrieben, wegen ihres Rückenleidens«, sagte er, »deswegen hat sie einige Gerichte vorkochen können. Die bringen wir mit. Maultaschen sind auch dabei. Das Lokal liegt günstig, da wird das Essen nicht kalt.«

Ich traf einige Minuten nach der verabredeten Zeit ein, stellte mein Rad auf einem durch Stricke abgegrenzten Parkplatz auf dem Bürgersteig ab und kaufte schnell noch eine Büchse Bonbons für Yiqing. Aus dem Laden folgte mir eine Schar neugieriger Kinder und Halbwüchsiger auf die Straße. Sie riefen sich fröhlich zu, was ihnen an meiner Körpergröße, meinen Haaren und meiner Kleidung besonders auffiel. Von den Liaos war nichts zu sehen. Vielleicht waren sie schon vor mir gekommen, um einen Tisch zu besetzen. Ich trat durch die Schwingtür, um nach ihnen zu suchen. Das Restaurant lag im Obergeschoß eines zweistöckigen Gebäudes. Auf der Treppe kam mir ein Strom von Menschen entgegen, die Frauen in luftigen Kleidern, die Männer zumeist im Unterhemd. Mit ihnen zog eine Wolke von Gerüchen, in der sich Schweiß, süßliche Soßendüfte und Knoblauch mischten. Im Lokal standen etwa 20 runde Tische, die mit weißen Plastikdecken überzogen waren. Plätze gab es, soweit ich sehen konnte, keine mehr, die Kellnerinnen, an deren Schürzen sich ablesen ließ, welche Speisen sie heute schon befördert hatten, konnten sich nur mit großer Mühe ihren Weg bahnen. Vor einem Schalter, durch den Plastikkrüge mit einer gelblichen Flüssigkeit gereicht wurden, hatte sich eine lange Schlange gebildet. Als ich über die Wartenden

hinwegblickte, entdeckte ich die Familie Liao an einem freien Tisch in einer entfernten Ecke. Herr und Frau Liao winkten heftig, um meine Aufmerksamkeit zu erregen, und ich steuerte auf sie zu. Dabei knackte es trocken unter meinen Füßen, wenn ich auf einen Fischkopf oder Knochenreste trat. Als ich zwei Kindern ausweichen wollte, die am Boden mit Erdnußschalen spielten, rutschte ich mit dem rechten Fuß in eine klebrige Masse und drohte einen Augenblick das Gleichgewicht zu verlieren, was die Liaos und andere Gäste sehr belustigte.

Frau Liao hatte eine Reihe von Emailletöpfchen auf dem Tisch ausgebreitet. »Wir beide essen später«, sagte sie, »das ist hier alles für Sie, hoffentlich schmeckt es Ihnen.« Sie schob mir eine Schale zu, wickelte ein Paar Eßstäbchen aus einer Papierhülle und rieb mit dem Papier an den Stäbchen. »Ich habe Orangensaft besorgt«, sagte Herr Liao und zeigte auf vier rosa Fläschchen, aus denen kurze Strohhalme hervorragten, »der Saft ist zwar warm, aber das Bier hier schmeckt scheußlich.«

Unter den aufmunternden Blicken der Liaos begann ich zu essen. »Wie schmeckt's?« fragte Herr Liao. »Ausgezeichnet«, antwortete ich, »so gut haben mir Maultaschen noch nie geschmeckt.« »Dann müssen Sie unbedingt noch mehr essen«, sagte Frau Liao und öffnete eine zweite Schüssel, »Sie können auch gut mit Stäbchen umgehen.« Herr Liao sog an seinem Strohhalm und schob mir eine Flasche Orangensaft zu. »Der ist auch teurer geworden«, bemerkte er, »vor einem Jahr hat die Flasche noch ein Drittel weniger gekostet. Außerdem ist jetzt weniger drin.«

Ich nahm mir ein kleines Stück Weißkohl. »Wie geht es Ihrer Mutter?« fragte ich. Herr und Frau Liao wechselten einen kurzen Blick. »Es ist etwas belastender geworden, seit sie beschlossen hat zu sterben«, meinte Herr Liao, »und es kommt uns ziemlich teuer. Meine Mutter ist nämlich konservativ, sie will nicht verbrannt werden. Vor zwei Wochen mußte ich mit ihr zum Krematorium am Hügel der Acht Schätze fahren, sie hat sich alles genau angeschaut, auch die Tempelanlage, in der die Urnen aufbewahrt werden. Von da oben hat man einen schönen Blick auf die umliegenden Gemüsefelder. Aber neben dem Tempel wurde gerade ein Fabrikgebäude errichtet, das war ziemlich laut und hat meine Mutter erschreckt. Jetzt will sie zurück in unser Heimatdorf und dort begraben werden.«

»Wenn Ihnen die Maultaschen so gut schmecken, müssen Sie unbedingt mehr essen«, unterbrach Frau Liao ihren Mann und hob den Deckel von einer dritten Schüssel. »Sie schwitzen so stark, trinken Sie noch etwas Orangensaft.«

Am Nachbartisch hatte sich eine Gruppe von Soldaten niedergelassen. Vor ihnen standen große Kunststoffbecher mit einer leicht schäumenden Flüssigkeit. Die Soldaten hatten ihre Uniformjacken aufgeknöpft, der jüngste von ihnen spielte an einem großen Kofferradio.

Wie sollte es mit der Mutter Liao weitergehen? »Wir haben zwei Schwierigkeiten«, berichtete Herr Liao: »den Sarg und die Kleidung. Mit der Grabstelle ist es nicht so schwer, da muß ich nur in unser Dorf fahren und den Brigadeleiter und noch ein paar Leute zum Essen einladen. Ich bringe ihnen Schnaps und Zigaretten mit und mache eine kleine Stiftung, nicht viel, auf dem Land sind sie ja noch nicht so anspruchsvoll. Schwierig ist es nur, Holz für den Sarg zu bekommen. 1976, nach dem großen Erdbeben, hatten wir in Peking genug Holz. Damals hatte die Stadtverwaltung umsonst Bretter für Notunterkünfte ausgegeben. Aber seit zwei Jahren kommen die Bauern aus den umliegenden Kommunen und holen sich die Bretter ab, um Möbel daraus zu bauen, die sie dann wieder in der Stadt verkaufen. Seither ist das Holz teurer geworden und kaum noch zu beschaffen. Und meine Mutter möchte ihren Sarg gerne schon hier ausstatten.«

Dem Soldaten am Nachbartisch war es gelungen, das Radio anzustellen; ein chinesisches Unterhaltungsorchester spielte »An der blauen Donau«. Frau Liao bewegte ihre Schultern im Takt. »Sie haben den Fisch ja noch gar nicht probiert«, sagte sie, »schmeckt er Ihnen nicht?« »Vielen Dank«, antwortete ich, »aber ich bin wirklich satt.« »Mag er keinen Fisch?« fragte sie ihren Mann. »Doch, doch«, versicherte ich, »er schmeckt sicher ausgezeichnet . . .« »Wenn Sie Fisch mögen, müssen Sie mehr davon essen«, unterbrach Frau Liao, »trinken Sie noch etwas Orangensaft.«

Die zweite große Schwierigkeit bei der Ausstattung der Mutter, erzählte Herr Liao, lag in der Stoffrationierung. Die alte Frau Liao bestand auf einer vorschriftsmäßigen Garderobe »für drüben«, wie sie es nannte, einem seidenen Unterkleid, Rock, entsprechender Bluse und Jacke, alles in den vorgeschriebenen Farben; dazu eine Kappe, einen Mantel aus Tuch und eine warme, wattierte Decke gegen die Kälte. »So viele Stoffmarken haben wir gar nicht«, klagte Herr Liao, »und sie will auch alles auf einmal haben. Das ist unmöglich und auf jeden Fall sehr teuer.« Er hatte die Ellenbogen auf die Tischkante gesetzt und bohrte die Zeigefinger in zwei leere Flaschenhälse. »Vielleicht geht es doch auf Raten«, sagte er, »nur, falls es meiner Mutter auf dem Dorf besser geht, dann muß ich ja auch wieder die Unterstützung zahlen.« Er ließ die beiden Flaschen aneinander klingen. »Hoffentlich hat es Ihnen geschmeckt.«

Auf der Straße war es angenehm kühl. »Ich kann Sie heute leider nicht begleiten«, sage Herr Liao zum Abschied, seine Frau war schon ein paar Schritte vorausgegangen, »wir müssen ja noch essen. Übrigens ist gestern Abend meine Bekannte nach Peking gekommen. Fahren Sie bitte vorsichtig.« Er winkte mir noch einmal zu und lief zu seiner Frau. Ich ließ das Schloß meines Fahrrads aufschnappen und schaute mich noch einmal nach den beiden um. Sie waren kurz vor einer Straßenmündung stehengeblieben. Frau Liao redete heftig auf ihren Mann ein.

Akakij Akakijevicj
bič

Budapest, 6. November 1980
. . . Ihr bekommt das Versprochene bis Ende November. Es handelt sich dabei um zwei kleine Porträts, beides Aussteiger, sogenannte »bič«, das heißt »Byvšij intelligentnij čelovjek«, also ehemaliger intelligenter Mensch, der grundsätzlich oder praktisch jede mögliche Arbeit vermeiden will. Das Ganze soll etwa 3-4 Seiten kurz/lang sein, weil auch ich die Arbeit nicht besonders mag.

I

»Brauchst du noch Maritain?« frage ich meinen Freund Djima M., im Sommer 1972. Die Werke des französischen Philosophen hatte ich ihm schon in den sechziger Jahren versprochen, als er noch an seiner Diplomarbeit saß, in der er den Nihilismus der bürgerlichen Philosophie einer vernichtenden Kritik zu unterziehen hatte. Seitdem sind fünf Jahre vergangen. Ich war auf Durchreise in Moskau, und weil es kein Hotelzimmer für mich gab, beschloß ich, in meiner ehemaligen Alma Mater, im Studentenhaus der Universität zu übernachten. Ich besprach ein Treffen mit ihm an einem der vielen Eingänge des Riesengebäudes. Djima reichte mir durch den Zaun seinen Studentenausweis, und ich ging als anständiger Bürger mit zitterndem Magen – und nicht, wie er es mir empfahl, mit aufrechtem Gang, selbstsicher – zwischen den Torwächtern hindurch. Das Photo auf dem Studentenausweis ähnelte mir nicht im geringsten. Schon innerhalb des Gebäudes verstand ich, daß das Automatenbild auch ihn nicht darstellt. Djima hat einen falschen Ausweis, er wohnt seit Jahren illegal im Studentenheim.

»Ich scheiß auf Maritain«, antwortete Djima grinsend, und um sicher zu gehen fügte er noch hinzu: »und auf die ganze Philosophie.« Diese Erklärung demonstrierte jedoch keineswegs die bittere Enttäuschung eines ehemaligen Philosophen, sondern war selbst die Grundthese einer Art von Philosophie. Einer lustigen, ausgewogenen Art.

»Zwei Jahre lang«, sagte Djima, »verließ ich das Haus kein einziges Mal. Im Winter kann ich gar nicht weg, mein Wintermantel ist verkauft. Ich brauche ihn hier nicht. Hier ist der Sommer kühl, der Winter warm. Hier gibt es Buffets, Kino, Schwimmbad, du weißt doch, die Moskauer Universität, ein

Wunder der Welt. Einige wohnen schon seit zehn Jahren hier. Wenn ich Luft brauche, gehe ich in einen der Höfe. Wovon ich lebe? Ich brauche nicht viel. Bei den Mädchen kann man schlafen und essen. Den Ausländern helfe ich beim Verkauf ihrer Waren. Einmal habe ich sogar gearbeitet. Ich tippte jemand die Dissertation ab. Es war sehr schwierig. Mit soviel Mühe hätte ich sie selbst geschrieben haben können. Ich dachte dabei daran, wie glücklich bist du eigentlich, Djima. Stell dir vor, du müßtest jeden Tag acht Stunden lang schuften. Acht Stunden? Es ist furchtbar, daran zu denken. Und Maschineschreiben ist doch lange nicht die schwierigste Arbeit.
Nein, ich habe keine Angst, erwischt zu werden. Einmal, nachts, erschien in unserem Block die Opergruppa (Operatjivnaja Gruppa: Ordnungswache des Studentenheims, bestehend aus Studenten). Wir waren mit der Freundin eben beim Spiel. Ich brüllte durch die geschlossene Tür: Habt ihr ein Herz? Seid ihr Sowjetmenschen? Wie kann man einen Universitäts-Bürger mitten in der Nacht wecken? Wie soll das sich in meinen Lernerfolgen widerspiegeln? Sie störten mich nicht weiter. Sonst gibt es auch in der Opergruppa gute Leute: alle brauchen manchmal Kugelschreiber.
Einmal kriegte ich einen richtigen Schiß. Zu meinem Pech ging ich damals in die Stadt, und als ich zurückkehrte, merkte man, daß mein Ausweis falsch ist. Sie wollten mich nicht reinlassen. Bei allen acht Eingängen versuchte ich es. Dann kam ich mit einer Touristengruppe durch. Für mich ist es wichtig, hier zu sein. Ich bin ja aus der Provinz, und wenn ich nicht mehr an der Uni wohnen kann, dann muß ich auch Moskau gleich verlassen. Deshalb hatte ich Schiß gekriegt.
Natürlich könnte ich auch an der Uni arbeiten gehen. Naja, in Medvedjewka (in etwa: ›Krähwinkel‹). Aber was hätte das für einen Sinn? Zwischen dummen Kollegen dummen Jungen Diamat zu unterrichten? Ich selbst wäre dabei dumm geworden. Oder, was noch schlimmer wäre: ich hätte zu trinken begonnen, wie die anderen. Weißt du, wie geschmacklos ein Alkoholiker aussieht? Nein: ich bin ein gesunder Mensch, ich setze meine gesunde Lebensweise fort. Arbeit verdirbt die Gesundheit. Man kann dabei nicht denken. Es wäre eigentlich das Beste, wenn niemand arbeiten müßte. Sagen wir so: außer denen, die es gern machen. Denn ich gebe zu, es gibt auch solche. De gustibus non est disputandum.
Wie ich mir die Zukunft vorstelle? Jetzt bin ich 28 Jahre alt. Leider muß ich früher oder später eine Lösung finden. Es gibt zwei Möglichkeiten: entweder heirate ich eine Aspirantin, und dann bleibe ich drin, als ihr Mann, aber das ist auch nicht für die Ewigkeit. Oder: ich heirate eine Professorin, dann kann ich lebenslänglich hier bleiben; aber vor dieser – der Professorin – soll mich ein gütiger Gott behüten. Oder ich heirate einfach ein Moskauer Mädchen, dann darf ich wengistens in Moskau bleiben. Das wäre sehr wichtig, denn hier ist die Lebensmittellage doch besser. Aber ich müßte dann einen Job finden, bei

dem ich nicht allzu viel zu arbeiten hätte. Natürlich, wenn es anders nicht geht, kann ich zweimal wöchentlich auch in einem Forschungsinstitut sitzen. Aber ich habe meine Dissertation nicht geschrieben. Ich bin regelrecht vor meinem Professor geflüchtet. Vielleicht könnte ich doch noch etwas zusammenbasteln. Dafür wäre es vielleicht ganz gut, wenn du mir den Maritain beschaffen könntest. Oder Teilhard de Chardin? Ist doch absolut egal. Übrigens, ist es wahr, daß man bei euch Sanyo-Recorder zu kaufen kriegt? Ich könnte die hier sehr günstig unterbringen.«

II

»Finde für mich einen Mann aus dem Westen«, bittet mich Natascha L., 35jährige Soziologin. »Finde für mich bitte ein ganz ganz kleines Männchen, so ein kleines« – und sie zeigt mit dem Finger, wie klein sie einen braucht. Auf ihrem Gesicht liegt eine jahrzehntealte Müdigkeit, aber sie bewegt sich noch jugendhaft, ihre Rede ist rasch, sie begleitet sie mit lebendigen Gesten.
»Finde für mich einen Mann« – fleht mich Natascha an –, »denn ich gehe unter *diesen* hier kaputt.« Es gibt keinen Zweifel darüber, unter *diesen* versteht sie 250 Millionen Menschen. Sie kleidet sich ausschließlich mit Sachen vom schwarzen Markt und versucht, ihre ganze Freizeit mit Ausländern zu verbringen. Ihr Lebensgrundsatz ist, mit ihren Landesgenossen nur über die notwendigsten Sachen zu sprechen. »Es kommt vor«, sagt sie, »daß ich eine Woche lang kein Russisch spreche.« Sie bietet mir Cinzano von der gestrigen Fete an, mir zu Ehren legt sie ihre halb totgequälte Pink Floyd-Platte auf und zeigt mir ihren neuesten Schatz, ein Lufthansa-Plakat. »Und wenn ich die Tür dieses Untermietszimmers zumache«, erklärt sie, »dann fühle ich mich minutenlang so, als wenn ich *drüben* wäre.«
Das Institut besucht sie nur selten, ihr Gehalt ist niedrig, aber die Arbeit ist gar nicht so schwierig. Gelegentlich, wenn sie nichts mehr zu essen hat, macht sie Übersetzungsarbeiten. Aber mir scheint, daß die Hauptquelle ihres Einkommens nicht diese Arbeit ist. Ihre vielen Auslandsbekanntschaften bilden nicht nur den emotionalen Hintergrund ihres Lebens, sondern erleichtern auch ihre Existenz. »Viele meinen, ich sei eine Hure«, sagt sie abwehrend, als wenn es um Antwort auf eine plötzliche Frage ginge. »Aber ich schlafe nur mit Männern, die ich gern habe, und wen man gern hat«, fügt sie vieldeutig hinzu, »das hängt von verschiedenen Dingen ab. Diese Jungen sind sehr lieb und bringen immer was mit. Im Bett sind sie nicht grob und rennen danach nicht sofort weg. Manche gehören natürlich nicht zu meinen Traumbildern, aber das Leben ist voller Kompromisse. Es ist nicht immer leicht, mit den Leuten zu sprechen. Ich brauche mehr als Gequatsche. Stell dir vor, es gibt Deutsche, die nichts von Böll oder Grass gelesen haben!«

Natascha L. kam aus der russischen Provinz in die Universität, sie war eine Musterstudentin, leistete Komsomol-Arbeit, wollte eine gute Wissenschaftlerin sein. Dann, im dritten Jahr, veränderte sich für sie alles. »Ich hatte eine große Liebe, einen afrikanischen Jungen. In seinem Land kam es zum Putsch, er mußte nach Hause. Ich hatte damals eine Abtreibung. Dann hatte ich lange niemanden. Ich wartete auf ihn. Er meldete sich nicht mehr.« Da entschloß sich Natascha, von jetzt an eine Ausländerin zu sein.
»Als ich das Diplom erhielt, hätte ich leicht eine Stelle bekommen können, hatte aber keine Propiska (Anspruch auf eine Wohnung). Ich ließ mich auf eine Scheinehe mit einem Moskauer ein, um hier bleiben zu können. Diese Scheinehe kostete mich 500 Rubel, und dann hat der Scheinehemann auch noch seine realen ehemännlichen Rechte geltend gemacht« – in der gemeinsamen Wohnung, wo sie zum Schein zusammenwohnen mußten. Natascha gab immer nach und träumte dabei von französischen, westdeutschen, englischen Männern, die einmal als Märchenritter kommen würden, um sie von diesem Leben hier zu befreien. Nach einem halben Jahr wurden die beiden voneinander geschieden, seitdem wohnt sie in diesem kleinen Zimmer im Neubauviertel.
»Finde mir einen Mann«, bittet sie mich, »aber einen vertrauenswürdigen, mit dem man mich rausläßt!« Bis jetzt wagte sie es nicht einmal, eine Ausreise zu beantragen. »Finde für mich einen Mann, der mich lieben und auch erhalten kann. Er muß ein Kulturmensch sein. Und unverheiratet. Ich habe genug von verheirateten Männern.«
Nur wegen einer Sache macht Natascha sich Sorgen. Man erzählt, im Westen gelte es viel zu arbeiten. Was wird, wenn sie keinen anständigen Mann findet, der sie auch materiell versorgt? Sie fürchtet sich vor existentieller Unsicherheit. »Denn hier geht es mir in einer Hinsicht gar nicht schlecht«, erklärt sie mit einer Nuance der Anerkennung. »Hier muß man nicht so viel arbeiten. Wenn ich auch noch arbeiten müßte, würde ich mich lieber aufhängen.«

Irene Böhme
Abgegriffene Münzen

In der DDR regiert Geld die Welt nicht. Man hat ausreichend, um durchschnittlich zu leben, Wohnen und Grundnahrungsmittel zu bezahlen. Für Geld läßt sich wenig kaufen. Auf ein Auto wartet man zehn bis zwölf Jahre, eine Nacht und einen Tag steht man vor dem Laden Schlange, um einen Farbfernseher zu erwerben, Grund und Boden sind nicht käuflich, Häuser und Segelboote sind rar. Da Geld nicht viel wert ist, muß »der Rubel rollen«. Man lebt für den Tag, die Stunde, ißt und trinkt viel. Über Geld-Besitz spricht man nicht, man stapelt tief. Wenig Geld zu besitzen ist keine Schande, ein hohes Konto ist suspekt.
Nach landläufiger Meinung »verschimmelt« das Geld auf dem Konto. Die obligatorischen 3 1/3 Prozent Zinsen fallen nicht ins Gewicht. Geld auf dem Konto gehört dem Staat. Ehe der Kollege/Freund/Bekannte sein Geld dem Staat gibt, sollte er es dem Kollegen/Freund/Bekannten, der es benötigt, borgen. Da Banken und Sparkassen an Privatpersonen nichts verleihen (Ausnahmen: Baukredit für Kinderreiche, Ehekredit für Paare unter 25), ist nach ungeschriebenem Gesetz jeder, der mehr Geld hat, als er zum täglichen Leben braucht, verpflichtet, davon abzugeben. Die Sitte der Proletarier, das Wenige mit Seinesgleichen zu teilen, ist tief verwurzelt.
Verwurzelt ist ebenso ein Sicherheitsbedürfnis. Obwohl Lohn oder Gehalt regelmäßig einkommen, an Arbeitsplätzen kein Mangel ist, man bei Krankheit oder Unfall automatisch versorgt wird, ist man mißtrauisch. Die soziale Sicherheit könnte – zwar weiß keiner, auf welche Weise – ins Wanken geraten. Schließlich sind Kurswechsel in Politik, Wirtschaft und Kultur an der Tagesordnung. So spart man heimlich, sagt selbst Freunden nicht, wieviel man auf der »hohen Kante« hat. Nicht nur gesetzte Leute handeln so. Junge Männer, die den Eindruck erwecken, ihr Geld einzig für Vergnügungen auszugeben, haben nicht selten tausende Mark beiseite gelegt. Deshalb wachsen die Spareinlagen. Auch deshalb, weil ein Kleinwagen 9000 Mark kostet, ein Mittelklassewagen 22 000, ein Farbfernseher 4000, eine Waschmaschine 2100 und weil in »Exquisit«-Geschäften zu Überpreisen qualitätsvollere Waren erhältlich sind.
Geld wäre kein Problem, gäbe es nur die Mark der DDR. Jedoch kursiert die D-Mark (West). Sie ist bei staatlichen Umtauschstellen in das staatliche

Spielgeld »Forum-Scheck« einzutauschen. Mit »Forum-Schecks« zahlt der DDR-Bürger in »Intershop«-Läden und erhält Jeans, Kaffee, Schnaps, Süßigkeiten, Kosmetika, Autozubehör der westlichen Hersteller. Das Westgeld, im Volksmund »buntes Geld« oder »blaue Fliesen« genannt, öffnet dem Besitzer viele Türen, beschafft rare Ersatzteile, läßt Handwerker pünktlich erscheinen. Auf dem »Schwaren Markt« wird es »eins zu fünf« gehandelt. Dennoch ist nicht jede Ware dafür zu bekommen (es gibt sie einfach nicht). Das »bunte Geld« läßt sich nicht anlegen und vermehren, so kann es die Umgangsformen nicht gänzlich verwandeln. Auch hier gilt: »Der Rubel muß rollen«, und somit regiert Geld die DDR-Welt in keinem Fall.

Die Ware ist das wahre Zahlungsmittel des Landes. Wer etwas zu geben hat, hat Aussicht, etwas zu kriegen. Nach dem Zweiten Weltkrieg schossen Tauschzentralen aus dem Untergrund, die seriösen Schwestern des »Schwarzen Marktes«. Man tauschte Wecker gegen Schuhe, Schuhe gegen Töpfe, Töpfe gegen Wecker. Die DDR hat sich diesem Nachkriegszustand genähert. Mehr noch, sie macht den Warentausch zur hauptsächlichen wirtschaftlichen Verkehrsform. Das gilt für die Kompensationsgeschäfte des Staates im internationalen Stil wie für den Alltag. Seitenweise Tauschangebote in den Zeitungen, im Gebrauchtwarenhandel ist der Tausch institutionalisiert. Da Mangel an fast allem herrscht, ist fast alles Tauschobjekt. Ein Normalfall verläuft so: Ein Mann braucht eine Etagenheizung, der Heizungsinstallateur braucht einen »Trabant« (Auto) für seine Frau. Der Mann hat eine Tiefkühltruhe zu bieten. Er sucht den Tauschpartner »Tiefkühltruhe gegen Auto« (bei Wertausgleich), tauscht dann »Auto gegen Etagenheizung« (bei Wertausgleich). Wer nur mit Geld zahlt, hat wenig Aussicht; Ware plus Geld hat Chancen. Dieser einfache Tausch kann von jedermann bewältigt werden. Die wirkliche Kunst ist, mit dem Warentausch zu spielen, Versorgungsketten aufzubauen, die neben den offiziellen verlaufen und funktionieren. Ein Gaststättenleiter von der Insel Rügen, ein Spezialist auf diesem Gebiet, der bis ins Erzgebirge fährt, um Rollgurte fürs Auto zu »besorgen«, sagte kürzlich: »Wenn es mal keine Engpässe mehr gibt, hänge ich mich auf.« Das Spiel mit dem Mangel hat viele Formen. Um den Alexanderplatz geht täglich eine Siebzigjährige von Geschäft zu Geschäft. Sie fragt die Verkäufer, was sie an Mangelware zu bieten hätten, was sie an Mangelware brauchten. Am Nachmittag bringt sie Spargel, Rindslende, Honig, Pilze, Tomatenketchup, sowjetischen Champagner an den jeweiligen Bestimmungsort im Tausch gegen andere Kostbarkeiten (bei Wertausgleich). Für die »arme Rentnerin« fällt natürlich etwas ab. Wichtiger jedoch, die Frau ist in dieser Gegend eine geachtete Person.
Gibt es im Autogeschäft Ersatzteile, stellen sich ganze Familien an, um

größere Mengen für späteren Tausch einzukaufen. Werden einmal im Jahr Bestellungen für Gasetagenheizungen oder Baustoffe entgegengenommen, stellen sich zwei Tage und zwei Nächte Leute an, die das Material überhaupt nicht benötigen, sie können es günstig vertauschen. Gleiches gilt für Farbfernsehgeräte, Auslandsreisen, Karten für Beat-Konzerte, Termine zur Wagenpflege, für alles, was der Mensch gebrauchen könnte. Nicht nur Industrieprodukte, jede Art Dienstleistung ist zur Ware geworden: Zahnarzttermin und Saunaplatz, der reservierte Tisch im Restaurant und die Auto-Inspektion. Jobs, die Dienstleistungen vermitteln, sind stark gefragt. Nicht selten hilft der Bewerber durch Bestechung nach, um die Stelle zu bekommen. Es gibt diplomierte Universitätsabsolventen, die Tätigkeiten dieser Art der wissenschaftlichen Karriere vorziehen.
Menschen, die etwas »besorgen« können, sind angesehen. Meist haben sie einen ehrenhaften Beruf, den sie gewissenhaft ausüben. Bei ihren »Geschäften« bewegen sie sich innerhalb der Legalität. Organisationstalent, Energie, eine gehörige Portion Unverfrorenheit begleitet von kumpelhafter Biederkeit zeichnen sie aus. Ihr augenzwinkerndes Motto: »Privat geht vor Katastrophe« oder »Es geht alles seinen sozialistischen Gang«. Das Streben des DDR-Bürgers ist es, solche Talente in sich zu entwickeln. Wer nichts dergleichen bieten kann, verhält sich devot-bewundernd, hofft auf das Mitleid dieser Tüchtigen.

In Werte oder Vorteile läßt sich nicht ummünzen, daß man zur führenden Klasse gehört. Arbeiter und Bauern sind Werktätige wie fast alle Bürger. Die Zuordnung zu einer Klasse oder Schicht wird abgefragt in Fragebögen, ist noch wesentlich für die Statistik. Das war nicht immer so. In den 50er Jahren, als das bürgerliche Bildungsprivileg gebrochen wurde, erhielten Arbeiter- und Bauernkinder bevorzugt Plätze auf Oberschulen und Universitäten. 1949 wurde die ABF (Arbeiter-und-Bauern-Fakultät) gegründet. Sie ermöglichte in Sonderlehrgängen das Abitur. Bereits 1950 waren 30 Prozent aller Studenten Arbeiter- oder Bauernkinder, bis 1966 erhöhte sich ihr Anteil auf 55 Prozent. So entstand eine neue Intelligenz; die ehemaligen ABF-Absolventen sind heute Führungskräfte in Politik, Wirtschaft und Kultur. Sie kämpfen dafür, daß ihre Kinder nicht zur »Intelligenzia« zählen, nicht das Kainsmal dieser Herkunft tragen.
Nachdem in den 60er Jahren die »sozialistische Menschengemeinschaft«, das »Reich der Menschlichkeit« verkündet war, jeder Bürger seine sozialistische Persönlichkeit ausbilden und die Klassen und Schichten einander als Brüder umschlungen halten sollten, warf der VIII. Parteitag der SED im Jahre 1971 die Klassenfrage erneut auf. Es war die Rede vom Proletariat, vom Kommunismus und davon, daß die Arbeiterklasse durch sozialpolitische und kulturelle Maßnahmen gezielt gefördert werden muß. Der alte Slogan

aus den Wismut-Tagen »Ich bin Bergmann, wer ist mehr?« tauchte wieder auf. Die Berufsgruppe der Bauarbeiter erhielt propagandistische Aufwertung, weil der Wohnungsbau zum wirtschaftlichen Schwerpunkt erklärt war. Obwohl niemand abschätzte, in welcher Weise es sich auszahlen könnte, wurde es erneut wichtig, zur Arbeiterklasse zu gehören, am besten zu einem der Gewerbe der Bauindustrie. Es begann eine heftige Diskussion in Gewerkschaftsversammlungen und auch öffentlich. Sie zielte einzig darauf, daß jeder für sich ganz persönlich nachwies, aus der richtigen Ahnenreihe zu stammen. Die ehemaligen ABF-Absolventen waren darin führend, fragten, ob denn nur jede zweite Generation einer Familie zur »führenden Klasse« gehören dürfe, und motivierten ihre Kinder umgehend, die Schule nach zehn Jahren zu verlassen. In Kultur- und Wissenschaftskreisen wurde es Mode zu prahlen: »Unser Sohn wird Arbeiter.«
Die Wogen der Debatte, wer denn nun zur »führenden Klasse« gehöre, besänftigten sich nicht. Sie schlugen hinauf bis in die Führungsspitze. Die Einzigen, die kein Interesse daran zeigten, waren die Arbeiter und Bauern sowie die selbständigen Handwerker. Unruhe störte empfindlich das Überbau-Gefüge, führte zu sogenannten »nutzlosen Diskussionen«. Das lenkte ab von der postulierten Hauptaufgabe: »Erhöhung des materiellen und kulturellen Lebensniveaus der Werktätigen«, die von den Berunruhigten agitatorisch und praktisch zu überwachen war. Aus der formulierten Hauptaufgabe entwickelte man nach einem knappen Jahr das gentleman-agreement: Wir sind allzumal Werktätige und mangeln des Ruhmes nicht, den wir vor der Partei haben sollen. Nun ist jeder, der Lohn oder Gehalt bekommt, ein Werktätiger und darf sich zur Arbeiterklasse zählen. Ausgenommen sind die Künstler, die jedoch, legen sie Wert darauf, selbstverständlich auch werktätig sind. Infolgedessen konnte Ende 1980 im DDR-Fernsehen eine Kommunalpolitikerin mit Fug und Recht verkünden, daß in die Wohnungen eines Berliner Neubaublocks ausschließlich Arbeiterfamilien einziehen.
Eine Merkwürdigkeit ist aus der Abstammungs-Debatte zurückgeblieben. Die Kandidaten zu jedweder Wahl sowie die mit Orden und Ehrenzeichen geehrten Personen werden in den Zeitungen grundsätzlich mit zwei Berufen vorgestellt. Erich Honnecker zum Beispiel: Dachdecker, Vorsitzender des Staatsrates der DDR. Der glückliche Zufall, daß der erste Mann des Staates einst der Bauarbeiter-Zunft angehörte, verleitet jedoch keinen Bauarbeiter zu utopischen Wünschen.

Wissen zählt in der DDR. Wissen bedeutet zwar nicht Macht, Kenntnisse und Fertigkeiten sind jedoch Werte. Die Erfahrung zweier Weltkriege wirkt nach: »Was man im Kopf hat, kann nicht enteignet werden.« Die Tradition der deutschen Arbeiterbewegung seit Bebel ist präsent: Bildungsprogramme

stehen seit dem Leipziger Vereinstag des »Verbandes Deutscher Arbeitervereine« 1864 ständig auf der Tagesordnung. Lenins Losung »Lernen, lernen und nochmal lernen« ist zur volkstümlichen Redewendung aufgestiegen. Die Maxime des Mittelstandes aus den Gründerjahren der Industriegesellschaft blieb lebendig: Lernen, um es besser zu haben, um aufzusteigen. Qualifizierung und Weiterbildung gehören zum DDR-Alltag. Man macht auf der Abendoberschule den 10. Klasse-Abschluß oder das Abitur nach, im Abend- oder Sonderstudium wird der Facharbeiter- oder Fachschulabschluß erworben, im Fernstudium das Hochschuldiplom. Wer aus dem »einheitlichen sozialistischen Bildungssystem« aussteigt, findet viele Möglichkeiten des erneuten Einstiegs. Daneben gibt es Teilstudien, Speziallehrgänge und Volkshochschulkurse. Sie sind vorwiegend dazu bestimmt, den Werktätigen für den Arbeitsplatz, den er bereits einnimmt, besser auszurüsten. Großbetriebe leisten sich eigene Betriebsakademien. Im Jahr 1977 bildeten sich 1 455 300 Beschäftigte der sozialistischen Wirtschaft weiter, 573 200 davon waren Frauen. Jeder Betrieb ist durch den Betriebskollektivvertrag (jährliche Vereinbarung zwischen Leitung und Gewerkschaft) gesetzlich verpflichtet, einen Frauenförderungsplan, einen Jugendförderungsplan und einen Plan der Qualifizierung aufzustellen. Die Pläne »mit Leben zu erfüllen«, wie es in der Funktionärssprache heißt, ist schwierig, denn verständlicherweise sind weniger Frauen als Männer bereit und in der Lage, sich durch zusätzliches Lernen zu belasten. Die gesetzlichen Voraussetzungen, die praktischen Möglichkeiten sowie die sozialen Vergünstigungen (zusätzliche Freizeit, finanzielle Unterstützung) sind beispielhaft. Für Frauen sind sie günstiger als für Männer, für Mütter mit Kindern noch attraktiver als für Mädchen. So trifft man nicht selten Leute mit zwei abgeschlossenen Berufsausbildungen, mit staatlichen Befähigungsnachweisen für mehrere Fertigkeiten, mit doppeltem Hochschuldiplom.

Obwohl die fachspezifische Ausbildung den Vorrang hat, wird die Allgemeinbildung nicht total vernachlässigt. Wer beispielsweise einen Meisterabschluß macht, muß mindestens fünf schöngeistige Bücher gelesen haben und darüber Auskunft geben können, zwei des »kulturellen Erbes«, drei der Gegenwart. Die geforderten Titel wechseln von Zeit zu Zeit.

Kenntnisse und Fertigkeiten sind auch Tauschobjekte, das ist ganz offensichtlich im technischen Bereich. Wer etwas konstruieren oder reparieren kann, hat eine »Ware« zu bieten. Gleiches gilt für Beratungen aller Art. Normalerweise steigen mit dem Bildungsgrad die Einkünfte. Doch nicht in jedem Fall ist ein sozialer Aufstieg auch ein finanzieller. Ein Setzer verdient mehr als einer, der sich zum Lehrausbilder für Setzer qualifiziert hat, ein Bauarbeiter kann mehr ausgezahlt bekommen als ein Bauingenieur, ein Universitätsabsolvent wird in jedem Fall schlechter bezahlt als ein Fensterputzer. Diese Diskrepanzen im Lohngefüge und eine allgemeine Staatsver-

drossenheit halten einen Teil der jungen Leute davon ab, nach weiterer Bildung zu streben. Erfahrungsgemäß hält diese Müdigkeit nicht jahrelang an. Bald nach der Eheschließung, dem Einrichten der Wohnung und dem ersten Kind entschließt sich einer der Partner zur Weiterbildung. Qualifiziert sich der Mann zum Ingenieur, will die Frau wenigstens ihren Meister machen. Ein geflügeltes Wort von jungen Frauen: »Jetzt bin ich mal dran.« Der Ausbildungsgrad ist das Markenzeichen einer Familie. Die Profession der Frau zählt mit, sie wird meist aufmerksamer bewertet, weil das Rückschlüsse auf Lebenshaltungen zuläßt. Beim Vorstellen in Gesellschaften wird grundsätzlich der Beruf beider genannt, meist dazu die Arbeitsstelle und die Art der Tätigkeit: Frau Meier, Brigadierin im Fernmeldewerk, Herr Meier, Teilkonstrukteur im Baukombinat. Der Beruf ist Anknüpfungspunkt für Gespräche, die Aus- und Weiterbildung ist nach dem Warentausch häufigstes Thema der Unterhaltungen.
Das staatlich geförderte Bildungsstreben birgt Gefahren für den Staat. Wer besser Bescheid weiß, bringt sein Wissen zwar »zum Nutzen der Gesellschaft« ein, beurteilt gesellschaftliche Prozesse jedoch kritischer. Durch erweitertes Wissen werden Ansprüche geboren, sind die Auseinandersetzungen sachkundiger, also komplizierter. Die Verbitterungen der Kundigen, die sehr oft erleben, daß Entscheidungen nicht nach fachlichen Gesichtspunkten getroffen werden, nehmen zu. Proportional zum Wissen steigen Kritik und Unruhe. Was sich daraus entwickelt, ist nicht abzusehen. Jedoch stellt niemand den Wert von Kenntnissen und Fertigkeiten in Frage, sie sind das sicher angelegte Kapital jedes Einzelnen.

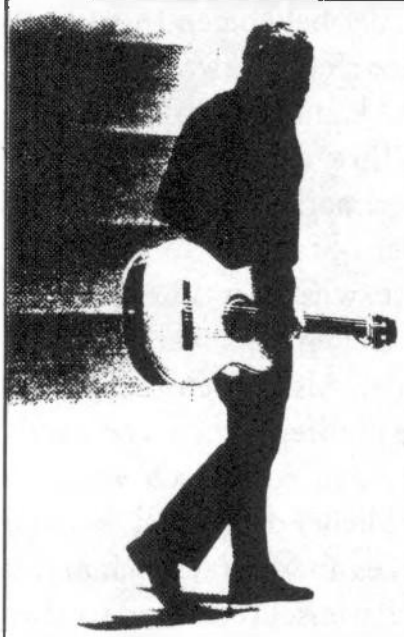
Die vierte Münze des »real existierenden Sozialismus« ist das Bewußtsein, das »richtige Bewußtsein«, wie es in Funktionärskreisen genannt wird. Man stellt den Marx-Satz auf den Kopf, behauptet: »Das Bewußtsein bestimmt das Sein.« Ein Schüler braucht es, will er mit 14 Jahren eine »Erweiterte Oberschule« besuchen oder mit 16 eine gute Lehrstelle bekommen oder mit 18 das Abitur ablegen und einen Studienplatz erhalten. Mit fachlichen Leistungen allein sind diese Hürden kaum zu nehmen. Einerseits wird so getan, als habe jeder Mensch von Natur das »richtige Bewußtsein«, weil er in diesem Staat lebt. Andererseits wird das Bekenntnis immer wieder verlangt, wird streng kontrolliert. Der Kurswert des »richtigen Bewußtseins« ist schwer zu bestimmen, da selten ein realer Gegenwert dafür steht. Erwiesen ist jedoch, daß fehlendes »Bewußtsein« negative Folgen auf das Sein hat. Nicht erwiesen ist, daß der Besitz des »Bewußtseins« ursächlich zum großen Geld, zu begehrten Waren, zum sozialistischen Sein führt.
Es gibt immer noch diese rührenden Träumer, die glauben, das Bewußtsein sei das A und O der sozialistischen Lebensart. Meist sind es ältere Leute, und sie leisten auf selbstlose Weise nach ihrer beruflichen Arbeit viel gesellschaft-

liche Kleinarbeit (freiwillige, unbezahlte Arbeitseinsätze, Sammlungen für die Volkssolidarität, Hilfsdienste im Wohngebiet). Sie sind geachtet und belächelt; anläßlich ihres 60. Geburtstages winkt ein Orden.
Bewußtsein, gezielt eingesetzt, ermöglicht den Aufstieg im »ideologischen Bereich«, eine Funktion im Überbau. Verlangt wird Aktivität, eine gewisse Lernfähigkeit, hohes Anpassungsvermögen. Verlangt wird vor allem die Fähigkeit, das Wissen um die Beschlüsse von gestern zu verdrängen und die Beschlüsse von heute als alleinseligmachend zu propagieren. Wer mit diesen Merkmalen ausgestattet ist, kann Funktionär in jeder beliebigen Institution werden. Der Einfluß dieser Schicht wird überschätzt. Sie hat zwar das Recht, »Empfehlungen« und »Weisungen« zu erteilen, kann jedoch nicht den Verlauf gesellschaftlicher Prozesse bestimmen. Ihre einzige Möglichkeit besteht darin, Prozesse zu verhindern. Mit der Wertmarke »Bewußtsein« ist nicht viel Staat zu machen im Arbeiter-und-Bauern-Staat.
Was im Alltag als »Bewußtsein« apostrophiert wird, ist überwiegend Konformismus. Nicht immer wird heute das Bekenntnis verlangt, ein Schweigen im rechten Augenblick genügt bereits. Als Störenfriede oder Dummköpfe werden Zeitgenossen angesehen, die in öffentlichen Veranstaltungen oder Parteiversammlungen über »Fragen« den Austausch wirklich wünschen. Erfahrene nehmen den Naivling anschließend beiseite, machen ihm beim Bier klar, daß sie ähnlich denken wie er, es aber nutzlos sei, in der Öffentlichkeit offen darüber zu sprechen. Ein Parteisekretär bei solcher Gelegenheit: »Mein Gott, glaubst du denn, wir sind mit allen Beschlüssen der Partei einverstanden!«

Die Triebkraft, die den »real existierenden Sozialismus« bewegt, ist nicht entdeckt. Wer das Rätsel löst, wüßte Spielregeln für das gesellschaftliche Zusammenleben daraus abzuleiten. Bis dahin gelten die abgegriffenen Münzen überlieferter Verkehrsformen – halbherzig und pragmatisch benutzt.

Ohne ihn gäbe es die Liedermacher-Szene nicht.

Der ganze Degenhardt



Alle seine Lieder
in einer Kassette:
12 LP's und 1 Maxi-Single
in Originaltaschen

Textbuch mit Noten
und ein Poster, gezeichnet
von Gertrude Degenhardt.

Best.-Nr. 2630 126

polydor

Qualität hat einen Namen
Deutsche Grammophon Gesellschaft mbH seit 1898

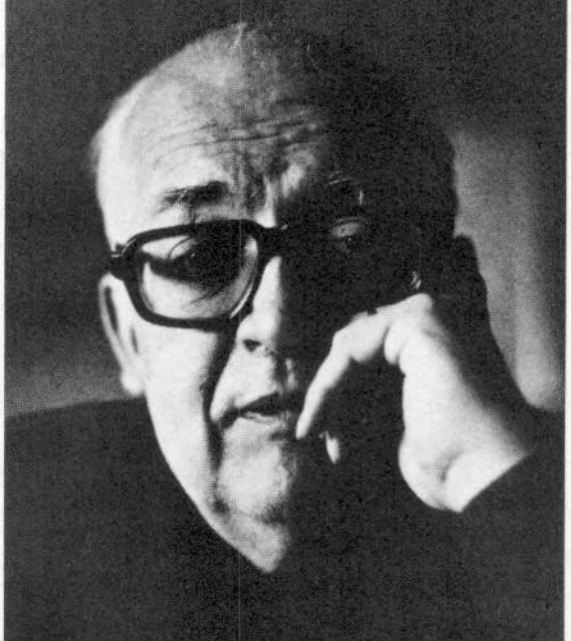
Der bedeutendste deutschsprachige Dramatiker und Denker der Gegenwart

Friedrich Dürrenmatt

Das dramatische Werk
in 17 Bänden in Kassette.
Jeder Band enthält einen Anhang mit Äußerungen des Autors.
K 30/1 umfaßt detebe 250/1–17, 130.–.

Das Prosawerk
in 12 Bänden in Kassette.
Romane, Erzählungen, Essays und Reden. K 30/2 umfaßt detebe 250/18–30, 100.–.

Alle Bände auch als Einzelausgaben.



Diogenes

Hans-Georg Behr
Die ehrenwerte Gesellschaft

Konzept für ein bundesrepublikanisches Party-Spiel

Seit wir zu denken beginnen wollten, wurden wir darauf hingewiesen, daß es in unserer Gesellschaft bestimmte Spielregeln gibt, an die wir uns zu halten hätten. Die greifbaren Erfahrungen mit Spielregeln (Brettspiele, von Monopoly abgesehen, Schach, Kartenspiele mit Ausnahme von »Schwarzer Peter« oder Poker) helfen da als lehrreiche Einführung nur sehr bedingt. Andererseits sind im praktischen Leben auch für kindlichste Gemüter sehr schnell Spielregeln feststellbar, die sich von den bekannten allerdings schon dadurch unterscheiden, daß sie ab einem bestimmten Grad des Fortschritts im Spiel immer flexibler werden und sich dabei oft sogar antithetisch verändern. Wenn auch erklärtermaßen nicht ideologisch, so doch feststellbar praktisch folgt unser freiheitlich-demokratisch-grundgeordnetes System den Spielregeln des dialektischen Materialismus. (Um allen Mißverständnissen vorzubeugen: Personen, die sich gemeinhin als dialektische Materialisten bezeichnen, sind in der freien Entfaltung der da liegenden Möglichkeiten meist durch einen Mühlstein Moral behindert; nur der freie Westen kann den Begriff als Ding an sich voll ausleben, und gegenteilige Moralbeteuerungen gehören eher in den Bereich des Poker-Repertoires.)

Unsere Aufgabe war, ein didaktisches Spiel für drei oder beliebig mehr Personen zu entwickeln, das die Spielregeln der BRD berücksichtigt, dargestellt an den jedem Staatsbürger grundgesetzlich zugesicherten Aufstiegsmöglichkeiten.

Zunächst gingen wir allzu naiv an die Sache. Da es um sprunghafte Veränderungsmöglichkeiten gehen sollte, nahmen wir als Grundcharaktere die Spielfiguren »Politiker«, »Geschäftsmann«, »Gangster« und – als Korrektiv gewissermaßen – »Beamter«. Die arbeitenden Teile der Bevölkerung, deren Veränderungschancen ja – von Arbeitslosigkeit abgesehen – wesentlich geringer sind, rechneten wir zur Geschäftsgrundlage der erwähnten Vier, und jeder Spieler wurde, wie wir aus der Geschichte unseres Spiels gelernt hatten, mit gleichem Kapital ausgestattet, und dann erhielt jeder noch von ihm selbst auszufüllende Karten: weiße für »Möglichkeiten«, rosa für »Beziehungen«, blaue für »feststehende Werte«. Wir versuchten verschiedene Möglichkeiten des Kartenspiels und kamen ganz schnell zum Ende: der Geschäftsmann hatte etliche Fabriken heil über seine Entnazifizierung

gebracht, bei der ihm der Politiker zu Hilfe gekommen war; der Gangster hatte dem Politiker Wahlhilfe geleistet; der Beamte erwies sich als weisungsgebunden, gelegentlich als bestechlich, und außerdem wollte er in die politische Karriere eintreten. Wir versuchten eine andere, demokratische Möglichkeit und kamen zu der Lösung, bei aller Chancengleichheit zumindest drei hierarchische Stufen zu schaffen, den Beamten dem Politiker zu schenken und als neues Korrektiv den »Makler« einzuführen. Er vertritt gewissermaßen die Öffentlichkeit.
Um der Realität einigermaßen zu entsprechen, kann das Spiel auf allen drei Ebenen gleichzeitig stattfinden; nicht mit der Wirklichkeit hängt zusammen, daß alle auf der untersten Stufe beginnen müssen. Wie bei fast allen Spielen geht es sämtlichen Teilnehmern darum, sich zu bereichern. Zu diesem Zweck gibt es eine nahezu unerschöpfliche Kasse, genannt »das Volksvermögen«. Ebenfalls der Realität entlehnt ist das Reglement, das auf der untersten Ebene praktisch keine Ausnahmen zuläßt, mit zunehmendem Aufstieg jedoch nur noch dazu dienen soll, den Gegenspieler zu behindern und Druck auf die unteren Ebenen auszuüben.
Bei wenigen Spielern kann sich durch das simultane Spiel eine gewisse Verfilzung ergeben, die jedoch das Vergnügen nicht beeinträchtigt. So kann beispielsweise der Politiker auf der untersten Ebene Kassierer im Ortsverein der Partei sein, auf der mittleren Landespolitiker oder Bundestagsabgeordneter und auf der höchsten Regierungsmitglied oder Kanzlerkandidat. Für den Ganoven stellt sich der Unterschied durch die Summen und die Beziehungen dar, wobei ihm natürlich auf der höchsten Ebene nicht viel passieren kann. Zwischen den einzelnen Spielern und den einzelnen Ebenen sind selbstverständlich auch Koalitionen möglich. So kann sich zum Beispiel ein Bundespolitiker mit einem Kleinganoven verbünden, um einen unliebsamen Landespolitiker auszuschalten, ein Geschäftsmann sich mit Hilfe eines Bordellbesitzers einen Politiker verpflichten usw.

Die erste Phase
beginnt auf einem schlichten Spielbrett. Die Spielcharaktere sind der Einfachheit halber mit Buchstaben und Farben bezeichnet: P (rotbraun) der Politiker, B (wie Business, blau) der Geschäftsmann, G (weiß) der Ganove. Ihre Bahnen ziehen sich nach alter Mäanderordnung über das Spielbrett. Wo sie sich überkreuzen, dominiert stets eine Farbe – der Spieler, der darauf gerät, kommt unter den Einfluß des entsprechenden Partners. Quer über das Spielbrett ziehen sich drei gerade Bahnen, die dem Makler (O) gehören: schwarz für die Rechtsordnung, rot für das öffentliche Interesse, gelb für die Öffentliche Hand.
Jeder Spieler bekommt außerdem zwei Pakete Karten: Loskarten, die vom Partner gemischt werden und verdeckt liegen; Partnerkarten, die man nach

freier Wahl dem Spieler zuschieben kann, der einem bei einer Kreuzung auf das Feld gerät. Die auf den Karten notierten Forderungen sind einzuhalten, jedoch kann der Spieler auch eine jeweils auszuhandelnde Abstandssumme zahlen und die Karte damit zurückgeben.
Es ist auch nicht nötig, daß jeder Spieler nur den Feldern seiner Farbe folgt. Er kann von Kreuzungspunkten jederzeit abbiegen und eine Weile die Schicksalswege einer anderen Karriere verfolgen. Wird er dabei jedoch vom für die Bahn zuständigen Gegenspieler überholt, darf ihm der zwei Partnerkarten zuschieben, für die dann kein Abstand bezahlt werden kann.
An den Kreuzungspunkten kann jeder Spieler für den Gegner Hindernisse errichten, die von der öffentlichen Hand gekauft werden: der Politiker Gesetze, der Ganove Bordelle, der Geschäftsmann lebensnotwendige Geschäfte, der Makler auf schwarz Sonderkommissionen, auf rot Zeitungen und auf gelb Steuerfahndungen. Wer von den Gegnern auf solche Felder gerät, wird zusätzlich geschröpft: ein Bordellbesuch kostet zum Beispiel für B 5000 DM, für P 10 000; die Steuerfahndung schröpft G um 30 Prozent, B um 50 Prozent seines Vermögens, für P gilt sie nicht, solange er Karten für Weisungsgebung an Beamte übrig hat (sind die an O gegangen, muß er sie wohl zurückkaufen).
Auf den eigenen Feldern kann jeder an bestimmten Punkten für sich selbst Glücksgüter erwerben, die natürlich der öffentlichen Hand abgezweigt werden. O bedient sich aus dieser Kasse selbst, auf dieser Ebene des Spiels jedoch im Rahmen der Bußgelder; er kann aber auch bei bestimmten Karten Bestechungssummen annehmen.
Ziel des Spiels auf dieser Ebene ist, so schnell wie möglich auf die nächsthöhere Stufe vorzustoßen. Dazu braucht P 200 000 DM, B 1 000 000, G 800 000 und O 500 000.
Einige Beispiele aus der praktischen Erprobung des Spiels: B gerät durch eine Zeitung in Schwierigkeiten. Er kauft sie und gewinnt dabei P als Bürgen. Natürlich muß er die Zeitung nun auf sein eigenes Feld übertragen, doch die Anschaffung amortisiert sich so schnell, daß P als Partner bald aufsteigt. G beteiligt B an den Bordellbesuchen von P, wofür B Gelder von G legal investiert. O setzt die Steuerfahndung auf G, kann jedoch nichts ausrichten.

Die zweite Phase
spielt auf demselben Brett. Zu den ursprünglichen Figuren kommen nun noch wesentlich fettere, entsprechende Kartenpakete und entsprechend größere Geldscheine. Zu den ursprünglichen Kleinfiguren kann jeder Spieler von der Öffentlichen Hand bis zu fünf weitere kaufen, die sein Geschäft auf der unteren Ebene weiter betreiben. Das hat den Vorteil, daß er bei seinen

Zügen den günstigsten für die jeweilige Figur wählen kann. Um diese Freiheit etwas einzuschränken, darf allerdings keine Figur länger als zwei Würfelrunden auf ihrem Platz bleiben.
Zusätzlich kommt schon jetzt ein zweites Spielbrett hinzu, das Ausland. Dort können am Inlandsspielfeld bedrängte Figuren eingesetzt werden, Gewinne rechtzeitig transferiert, Investitionen (mit Subvention) getätigt und in der dritten Phase auch schon gewinnbringende Bürgerkriege inszeniert werden. Das Ausland ist natürlich nicht einheitlich, sondern eingeteilt nach Gruppen und dabei wieder in: Investitionswerte, Risiko, Gewinnspannen. So ergeben sich folgende Gruppen:

	Investitionskosten	*Risiko*	*Gewinn*
	(die beiden letzteren Posten in Prozenten, der erste in Einheiten von je einer Million)		
1. Gruppe: Fernost (ohne Japan), Mittelost, Afrika	1	70	500
2. Gruppe: Arabien, Lateinamerika, UdSSR etc.	10	20	200

(Bei guten Beziehungen zu P lassen sich auch auf dieser Ebene schon Hermes-Bürgschaften erreichen, auf jeden Fall für Bauunternehmen Bürgschaften der Öffentlichen Hand.)

3. Gruppe: USA, Südafrika	20	0	100

Auch für G gibt es bereits jetzt im Ausland Tätigkeitsformen. Er spielt das Risiko. P kann jederzeit Auslandsreisen unternehmen. Sie gelten als Investition für die Inlandspolitik (z. B. als Experte), außerdem kann P bereits von B als Berater verpflichtet werden.
Die verschiedenen Rollenspiele, die auch auf dieser Ebene das Geschehen auflockern, erlauben hier schon eine große Bandbreite heiterer Varianten. Zum Beispiel: P gerät an eine Dame G's und wird von ihm dazu erpreßt, durch seine Anwesenheit einige Aktionen G's zu decken (die Figur muß auf demselben Feld wie G ziehen und die entsprechenden Karten auslösen). Dadurch angreifbar geworden, verliert P die nächste Wahl und setzt sich, um reinen Tisch zu machen, als Entwicklungshelfer nach Afrika ab. Weniger glimpflich endete ein anderes Abenteuer P's mit G: er verschuldete sich in dessen Nachtlokalen, kam schließlich wegen Betrugs vor Gericht, wo er zwar wegen Unzurechnungsfähigkeit sanft davonkam (zum Glück hatte er die entsprechenden Karten), doch mußte er auf der untersten Ebene von

vorne anfangen. Es geht also, wie die Beispiele zeigen, auch schon darum, Figuren des Gegners vom Spielbrett zu bringen.

Die dritte Phase
beginnt für P bei einem Kapital von 1 000 000, für B bei einer Milliarde, für G bei 5 Millionen. Die Spielfiguren sind nun allesamt honorig, Scheine und Karten dem höchsten gesellschaftlichen Rang entsprechend. Die großen Figuren können sich auf dem Spielfeld völlig frei bewegen, auf allen Bahnen, und nur noch die Farben markieren aus Identifikationsgründen einen gewissen Unterschied. Bei den Karten ist er aufgehoben, und das Geld spielt nur noch eine Rolle für die Schlußabrechnung, also für das Spiel als solches. Sollte zu diesem Zeitpunkt das Volksvermögen bereits erschöpft sein, kann P die Notenpresse in Gang setzen, oder die Spieler einigen sich auf bargeldlosen Zahlungsverkehr.
Selbstverständlich ändern sich nun auch die Rollen. B's Werte bestehen jetzt aus chemischer Industrie, Ölgesellschaften und Rüstungsindustrie, außerdem kann er gemeinsam mit P (im Vorstand) Banken betreiben. Auch G kann auf dieser Ebene alle Aktivitäten eines ehrbaren Geschäftsmanns entfalten. Sämtliche Spieler können bis zu fünf mittelgroße und entsprechend viele kleinere Figuren beschäftigen; gewürfelt werden muß nicht mehr unbedingt. Es genügt, so zu tun, als folge man einer zwangsläufigen Entwicklung.
Sobald dies ein Spieler fordert, werden die Loskarten dieser Ebene gemischt und nach Art eines Kartenspiels verteilt. Die Regeln entsprechen dem Poker oder dem Schwarzen Peter, je nach jeweiliger Vereinbarung. Bei dieser Gelegenheit kann man versuchen, dem Gegner Glückskarten abzugaunern. Überhaupt sind alle Tricks einschließlich gezinkter und gefälschter Karten erlaubt. (Anm.: das Kartenmaterial ist abwaschbar, so daß man Forderungen des Gegners, solange der das nicht merkt, leicht verändern kann.)
Auf der unteren Ebene läuft das Spiel weiter wie gewohnt. Auf dieser kommt es darauf an, möglichst nicht auf dem Brett zu spielen, sondern den Spielverlauf unter Berücksichtigung der Karten frei auszuhandeln. In dieser Phase zumindest sollten die Spieler Lambsdorfs Forderung nach ökonomisch kreativer Phantasie ernst nehmen. Wer allzulange auf dem Brett spielt, kann von seinen Partnern mit einem Japaner bedroht werden, der normalerweise eine Art Joker für Gelder aus der Öffentlichen Hand ist. Ein anderer Joker heißt »Arbeitsplätze« und erlaubt dem Spieler für eine Runde jede geschäftliche Aktivität, die ihm gerade einfällt.
Eine weitere Figur kann von O ins Spiel gebracht werden: die Arbeitnehmervereinigung. Auch sie spielt auf allen Bahnen, bei ihren Unternehmen als B, politisch als Partner von P, den unteren Rängen gegenüber als G. Überhaupt: Auf dieser Ebene kann die Funktion O's ganz reizvoll sein. Ein praktisches, wenn auch etwas primitives Beispiel: O wandelt als Chefredak-

teur eines bedeutenden Magazins mit einer Tiffany-Lampe durch den Zoll (mittlere Ebene). Der Zöllner wird mißtrauisch und hetzt ihm die Steuerfahndung auf den Hals (unterste Ebene). O läßt seine Redaktion über Affären der P's recherchieren (alle Ebenen), und die Untersuchung gegen O wird eingestellt.
Ein bereits fortgeschritteneres Beispiel: B1 liefert aus seinen Chemiefabriken in Mittelost Chemikalien an die lokale Heroinindustrie; P und G entfachen dort einen Bürgerkrieg, den P und B2 mit Waffen beliefern. G bringt unter gewisser Deckung von P das Heroin, mit dem die Waffen bezahlt wurden, auf das Inlandsspielbrett, wo es zu Geld gemacht wird (auf dem Spielbrett besetzt P mit seinen Hilfsfiguren sämtliche schwarzen Felder, O ist damit in der Strafverfolgung behindert, alles natürlich auf der untersten Ebene).
Ein weiteres Beispiel: B verlagert ein Montagewerk ins Ausland (mit Staatsbürgschaften finanziert). Dadurch werden im Stammwerk Kündigungen größten Ausmaßes unvermeidbar. Um Arbeitsplätze zu sichern, erhält B 5 Milliarden Unterstützung von der Öffentlichen Hand. Ähnliche Geschäfte lassen sich natürlich auch mit Atomkraftwerken abwickeln.
Um Spielgewinne in Sicherheit zu bringen, erhält jeder Teilnehmer in dieser Phase ein Schweizer Bankfach, dessen Nummer vor dem Partner geheimzuhalten ist (zum Beispiel der Politiker könnte sonst in Schwierigkeiten kommen, vor allem, wenn er außerdem über eine Briefkastenfirma Teilhaber an Geschäften B's ist). Alle Spieler können untereinander (ebenfalls geheimzuhaltende) Beraterverträge abschließen, die eine gewisse Teilhaberschaft sichern. So kann zum Beispiel G mit Finanzierung B's in der Auslandsgruppe 1 für eine risikomildernde Diktatur sorgen, die daraufhin von P zur Investitionsgruppe 2 erklärt wird, was sich in den Subventionen und Bürgschaften auswirkt.

Ende des Spiels
Es gibt praktisch keines, es sei denn, die Spieler einigen sich darauf. Es können zwar zum Beispiel durch einen unvorhergesehenen Zwischenfall in einem AKW größere Teile des Spielfelds samt den darauf befindlichen Figuren und Investitionen ausscheiden, es können unvorhergesehene Veränderungen im Ausland stattfinden, doch geschickte Spieler werden ihre Aktivitäten immer rechtzeitig so verlagern, daß ihnen nicht viel passiert. Bei Übereinstimmung macht jeder seine Abrechnung. Wer am meisten zusammengerafft hat, ist natürlich Sieger.

Spielgestalt
Das Spielbrett ist groß und hat die Form der BRD, auf Pappe aufgezogen. Nach Berlin führen für jeden Partner Korridore. P benötigt gelegentlich den Luftweg, desgleichen O. Auf den Korridoren ist nichts zu gewinnen, außer

für G als Fluchthelfer (mit entsprechendem Risiko), jedoch lohnt sich der Weg wegen der – aufgrund des besonderen Status – möglichen Geschäfte. Über das Spielbrett ziehen sich die Wege von P und B in geordneten Hakenkreuzmäandern, der von O in scheinbar geraden Bahnen und der von G in freien Kurven. In der mittleren Spielphase sind bei Investitionen Standortfragen von Bedeutung (zum Beispiel im Zonenrandgebiet, außerdem Ballungsgebiete bei Grundstücksgeschäften). Auf der höchsten Ebene gibt es keine Provinzen mehr. In wesentlich kleinerer Ausführung, der Darstellung in den Medien entsprechend, wird die übrige Welt geliefert.
Ferner gibt es für jeden Spielcharakter:
25 »Anfänger«
10 »Fortgeschrittene«
5 Bonzen
je ein Paket Los- und Partnerkarten für die beiden ersten Phasen, ein Paket Zuschanz- und ein Paket weiße Karten für die dritte
je 30 Investitionssymbole in 3 verschiedenen Größen
Geldscheine zwischen 10 000 DM und 5 Milliarden
Für alle Spieler wird ein Satz von insgesamt 20 Würfeln mitgeliefert, aus dem jeder seine Würfel mit geschlossenen Augen zieht, da drei Würfel nur 5 und 6 Augen haben.
Mitgeliefert werden acht kleine Kartons als Schweizer Konten.
Aus Kostengründen wird das Spiel in einem Fernostland hergestellt, der Ladenpreis ergibt sich jedoch aus der Berechnung deutscher Herstellungskosten.

Joachim Hirsch analysiert Wandlungsprozesse in der Bundesrepublik 1980, die weit in die sechziger Jahre zurückreichen: Parteien und Bürokratien verkümmern immer mehr zu Verwaltern ihrer Selbsterhaltung. Hirschs These: In dem Maße, wie der Sicherheitsstaat unfähig zur öffentlichen Auseinandersetzung wird, entstehen politische Chancen für die neuen sozialen Bewegungen. (Etwa 170 Seiten, ca. 15 Mark). **André Gorz** nimmt Abschied vom Dogma, das Proletariat sei das einzige revolutionäre Subjekt. Angesichts der Frage, was und wer die künftige Gesellschaftsveränderung bewirken kann und mit dem Blick auf die neuen sozialen Bewegungen entwirft er Theorie und Strategie einer Basisdemokratie. Gorz' gesellschaftliche Phantasie vermag vor allem der linken Resignation entgegenzuwirken. (Etwa 200 Seiten, ca. 18 Mark). In ihren Gesprächen mit Frauen aus der italienischen Frauenbewegung versucht **Rossana Rossanda,** die erstarrten Fronten zwischen Männerwelt und Frauenemanzipation aufzubrechen. Emanzipation ist nicht eine Frage der Geschlechtszugehörigkeit, sondern die eines – gemeinsamen – kulturellen und gesellschaftlichen Kampfes. Sie ist ein *politisches* Projekt: Einmischung. (Etwa 280 Seiten, ca. 19,80 Mark). Das Recht auf Kriegsdienstverweigerung ist in der Bundesrepublik in die Verfassung aufgenommen. Wie dieses unbequeme Grundrecht in den Prüfungsverfahren uminterpretiert und dem Diktat der „Funktionsfähigkeit der Armee" untergeordnet wird, ist Anlaß und Gegenstand von **Albert Krölls** verfassungsrechtlicher und rechtssoziologischer Studie. Sie stützt sich auf umfangreiche Befragungen von Betroffenen: wer sich auf sein Verfahren richtig vorbereiten will, braucht dieses Buch. (Etwa 260 Seiten, ca. 18 Mark). **Mehr über unser neues Herbstprogramm erfahren Sie bei Ihrem Buchhändler.**

Oder bei uns:

Savignystraße 61–63 **Europäische Verlagsanstalt** *6000 Frankfurt am Main*

Detlef Michel
Laufbahnmaschen

Vordrängeln ist eine Unsitte, verstößt gegen die Gerechtigkeit. »Hier gehts nach der Reihe, nicht nach der Schönheit!«, rufen die Gerechten und empören sich über diejenigen, welche die Regel zu umgehen trachten. Dabei ist das Vordrängeln ja gar nicht das Chaos, das die Regel auflöst, es ersetzt sie vielmehr durch andere und durch eine andere Gerechtigkeit. Warum steht denn der eine vor dem andern in der Schlange? Womöglich ist er nur vorher, auf dem Weg dorthin, schneller gewesen und hat den andern überholt. Warum soll der nun, in der Schlange stehend, nicht selber zum Überholmanöver ansetzen?
Allerdings gibt es einen erheblichen Unterschied: Die Regel »Immer schön der Reihe nach« gibt sich als solche zu erkennen, die Regeln des Vordrängelns bleiben unsichtbar. Obwohl sie jedermann kennt, und viele sie beherrschen, darf man sich nicht öffentlich auf sie berufen. Vordrängeln darf nicht bemerkt werden. Deshalb schubst man den Vordermann in der Schlange nicht, sondern stellt sich etwas neben ihn, mit unbeteiligter Miene, verringert den Abstand, noch ein Stückchen und noch eins, so daß man, sobald die Schlange insgesamt in Bewegung gerät, nur noch einen kleinen Schritt tun muß, und der Vordermann steht hinter einem.

Auf unserer akademischen Laufbahn wird nicht gelaufen sondern gedrängelt, und das nach äußerst komplizierten Regeln. Die Studentenbewegung hatte die Ordinarienherrschaft an der Universität bekämpft, die Hierarchie wurde zertrümmert, die alten Regeln galten nicht mehr. Aber das Bedürfnis nach Regeln blieb. Neue stellten sich ein, verschwiegene. Und so macht man heute seine Karriere nicht schön der Reihe nach. Man drängelt.
Die Regeln des Drängelns werden zuerst bei der Bewerbung sichtbar, genauer gesagt bei den Gesprächen und Telefonaten, die der Bewerbung vorausgehen. Der Bewerber lernt, daß die Universität nicht bloß eine Universität ist, sondern eine Front, an der politisch gekämpft wird. Was er möglicherweise für Cliquen und ihre Streitereien halten könnte, sind – so wird ihm erklärt – Fraktionen und Fraktionskämpfe. Politische Parteien spielen an der Universität keine herausragende Rolle mehr, und es kommt nur noch selten vor, daß eine proletarische Avantgarde, vertreten durch das

studentische Mitglied, im Fachbereichsrat dessen Vorsitzenden dazu auffordert, die Resolution »Weg mit dem Berufsbeamtentum!« zu unterstützen. Das Denken in den Kategorien von links und rechts, fortschrittlich und rückschrittlich ist freilich erhalten geblieben, auch wenn die Zuordnung einzelner Hochschullehrer manchmal nicht mehr so leicht fällt. Dem Bewerber wird die Situation genau geschildert: Es gibt die rechte Fraktion um den Präsidenten, »Präsidialmafia« genannt, dann eine größere Mittel- und eine nicht ganz so große linke Fraktion der Professoren, eine ziemlich große linke Fraktion der Assistenten und eine kleine aber nicht unerhebliche Fraktion derer, die eigentlich gar keine Fraktion sind, weil man sie nicht so richtig einordnen kann: Opportunisten vermutlich. Das ist das »Kräfteverhältnis«, in dem der Bewerber mit anderen um eine Stelle drängelt.

So sitzt er also vor der Berufungskommission, die über seine Bewerbung zu entscheiden hat. In diesem Kreis gibt die Sympathie den Ausschlag. Die Mitglieder der Kommission haben einen vor sich, der ihr Kollege werden will, und natürlich fragen sie sich, ob sie mit ihm auskommen könnten, ob er freundlich ist oder stur, ob er kollegial sein oder sich vor den unangenehmen Seiten der zukünftigen Arbeiten drücken wird. Auch die wissenschaftliche Qualifikation spielt eine Rolle, aber eine untergeordnete. Zu Recht, denn der Bewerber müßte schon sehr unbegabt sein, wenn er sich nicht nach einiger Zeit in seine Aufgaben eingearbeitet haben würde. Und wissenschaftliche Defizite hat er genauso wie seine Konkurrenten, das bringt die Spezialisierung mit sich. Wenigstens in dieser Beziehung sind sich die Konkurrenten gleich.

Obwohl die Interessenlage der Berufungskommission durchaus verständlich ist, bleibt sie ein Geheimnis. Nähme man die Kommissionsmitglieder auf ihren Fraktionssitzungen beim Wort, so ginge es bei der Personalentscheidung einzig um den politischen Sieg der einen Fraktion über die andere.

Das ist die Hauptregel, nach der die Drängelei an der Reformuni funktioniert: Tatsächlich werden Entscheidungen wie eh und je getroffen, in einem Netz von Sympathie und Antipathie, Beziehungen, Machtstreben, Kumpanei, aber auch realitätstüchtiger Pragmatik. Doch ist dieser Kern von einer Hülle der politischen Legitimation umgeben.

Aber diese Hülle bildet noch nicht die Außenschicht der Universität. Es gibt noch eine zweite, die der wissenschaftlichen Legitimation. In den Gutachten, mit denen die Berufungskommission ihre Entscheidung zugunsten des Bewerbers gegenüber dem Staat begründet, ist weder von Beziehungen, noch von Politik, sondern von seiner vorzüglichen Qualifikation die Rede.

Der Bewerber hat es geschafft. Er steht auf Platz eins in der Schlange. Unglücklicherweise kommen ihm »Erkenntnisse« des Verfassungsschutzes über seine politische Vergangenheit in die Quere. Er soll sich vor einer

staatlichen Anhörungskommission dazu äußern. Es geht um Unterschriften unter ein paar Resolutionen, an die er sich beim besten Willen nicht mehr erinnern kann. Einerseits ist er über die Drohung des Berufsverbots empört, möchte am liebsten einen Skandal machen. Andererseits packt ihn die Angst, wegen dieser lumpigen Unterschriften könnten alle seine beruflichen Anstrengungen umsonst gewesen sein.
Die Kollegen, die in der Berufungskommission für ihn gestimmt haben, raten ihm, er solle sich von seinen »Jugendsünden« distanzieren. Das sei kein Opportunismus, sondern ein politisch richtiges Vorgehen, taktische Klugheit, da der Sieg, der mit seiner Bewerbung erkämpft worden sei, nicht durch idealistisches Bekennertum verschenkt werden dürfe. Mit etwas schlechtem Gewissen folgt er dem Rat, und einige Zeit nach der Anhörung wird ihm mitgeteilt, daß staatlicherseits keine Bedenken gegen seine Verbeamtung bestünden. Es ist vollbracht.

Der neue Kollege richtet sich in den neuen Verhältnissen ein, sitzt bald selbst in Berufungskommissionen, Bibliotheks- und Haushaltsausschüssen, rechnet sich der Fraktion zu, der er seine Planstelle verdankt.
Sehr schnell hat er eine weitere Regel gelernt. In der Ordinarienuniversität war die Beziehung zwischen dem Hochschullehrer und den Studenten von großer Distanz geprägt. In der Reformuni herrscht die Nähe. Der lockere Ton, das selbstverständliche Du, die Kleidung, der Gestus. All das sind Versuche, sich unkenntlich zu machen, von den Studenten nicht unterscheidbar zu sein.
Der Preis, den der neue Kollege für seine Unterwerfung unter diese Konvention zahlt, ist die massive Begrenzung seiner Privatsphäre. Es ist üblich, daß die Studenten ohne anzuklopfen sein Büro betreten. Er empfindet das als unhöflich, wagt aber keinen Einwand, denn Unhöflichkeit ist nicht gerade ein politisches Argument. Als er auf diese Weise mehrmals bei Prüfungen gestört wird, möchte er am liebsten »Raus!« brüllen, läßt es aber und bespricht »das Problem« am folgenden Tag im Seminar: Wer sich so verhalte, sei unsolidarisch gegenüber den Studenten, die den Prüfungsstreß aushalten müßten. Seinen eigenen Wunsch nach Höflichkeit verschweigt er. Dieses politische Argument überzeugt, es »zieht«, wie man sagt.
Die Nähe gilt auch unter den Kollegen aus der eigenen Fraktion. Er lernt, daß man beim Telefonieren seinen Namen nicht nennt, um Vertraulichkeit zu demonstrieren; daß man sich zur Begrüßung nicht die Hand reicht, sondern sich leicht umarmt oder mit der Hand die Schulter oder den Oberarm des anderen in einer Geste zwischen jovialem Klopfen und zärtlichem Streicheln berührt. Und er lernt, daß all diese Konventionen nicht für die »Anderen Dienstkräfte« gelten. Für den Mann in der Telefonzentrale, für die Sekretärinnen im Fachbereichsbüro gilt das Hergebrachte.

Der Umgang der Studenten mit Büchern hat ihn zunächst schockiert. Sie lieben die Bücher nicht, behandeln sie als pure Gebrauchsgegenstände, kaufen nicht vom mühsam Ersparten im Antiquariat eine seltene Ausgabe. Er selber wäre aus Achtung vor dem gedruckten Wort niemals auf den Gedanken gekommen, mit einem Kugelschreiber die Buchseiten durch Anmerkungen oder Unterstreichungen zu verunstalten. Stets benutzt er einen Bleistift, und seine Randnotizen sind von winziger, unauffälliger Schrift, Kommentare unter Vorbehalt, jederzeit wieder wegzuradieren. Die Studenten aber schmieren mit leuchtend gelben Filzstiften über die gedruckten Zeilen, so daß die für wichtig gehaltenen Passagen farblich hervorstechen – ein irreversibler Eingriff in den Text.

Da nach Ansicht der Studenten prinzipiell jedes Buch zu teuer ist, fotokopieren sie. Zu Hause in den Regalen stehen die Leitzordner nebeneinander, gefüllt mit »Readern«: für Seminare zusammengestellte, fotokopierte Auszüge aus Büchern. Das Ordnungsprinzip im Regal sind nicht die Sachgebiete und die alphabetische Reihenfolge der Autoren, wie das in herkömmlichen Bücherregalen der Fall ist. Die Ordnung orientiert sich am Studiengang: Links steht der Ordner aus dem ersten Semester, daneben der aus dem zweiten. Semester für Semester verlängert sich die Reihe.

Auch für das Fotokopieren gibt es eine politische Begründung: Es handele sich um eine Art Raubdruck, man unterlaufe damit die Profitgier der Verlage. Da die Studenten aber die tatsächlichen Buchpreise kaum kennen, verkalkulieren sie sich manchmal. Dann steht einer im Kopierladen, im »copy shop«, und fotokopiert Seite für Seite Lenins *Was tun?*. Im Buchladen hätte ihn die Broschüre drei Mark gekostet, so aber zahlt er fast zwanzig und ist zufrieden, dem Kapitalismus ein Schnippchen geschlagen zu haben.

Die Verachtung der Formen, die im demonstrativ lässigen Umgang mit den Menschen und den Dingen zum Ausdruck kommt, und deren Demonstration selber zur neuen Konvention geronnen ist, prägt auch die wissenschaftliche Arbeit. Kaum ein Student ist in der Lage, in seinem Referat exakt zu zitieren, Quellen in der Fußnote richtig nachzuweisen. Woher auch. Den Grundkurs »Einführung in das wissenschaftliche Arbeiten« gibt es nicht mehr, weil so etwas als Formalismus verrufen ist. Wenn die Revolution kein Deckchensticken ist, wird man doch wohl erst recht bei einer Seminararbeit von den Feinheiten absehen können. Schließlich kommt es auf den Inhalt an. Der Kollege läßt das durchgehen, denn er möchte nicht in den Ruf eines autoritären Charakters geraten. Er weiß auch nicht, wie er sich zur Wehr setzen könnte. Bis ihm eines Tages eine politische Begründung einfällt. Richtiges Zitieren, sagt er, sei keine Anbetung des Faktenwissens, sondern eine demokratische Forderung. Der Leser müsse die Möglichkeit haben, die Zitate auf die Richtigkeit der Wiedergabe zu überprüfen. Das Zitieren müsse »transparent« gemacht werden. Das Argument zieht.

Längst hat sich der Kollege daran gewöhnt, daß Protokolle und Referate nicht von einzelnen Studenten, sondern von Arbeitsgruppen angefertigt werden. Manchmal taucht bei ihm der Verdacht auf, daß da vor der individuellen Verantwortlichkeit zurückgeschreckt wird. Er kennt ja aus seiner eigenen Studienzeit die Angst, sich mit einem schlechten Referat vor den Kommilitonen zu blamieren. Die Arbeitsgruppen definieren sich aber als »Kollektive«, auch ein politischer Sieg, gegen den man nichts einwenden kann. Der Kollege erinnert sich auch noch an die eigene Drückebergerei. Hatte er ein Referat nicht geschafft, war er nicht zu der Sitzung des Seminars gegangen, auf der er es hätte verlesen müssen. Beim Professor hatte er sich vorher schriftlich wegen Erkrankung entschuldigt. Nun wird er kurz vor der Sitzung von der Arbeitsgruppe angerufen, wird ihm mitgeteilt, das Kollektiv sei nicht in der Lage gewesen, das Referat zu schreiben, weil man sich in das Thema nicht habe »einbringen« können. Dagegen gibt es keinen Einwand, und so wird auf der nächsten Seminarsitzung die Frage »ausdiskutiert«, warum es gerade bei diesem Thema so schwer ist, sich »einzubringen«. Der Kollege weiß, daß mit dieser Diskussion sein Seminar eine gefährliche Wendung nehmen kann, weil jetzt die »Bedürfnisfrage« aufgeworfen wird: »Was hat das Thema eigentlich mit mir zu tun?« Gelingt es dem Kollegen, diese Frage spontan und schlüssig zu beantworten, kann er das Seminar wie geplant fortsetzen. Gelingt es ihm nicht, wird ihm »Theoriegelaber« vorgeworfen, und das Seminar verwandelt sich in eine Selbstfindungsgruppe, die über mehrere Sitzungen die Verwirklichung der eigenen Bedürfnisse diskutiert.
Auch dies eine neue Regel: Der Sinn der wissenschaftlichen Beschäftigung mit einem bestimmten Gegenstand muß sich unmittelbar erschließen und im Einklang mit den eigenen Bedürfnissen stehen. Kein Ansehen genießt dagegen die Fertigkeit, sich zunächst der theoretischen Anstrengung zu unterwerfen, um erst dann den Blick auf die eigenen Bedürfnisse zu richten. Man könnte ja auf diese Weise von der Theorie belehrt worden sein, daß die Bornierung auf die Bedürfnisse keineswegs fortschrittlich ist, daß sie Züge von Gleichgültigkeit und sogar von Rücksichtslosigkeit hat. Nur zu oft geschieht das »Ausleben der eigenen Bedürfnisse« auf Kosten der Bedürfnisse anderer. Aber eine vernünftige Disziplinierung dieses Auslebens zu fordern, das würde der Kollege nicht wagen, das wäre geradezu reaktionär.

Mit der massiven Rücknahme der Reform durch die neuen Hochschulrahmengesetze verstärkt sich der Legitimationszwang unter den Kollegen. Diejenigen, die keine Lebenszeitbeamten sind, müssen befürchten, daß sie nach Ablauf ihres Vertrages arbeitslos werden. Einige neue Stellen werden vom Ministerium vage in Aussicht gestellt, aber viel weniger, als es Bewerber geben wird. Die Konkurrenz wird härter. Man versucht, durch Höherqua-

lifikation im Rennen zu bleiben, veröffentlicht einen Aufsatz nach dem andern, schreibt an der Habilitation. Jeder belauert jeden. Wer wieder irgend etwas irgendwo veröffentlicht hat und von den Konkurrenten darauf angesprochen wird, hält sich nach wie vor strikt an die Regel und beteuert, das Thema habe ihn politisch interessiert.

Auch im akademischen Gestrüpp der Konventionen, die nicht zu erkennen sind, gibt es Kollegen, die sich nicht daran halten, die die »Spielregeln verletzen«. Zum Beispiel jenen, der nicht nur mauschelt, sondern das öffentlich zugibt. Mehr noch: er steht dafür ein, hält das für richtig. Warum, so fragt er, solle er sich an den endlosen politischen Scheindiskussionen beteiligen, wenn das Ergebnis aufgrund vorhergegangener Kungeleien schon feststehe? Der Kollege gilt als Zyniker und Opportunist, ihm werden beste Verbindungen zur »Präsidialmafia« und zum zuständigen Referenten im zuständigen Ministerium nachgesagt. Wer auffälligen Umgang mit ihm pflegt, kann sehr schnell selber in Verruf kommen. Und dennoch: der Kollege erreicht manchmal in einer mit dem Referenten durchzechten Nacht mehr als die Kollegen im Fachbereichsrat, die schon ein paarmal vergeblich Resolutionen verabschiedet und an den Referenten geschickt haben. Vielleicht ist die Wut auf den Regelverletzer gerade deshalb so groß.

Seit einiger Zeit aber, fast unmerklich, mehren sich die Signale einer Veränderung, die offenbar mit dem Generationswechsel der Studenten zu tun hat. Wer Anfang der siebziger Jahre an die Universität kam, hatte noch während der Schulzeit die Studentenbewegung wahrnehmen können und geriet schon im ersten Semester in den Strudel der parteipolitischen Auseinandersetzungen. Wer jetzt im ersten Semester ist, wurde geboren, als in Berlin gerade die Mauer stand, wurde 1968 gerade eingeschult. Als die Avantgardeparteien das politische Klima an den Universitäten beherrschten, kam er gerade in die Pubertät. Und als er im vergangenen Jahr zum ersten Mal wählen durfte, traten die Grünen als parteipolitische Hoffnung schon wieder von der Bühne ab. Was also soll er mit Politik anfangen?
Den Hochschullehrern geht es nicht besser. Was sollen sie mit dem Trümmerhaufen anfangen, der von ihrer eigenen Politik übriggeblieben ist? Dahin sind die globalen Beglückungsstrategien, in die sie sich einpaßten und aus denen sie ihr Verhalten an der Universität als »Linke«, »Revolutionäre«, »Fortschrittliche« oder was auch immer ableiteten. Das »Partei ergreifen« funktioniert nicht mehr, es sei denn für amnesty international. Welche Partei sollte er ergreifen im Prozeß gegen die »Viererbande«, im Krieg zwischen Irak und Iran? In der Presse liest der Kollege die Meldung, der schwedische Rundfunk habe errechnet, nach den Verlautbarungen der beiden kriegführenden Seiten müßte die Schlacht längst geschlagen sein, da jedes Land mehr

gegnerische Panzer und Flugzeuge zerstört haben will, als in Wirklichkeit beide zusammen besitzen. Unversehens findet sich der Kollege als Verbündeter des schwedischen Rundfunks wieder: Wahr ist, daß alles erstunken und erlogen ist.
Vor diesem Hintergrund löst sich an der Universität die Hülle der politischen Legitimation allmählich auf. Schon werden die Regeln nicht mehr so strikt beachtet, und Sanktionen für ihre Verletzung bleiben manchmal aus. Die studentische Kleidermode wird undefinierbar. Die Latzhosen haben ihre Vorherrschaft verloren, es gibt keinen bestimmten Trend, der die Kleidung uniformiert. Kollegen, die im dunklen Anzug erscheinen, werden nicht mehr automatisch für Beamte vom Verfassungsschutz gehalten. Am Schwarzen Brett hängt ein kleiner Zettel, auf dem ein Kollege den Studenten mitteilt, er wünsche, mit Beginn des nächsten Semesters gesiezt zu werden. Der Anschlag ist vielleicht schon überflüssig, denn die Zahl der Studenten, die sich untereinander siezen, wächst bereits. Die Seminare füllen sich. Studenten fertigen Protokolle und Referate an, und wenn sie sich drücken, dann mit den hergebrachten Ausreden. Die Bibliothek meldet einen verblüffenden Zuwachs an ausgeliehenen Büchern, ja, es werden sogar wieder Erstausgaben gestohlen. Studenten beschweren sich über die Unpünktlichkeit der Professoren.
Eines Tages teilt der Kollege den anderen mit, er habe eine Magisterarbeit mit »ausreichend« bewertet, die erste Vier seit zehn Jahren. Und beruft sich dabei – auch eine Neuheit – auf seine Fachkompetenz. Ein bißchen hat er noch ein schlechtes Gewissen, aber als ihm die Kollegen sagen, daß es ihnen genauso geht, daß einer sogar schon eine Examensarbeit abgelehnt hat, da breitet sich Erleichterung aus. Man kann sich auf einer Gremiensitzung pragmatisch verhalten (und das auch so nennen) und wird dennoch am nächsten Tag von allen Kollegen freundlich gegrüßt.

Vielleicht verändern sich die Regeln wieder. Vielleicht kehrt das akademische Leben wieder zu den alten zurück. Vielleicht wird auf der akademischen Laufbahn bald nicht mehr gedrängelt, sondern geht es wieder schön der Reihe nach, gilt wieder die offene, nicht mehr die verschwiegene Konvention. Und kaum einer unter den Kollegen wird derzeit behaupten können, er wisse, welche Regeln besser seien, die alten oder die neuen oder die neuen alten.
»Unter den Talaren der Muff von tausend Jahren« hieß in den Sechzigern die Parole gegen die Ordinarienuniversität. Vielleicht heißt es demnächst: »Die Talare sind verbrannt, Reform-Muff geht in Cord und Samt«.

A: „Auf Lebenshilfe könnte man getrost verzichten."

B: „Auch Einkaufstips wären reichlich überflüssig."

A: „Endlich gäbe es auch keine Hausmitteilungen mehr."

B: „Und keine Geschenk-Boutique."

A: „Die ewigen Tests, die einen anöden: weg damit."

B: „Auch die Rätselecke würde verschwinden."

A: „Von den unsäglichen Humorseiten ganz zu schweigen."

B: „Oder stellen Sie sich vor: keine Leserbriefe."

A: „Und keine Fernsehvorschau."

B: „Das wäre schon eine wünschenswerte Zeitschrift."

Trans Atlantik, Heft 3/81: R. de Castro: Der Mitläufer. Ein Porträt des Generals Augusto Pinochet / L. Vergine: Der Weg zur anderen Hälfte der Avantgarde / W. Schenker: Das Lager von Solothurn. Eidgenössische Ausgrabungen / A. Muschg: Die australischen Krawalle. Eine Rede an die Zürcher Bürger / K. M. Michel: Auf freiem Grund mit freiem Volke stehen. Überlegungen zum Grundgesetz / F. Basaglia: Mönche auf der Couch / A. Döblin: Warschauer Gesichter / J. Goytisolo: Brief aus Istanbul / Waldemar Müller und die Grünen / Fresko.

Trans Atlantik 3/81. Jetzt im Buch- und Zeitschriftenhandel. Acht Mark.

Ludwig Herdt / Günter Holl
Ein akademischer Salon der Siebziger

»Nichts! Nichts! und dafür habe ich zehn Jahre gearbeitet!«
Balzac, *Das ungekannte Meisterwerk*

Die Beteiligten treffen im Abstand von wenigen Minuten in der mit Büchern und modernen Kunstwerken überfüllten Vierzimmerwohnung des privaten Dozenten und Gastgebers, Horst Meister, ein und begrüßen sich teils mit Handschlag und den üblichen Floskeln (»Wie gehts?«), teils wortlos mit Küssen auf Mund und/oder Wangen, je nach Intimitätsgrad. Der Hausherr führt seine Gäste nach ihrem Eintreffen an den vorbereiteten Sitzungstisch im Wohnzimmer und nimmt dann, nach ihrem vollzähligen Erscheinen, die offizielle Begrüßung vor.

Horst Meister: Guten Abend und herzlich willkommen zu unserer letzten Sitzung im alten Jahrzehnt. Ich freue mich sehr, Sie hier zu haben, und ich hoffe, heute wieder von Ihnen etwas lernen zu können. – Meine Frau läßt Sie grüßen; sie ist gewerkschaftlich verhindert. Auch Herrn Dr. Bingel habe ich zu entschuldigen, er trägt heute abend in Bielefeld vor. – Wenn Sie noch einen Augenblick Geduld haben, werde ich mich jetzt erst mal um die Getränke kümmern.

B & B: Rücken demonstrativ, flink, belustigt ihre Stühle dichter aneinander und küssen sich mehrfach im Staccato mit geschlossenen Lippen und Augen. Kleine Knall-Laute, die kaum von dem Schnappen des Feuerzeugs unterscheidbar sind, mit dem sich Götz eine Filter anzündet.

Horst Meister: Verharrt zunächst mit einem Weinkrug, Bierflaschen und mehreren Flaschen Apollinaris im Türrahmen. Zu Götz gewandt: Ach, rauchen Sie immer noch? Seitdem ich nicht mehr rauche und trinke, habe ich viel mehr Zeit für die Arbeit an meinem Buch. Hier, sehen Sie nur, diese zehn Seiten meines Interaktionskapitels habe ich an einem Wochenende geschrieben. Mein Hausarzt ist so ein lebenskluger älterer Mann. Der sagt, man braucht diese Dinge nur, wenn einem das Leben sonst nichts Interessantes zu bieten hat, aber wenn man älter wird, muß man doch lernen, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Für die Arbeit an meinem Interaktionskapitel habe ich mich deshalb noch einmal tief in die Kirchenväter . . .

B & B: Kosen in der erwähnten Weise und kichern.

von Felix: Zieht die Hände zwischen den übereinandergeschlagenen Beinen hervor, räuspert sich nervös, so, als dränge sich ihm ein relevanter Einwurf auf, lehnt sich dann aber wieder zurück und atmet deutlich hörbar aus.

Götz (zu Ettore, halblaut): Können die nicht mal mit ihrer Knutscherei aufhören?
Ettore: Nö. Aber dieses sublimiert orale Zurschaustellen von Abhängigkeitsverhältnissen ist doch eindeutig regressiv. Wenn du das gruppendynamisch siehst, ist das keine befreiende Erotik, sondern reines Appetenzverhalten.
Grete: Ja, du. Und halt das Propagieren von Besitzansprüchen. Ich meine, jeder soll ja machen, was er will, aber in einer Arbeitsgruppe find ich das nicht gut.
Horst Meister: Na, jetzt sagen Sie mal, Grete, ausgerechnet Sie wollen hier das Realitätsprinzip wieder einführen? Wozu haben wir denn dann die Väter der antiautoritären Bewegung gelesen?
Götz: Ach, Lesen ist doch keine Möglichkeit mehr, was Neues zu erfahren oder das Verhalten zu ändern. Originalität ist doch höchst unwahrscheinlich, und schriftstellerische Sensibilität erhöht nur den Marktwert. Das ist aber auch alles. Man müßte wieder viel offener für die eigenen sinnlichen Erfahrungen und kreativen Möglichkeiten werden.
Ettore: Ich will hier ja nichts über den bürgerlichen Geniebegriff sagen, aber . . .
Grete: Hm, das geniale Rennpferd, Mann ohne Eigenschaften.
Ettore: . . . aber im Spätkapitalismus ist doch die Sinnlichkeit nur die Distributionsbedingung für die Möglichkeit der universellen Warenzirkulation. Wenn Sinnlichkeit und Kreativität einander wieder wechselseitig durchdringen und transzendieren sollen . . .
Götz: Aha, Genie und Orgasmus!
Grete: Ja, was denn? Die meisten Genies konnten doch gar nicht. Das ist mir neulich auch in meiner Analyse wieder ganz deutlich geworden.
von Felix: Steht auf und geht zur Toilette.
Götz: Und außerdem waren die meisten literarischen Größen, die immerfort heile Welt predigten, in ihrem Privatleben üble Schweine. Was ich da zum Beispiel über den Marx, den Freud oder den Adorno gehört habe . . .
Alle durcheinander: Das ist doch kleinbürgerlich. – Trenn doch mal zwischen Vita und Werk. – Reiner Neid. Sie können einfach keine Größe ertragen. – Romantisches Gefasel. – Jedenfalls bleiben die Sachen groß, auch wenn die Typen kein richtiges Leben im falschen führen konnten.
Horst Meister: Meine Herrschaften, das ist ja absurd. Ich bitte Sie. Auf dieser Ebene kann ich nicht mehr mitdiskutieren.
B & B: Wenden sich ab und knabbern gemeinsam eine Salzstange.
Ettore: Wollen wir nicht zum Thema kommen? Ich hatte den Eindruck, wir hätten uns das letzte Mal darauf geeinigt, daß wir uns heute darüber unterhalten sollten, wie wir diese verfestigten Gruppenstrukturen hier aufbrechen könnten.

B & B: Übrigens, wir sind in eine WG gezogen.
Götz: Ist ja zum Kotzen.
von Felix: Kommt von der Toilette zurück und blättert, wieder auf seinem Stuhl, in einem von dort mitgebrachten Mickey-Mouse-Heftchen.
Ettore: Vielleicht ist es tautologisch – oder vielleicht sogar intellektuelle Onanie –, wenn wir hier als Gruppe versuchen, unser Gruppenverhalten zum Gegenstand der Diskussion zu machen. Natürlich steckt in der Metakommunikation immer die Gefahr, daß man sich zu weit von seinen Erfahrungen entfernt und der Illusion aufsitzt, man könne das, was der einzelne im Kontext erfahren muß, einer abstrakten Lösung in einer synthetischen Sprache zuführen . . .
Grete: Also weißt du, das ist doch reine Autoritätsfixierung. In der Mensa oder in der Kneipe redet ihr doch auch alle ganz anders. Und immer, wenn ihr hier beim Meister seid, verdrängt ihr eure wahren Bedürfnisse und rationalisiert wie die Weltmeister.
Horst Meister: Erlauben Sie mal. Was Ettore hier geäußert hat, stimmt auch mit dem überein, was sich mir in den letzten Sitzungen verstärkt aufgedrängt hat. Ich glaube, unsere Arbeit leidet darunter, daß wir das Affektive zu wenig bedacht haben und den Erkenntniswert des Kognitiven zu hoch veranschlagten, was zu einer Überfrachtung der Sprache führte; darin will ich Ihnen recht geben, Grete. Ich denke, wir sollten in Zukunft mehr Heidegger lesen, der hats in sich.
Götz: Wovon man nicht sprechen kann, darüber sollte man schweigen.
Horst Meister: Ja, ja. Ich war kürzlich eine Woche im Sauerland und hatte auf langen, einsamen Spaziergängen drei tiefe Gedanken, die alle unaussprechlich waren. Ich kann Ihnen nur so viel verraten, daß die geistige Welt, wie sie sich dem Intellekt auf der Ebene der Sprachlosigkeit darstellt, wohl das ist, was Kant mit den Dingen an sich gemeint hat. Man sollte vielleicht meditieren oder ins Kloster gehen.
von Felix: Zieht versonnen mit dem Fingernagel die Lebenslinie in seiner linken Handfläche nach.
B & B: Gibts bald was zu essen?
Grete: Laßt doch den Meister erst mal ausreden. Ich finde das unheimlich spannend, daß der endlich mal aus sich rausgeht und von sich redet, obwohl ich das mit dem Heidegger Scheiße finde. Wozu brauchen wir denn diesen alten reaktionären Knacker, um uns über unsere individuellen, subjektiven Bedürfnisse klarzuwerden?
Ettore: Hör mal. Es kann ja auch ein Bedürfnis sein, so viel über das eigene Bewußtsein und die eigene Existenz zu wissen, daß man der eigenen Bedürfnisse nicht mehr bewußt ist. Ich hoffe, du verstehst mich nicht falsch. Es ist doch so: Jeder verkauft hier seine eigenen Bedürfnisse und sein

Bewußtsein, als wären es Markenartikel. Da, wo ihr glaubt, daß Kognitives und Affektives bei euch zusammenhängen, sitzt eine Werbeagentur. Die ganze Rederei über Individualismus und Subjektivität ist doch nichts als der Versuch, die Leere mit der Aura der Einmaligkeit zu umgeben.
Horst Meister: Vielleicht sollten wir das mal festhalten und uns jetzt erst einmal stärken. Das Rezept ist von meiner Großmutter.
Grete (zu Ettore): Hast du das wirklich alles gelesen?
Ettore: Ist doch egal, woher man's hat. Hast du Lust, nachher noch mit in den neuen Herzog-Film zu gehen?
Götz: Du, Grete, wollten wir nicht später noch zu dem Italiener?
B & B: Morgen kriegen wir unsere Katze.
Grete: Ich weiß echt noch nicht, ob das alles was bringt. Irgendwie find ich das irre komisch.
Horst Meister (aus der Küche): Sie können jetzt mit Ihren Tellern kommen.
Grete (zu Götz): Du, warum siezt ihr euch eigentlich. Ich meine, ihr habt doch schon so viel zusammen gedacht.
Götz: Wieso? Ich kann doch auch jemanden mögen, den ich sieze.
Ettore: Siezte, siezte!
B & B: Füttern einander mit der Gulaschsuppe.
von Felix: Fängt an, sich mit einem Schweizer Offiziersmesser die Fingernägel zu säubern.
Horst Meister: Sehen Sie, so ist das in der kapitalistischen Gesellschaft. Je mehr einer hat, desto mehr kriegt er geschenkt. Perfide. Schenken als Investition. Ja, ja, wissen Sie, lieber Götz, ich bin jetzt Materialist. Und der Materialismus ist doch die Philosophie des Magens.
Götz: Hm. Vielleicht sollte man eine Philosophie der Verdauungssäfte schreiben. Übrigens ist Strindberg an Magenkrebs gestorben.
Grete: Ja, weil er nie die Frauen verstanden hat und nie mit ihnen zurechtkam. Der alte Chauvinist.
Ettore: Strindberg hat mehr über die Frauen gesagt, als sie selbst von sich wissen.
B & B: Geht das schon wieder los?
Grete: Halt mal, ich hab einen Vorschlag, wollen wir uns nicht alle duzen? Wir kennen uns doch schon ziemlich lange. Und irgendwie wär das doch ne Möglichkeit, sich hier ein bißchen lockerer einzubringen.
Horst Meister: Nun, Grete, dazu muß ich, als der Älteste in dieser Runde, Ihnen einmal etwas sagen. Man mag ja über die bürgerlichen Umgangsformen denken, wie man will, aber sie haben doch jedenfalls den Vorteil, daß sie den einzelnen davor schützen, der entsublimierten Öffentlichkeit ständig sein Innerstes preisgeben zu müssen. Um das Verletzlichste muß ein Zaun errichtet bleiben, durch den man zwar blicken, den man aber nicht

niedertrampeln darf. Es gibt ebenso ein sinnentleertes Du, wie es ein sinnentleertes Sie geben mag, würde man sich aber auf die Anrede allein versteifen, wäre das Nominalismus. Und außerdem steckt in den Höflichkeitsformen die Möglichkeit, mit Nähe und Ferne umzugehen, ohne den Anderen persönlich zu verletzen.

ETTORE: Hat nicht Lévi-Strauss gesagt, Kultur sei das Gefühl für die richtige Distanz?

GRETE: Jetzt dreh ich aber langsam durch. Was wollt ihr denn eigentlich? Ich dachte immer, unsere Emanzipation soll darauf rauslaufen, daß die Distanzen abgebaut werden, ob das nun die zwischen den je einzelnen, zwischen Oben und Unten, zwischen erster und dritter Welt oder die Aufhebung des Patriarchats ist – ich meine, wir leben doch entfremdet genug und gehen viel zu sehr auf Distanz. Da kann man doch nicht so verkürzt argumentieren.

GÖTZ: Na schön, aber wenn der Lévi-Strauss recht hat, dann sind doch diese ganzen äußeren Rituale der bürgerlichen Kultur und, mehr noch, auch die ganzen inneren Rituale der Alternativen oder der sogenannten Subkultur, die Geodäten, auf denen sich unsere Empfindungen, Verhaltensweisen und Gedanken bewegen, ohne daß wir irgendeinen direkten Einfluß darauf hätten. Und was heißt dann noch Emanzipation?

B & B: Entdecken weitere erogene Zonen.

VON FELIX: Holt aus seinem Parka, den er nicht ausgezogen hat, ein Etui mit Photographien und läßt sie sinnierend durch die Finger gleiten.

GRETE: Das krieg ich so nicht rein.

ETTORE: Dann sieh dir doch mal an, was alles kaputt ist. Wenn du bei der Sozialisation anfängst, dann wird dir klar, wie früh die Kinder angepaßt und verklemmt werden . . .

GRETE: Aber nicht in den Kinderläden!

ETTORE: Wenn ich dann höre, was der Meister sagt, denke ich, diese bürgerliche Distanz ist notwendig, damit sich nicht zwei krumm und zu Krüppeln Erzogene mit ihren ansozialisierten Neurosen zu nahe kommen – sonst knallts nämlich –, und das nennt man dann Ehe oder Primärbeziehung. Oder auch die Ablösung vom Elternhaus. In der Pubertät, wo die meisten Kämpfe um Nähe oder Ferne ausgetragen werden, versuchst du, dir ein Bild von dir selbst zu machen, und merkst nicht, daß Pinsel und Palette ausgeliehen sind. Du willst ganz nah an die Welt ran und merkst nicht, daß du dazu erst um dich herum einen Bretterzaun nageln mußt, der nur von außen bunt beklebt ist. Wenn du Pech hast, bohrt jemand ein Loch rein, sieht, daß es drinnen genau so fad und leer ist wie bei ihm – und schon seid ihr heillos verliebt.

HORST MEISTER: Also, Sie haben ja eine drollige Auffassung von der Liebe. Ein Loch in einem bunt beklebten Bretterzaun. Ich habe immer gedacht,

Liebe sei keine Krankheit, sondern beruhe auf dem Fundament der Ichstärke zweier autonomer Individuen, die sich über die Welten hinweg verständigen und dadurch in ihrem Bewußtsein von sich selbst und von der Realität bereichern. Und das geht ja wohl nur auf der Grundlage von Bildung.
Götz: Kultur ist der Deckel überm Unrat.
Ettore: Sei doch froh, sonst würde es ja stinken.
Grete: Bei Beckett sitzen die Leute ja auch in Mülleimern.
von Felix: Reibt unentschlossen mit dem Daumen über die Beschriftung einer Valium-Packung und sieht dabei Ettore leidend/vorwurfsvoll an.
Götz: Ja, aber der Beckett hatte wenigstens nicht die blödsinnige Illusion, für die Menschen schreiben zu wollen.
Grete: Für wen denn sonst?
Götz: Für die gestorbenen Götter.
B & B: Merken auf.
Horst Meister: Wissen Sie, Götz, Gott war schon so oft tot, wenn man da jedesmal zur Beerdigung gehen wollte . . .
Grete: Das ist doch alles unkritisches, affirmatives Geschwätz. Was hat denn das alles konkret mit uns in unserer gesellschaftlichen Situation zu tun?
Ettore: Willst du hier eine Realismusdebatte anzetteln?
Götz: Hör doch auf mit den alten Hüten. Das Subjekt des Geschriebenen kann nicht das Individuum oder die Klasse oder sonst irgendeine leere Abstraktion sein. Es geht doch um das, was zwischen den Menschen passiert und worauf keiner von ihnen unmittelbaren Einfluß hat. Wenn alle Beziehungen institutionalisiert und verdinglicht sind, dann ist es doch pure Eitelkeit, Anbiederung und Heuchelei, so zu schreiben, als könne man sich noch an die kritische Instanz im einzelnen richten und ihn mit den eigenen hausgemachten Erklärungsritualen beglücken.
Ettore: Literatur als Offenbarung ist ihr Offenbarungseid.
B & B: Von wem ist das?
Horst Meister: Erklären heißt, Erfahrungen beiseite schaffen . . .
Grete: Mir reichts jetzt. Ich hab den Eindruck, hier werde ich völlig übergangen und beiseite geschafft. Euer Diskussionsstil in der letzten Stunde war wieder mal typisch. So völlig abgehoben. Da find ich mich halt nicht wieder. Hier läufts ja wie in einem Schmidt-Seminar.
von Felix: Nickt eifrig hinter vorgehaltenen Händen und reibt sich dann die Augen.
Horst Meister: Grete, ich verstehe ja Ihre Entrüstung. Aber es gibt doch in der philosophischen Tradition zumindest drei Erkenntnisquellen, nämlich Erfahrung, Vernunft und Offenbarung. Aber die bedeuten uns ja heute alle nichts mehr, weil wir durch die wissenschaftliche Arbeitsteilung nicht mehr das Ganze als das Wahre sehen können und damit über gar keinen

verbindlichen Wahrheitsbegriff mehr verfügen. Dadurch ist Erklären nur noch destruktiv, oder bestenfalls leeres Ritual; es geht mit der einzelnen Erfahrung so respektlos um wie die Welt mit Menschen, die sich alle ausnahmslos duzen.

B & B: Schatz, ich liebe dich. – Ich hab dich auch lieb.

Grete: Ich schnall das nicht. Ihr labert hier im Überbau rum, verbratet die abgehobensten Ideologien von gesellschaftlichen Formen und aufgesetzten Erkenntnissen, aber in der konkreten Situation seid ihr doch auch nicht in der Lage, unsere ureigensten Beziehungsprobleme anzugehen und hier mal offen zu diskutieren.

Ettore: Ich war neulich in einem Goethe-Seminar, da wollte auch keiner über den Werther diskutieren, sondern nur über die eigenen Probleme. Wenn das so weitergeht, können die die Uni zumachen oder auf der Ebene von »Fragen Sie Frau Irene« organisieren.

Grete: Du Arsch.

Horst Meister: Ich glaube, so kommen wir nicht weiter. Das Problem liegt doch darin . . .

Götz: . . . daß wir selbst das Problem sind.

Horst Meister: Bin ich meines Bruders Hüter?

Rainer Zufall: Klingelt zaghaft an der Haustüre.

Horst Meister: Götz, würden Sie mal nachsehen.

Götz: Das ist bestimmt der Zufall.

Rainer Zufall: Na, ihr Täubchen, geht ihr mit in die Stubb, einen trinken?

Grete: Nein, wir sitzen gerade an einem dicken Problem. Da müssen wir heute noch durch.

Götz: Ist doch sinnlos.

Ettore: Die Stubb als Sinngebung des Sinnlosen . . .

B & B: Da ist es so laut und ungemütlich.

Horst Meister: Ich trinke ja sowieso nichts.

Rainer Zufall: Na gut, dann gehe ich eben alleine.

Nicht zur Stärkung des Selbstbewußtseins, nicht zur Hilfe im Umgang mit eingebildeten Defekten, durch die sich so manches Ich auszeichnen möchte, auch nicht als Beitrag zur modernen Motivationsforschung, die bei keinem Unternehmen moderner Individuen andere Gründe und Zwecke zu entdekken vermag als solche, die dem Selbst und seiner Hinterwelt entsprechen, sondern im Interesse einer Verabschiedung vom Psychologisieren *in Theorie und Praxis hat die MARXISTISCHE GRUPPE*

Die Psychologie des bürgerlichen Individuums

verfaßt. Ohne das geringste Verständnis für die Techniken der Moral, *mit denen sich lauter rechtschaffene Leute im sozialen und demokratischen Kapitalismus* bewähren *wollen, aber mit vielen Einwänden gegen die unverschämten Praktiken der* Unterwerfung, *mit denen sich gewöhnliche Mitläufer auch noch die höchste Anerkennung ihrer Mitmenschen (v)erdienen, klärt diese Schrift über normales und verrücktes Wohlverhalten auf.*

Alles Wissenswerte also über Scham & Neid, Vorbilder & Selbstverwirklichung, Liebeskummer & Glück ist ab sofort erhältlich an den Universitäts-Büchertischen der MG, im linken Buchhandel oder direkt gegen Überweisung des Betrags von DM 12.– zuzüglich DM 1.— Porto & Versand auf das PSch-Konto der MHB, Amalienstr. 67, 8000 Mü 40. Kto-Nr. 105 272 - 809 PSchA München.

aus der Reihe Biographien:

Charles Denby
Im reichsten Land der Welt

Ein schwarzer Arbeiter erzählt sein Leben

ca. 280 Seiten · ca. DM 29 ·

»Ich bin ein Automobilarbeiter, kein professioneller Schriftsteller. Ich bin wie jeder von euch. Man hat mich nicht gefragt, wo ich auf die Welt kommen wollte. Man hat mich nicht gefragt, ob ich ein Mann oder eine Frau sein wollte. Man hat mich nicht gefragt, ob ich schwarz oder weiß sein wollte. Aber wenn du meine Geschichte in dich aufnimmst, dann läßt sie dich vielleicht auch verstehen, wer du bist. Alles, was ich beschreibe, habe ich gefühlt, gesehen und erfahren in den Vereinigten Staaten. Und jeder Leser dieses Buches weiß am Ende, was ich will und wofür ich kämpfe, wie und wo immer ich kann.«

Giuseppe Fiori
Das Leben des Antonio Gramsci

272 Seiten DM 25

Fiori ist etwas sehr seltenes gelungen: die auf unsentimentale Weise ergreifende Darstellung eines sehr schweren, aktiven und zugleich sehr einsamen Lebens.

Hersch Mendel
Erinnerungen eines jüdischen Revolutionärs

272 Seiten DM 25

»Wir haben hier nicht nur sein eigenes Selbstbildnis vor uns, sondern das Gesamtbild der kämpfenden jüdisch-polnischen Arbeiter.«
Isaac Deutscher

Rotbuch

Edgar Peinelt
Einrichtungsstile

»Wenn man gut durch geöffnete Türen kommen will, muß man die Tatsache achten, daß sie einen festen Rahmen haben: dieser Grundsatz . . . ist einfach eine Forderung des Wirklichkeitssinns.« *(Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften)*

1.

Sofern wir unseren Möglichkeitssinn zur Orientierung gebrauchen wollen, müssen wir damit rechnen, anzuecken: an den altbekannten Hindernissen und an neuen Stolpersteinen, die man leicht übersieht.

Ich bin vor kurzem umgezogen; ein vermeintlich banaler Vorgang, der sich jedoch gegen meinen Willen vollzog und dies wiederum zum vierten Mal binnen weniger Jahre. Das war keineswegs mein persönliches Problem; ich hatte es auch nicht allein: stets waren mit mir die anderen Mitglieder der Wohngemeinschaften, in denen ich lebte, zu gehen gezwungen. Wir haben dann immer längere Zeit und mit allen Mitteln nach einer neuen gemeinsamen Wohnung suchen müssen. Jedesmal mußten wir dafür auch zahlen: die ›normalen‹ Aufwendungen für einen Wohnungswechsel und dann von Fall zu Fall Maklergebühren, Kaution, Abstand und die zweifachen Mietzahlungen während der Zeit, die wir aufwenden mußten, um die neue Wohnung auf unsere Kosten zu renovieren. Denn die Mieträume, die wir endlich doch in Besitz nehmen konnten, haben wir immer erst in Wohnräume verwandeln müssen. ›Schönheitsreparaturen sind Sache des Mieters‹ sagt das Mietrecht; ›Übernommen wie besehen‹ sagt der Mietvertrag und ich behaupte: in einer zwanzig Jahre lang ›abgewohnten‹ Altbauwohnung läuft das auf privaten Wohnungsbau hinaus. Mit anderen Worten: wir müssen Geld – und schlimmer: Monate unserer Lebenszeit – darauf verwenden, einen status quo zu erreichen, nämlich entlastet und angenehm zu wohnen.

Der Weg in dieses Fegfeuer führt schon durch andere Prüfungen. Erst muß ja Vermietertinte unter den Mietvertrag. Es scheint für diesen Zweck der Wohnungsmarkt der rechte Ort; dort geht es aber gar nicht zu wie auf anderen Märkten: Gerade Mieter wie wir können ihr Bedürfnis nicht nach der bekannten Marktregel ›Ware gegen Geld‹ befriedigen. Eher als nach der Wohnung, die uns gefällt, suchen wir nach dem Vermieter, dem wir gefallen. Vermieter in Person sind meist großbürgerliche Spekulanten oder kleinbürgerliche Erbverwalter. (Ich nenne, der Einfachheit halber, nur diese beiden Typen; dem einen oder dem anderen sind zumeist auch die Sachwalter anonymer Eigentümer-Formationen zuzurechnen. Von den heiligen Ausnahmen will ich nicht reden.) Von ›ihren‹ Mietern erwarten Vermieter vor allem und allgemein ›Sicherheit‹ und wohlverhaltene Anpassung. Vorherr-

schend sind wohl die Eigentümer mit der eher kleinbürgerlichen Weltsicht; die wollen dabei noch, als Garantien, Normalität und Nähe. Sie suchen im Mieter das Abbild, besser: ein Idealbild ihrer selbst. Für uns bedeutet das bloß: Wer kommt, wie er ist, der kann sich den Weg sparen. Arbeitsvertrag, Ehevertrag, gutdeutscher Zuschnitt in Anblick und Auftritt, passend die Auswahl handlicher Meinungen – wem an dieser Grundausstattung für Wohnungssuchende etwas fehlt, der muß aufwendig Ersatz schaffen: durch die intelligenten Lügen, die überzeugend erfundenen Geschichten, vielleicht durch die gesunde Ausstrahlung gehobenen Einkommens. Und sorgfältig sollten diese Klischees schon gemacht sein, bis in die Details: ein jungakademisches Cordjackett, für die artige Verlobte der Boutiquen-Schick (nicht zu extravagant!) und so fort ... Wer den Ton nicht trifft, wem das Männerhaar zu lang auf die Schultern fällt, wer sich in Widersprüche verwickelt oder gar zur Wahrheit bekennt (zu einem prekären Studentendasein etwa) – der hat verspielt und geht zurück auf ›Los‹. (Dieses Gesellschaftsspiel gibt es auch in einer abgekürzten Variante. Weil viele Eigner von Haus und Grund schon spüren, daß ihre Stellung seit gut hundert Jahren in Frage steht, verwalten sie den Wohnraummangel nicht mehr selbst; die Rolle ist ihnen nicht bequem. Sie haben Makler. Die sagen dann so: »Wieviele Personen sollten denn einziehen? Vier Erwachsene!? Ach so. Leider dachte unser Kunde mehr an eine Arztfamilie ... «)

Kurzum, wir haben gelernt: Für den aufrechten Gang sind die Wohnungstüren zu niedrig. Das ist ekelhaft und wir werden uns selber widerwärtig dabei. Spät Freitag abends, vor der Druckerei der Lokalzeitung, wenn die Aspiranten auf den ersten Andruck des Annoncenteils spitzen (in den Seitenstraßen stehen Autos mit laufendem Motor, alle Telephonzellen in der Nähe sind schon besetzt); wenn wir bei einer Wohnungsbesichtigung auf andere Lügenverkäufer treffen, auf befreundete Konkurrenten vielleicht; wenn wir draufkommen, wer da sein unterwürfiges Wohnungsgesuch hat einrücken lassen in den Annoncenteil (wir selber vielleicht?); und ganz privat schließlich: die brandheißen Tips – wer bekommt sie zuerst, von wem und warum?

Man sollte meinen, wir müßten alle festwurzeln in unseren Wohnungen, angesichts solcher Roheit auf der Transitstrecke. Mehr oder minder willentlich bewegen wir uns aber doch. Vielleicht weil – Pech oder beste Absicht – ein Ortswechsel nötig scheint. Oder weil, nicht selten, assoziierte oder ganz Einzelne sich paarweise einen neuen Anfang erhoffen (immerhin haben die hoffnungsvoll – auch vermeintlich – Jungvermählten auf dem Wohnungsmarkt recht gute Chancen und brauchen in diesem Punkt kein Mitgefühl). Schlimmer dagegen ist die Zerrüttung einer ganzen Wohngemeinschaft; das regelt sich aber vielleicht im Rahmen der übrigen zerrütteten Wohngemeinschaften oder auf dem Ausweg in die Einpersonen-Wohnun-

gen, die besonders überteuert und darum manchmal noch zu finden sind. Schließlich gibt es aber auch noch Eigensinnige, die trotz alledem eine Wohngemeinschaft erst begründen wollen. Diese Absicht, so vernünftig sie ist, führt in die gleichen erhöhten Schwierigkeiten, die auch dann auftreten, wenn eine schon bestehende Wohngemeinschaft nach anderen Mieträumen sucht. Es wäre unbegreiflich und verwegen, verließe eine solche Gruppe die einmal besetzte Wohnung, nur weil sie ihr nicht zusagte. Das kommt auch selten vor; häufig ist dagegen der Auszugsgrund: eine unabweisbare Kündigung von Vermieterseite. Nun ist das Mietrecht ja immerhin so ›sozial‹, daß den Mietern schon schwere Formfehler unterlaufen müssen, um sich selbst in diese Lage zu bringen: etwa die (sinnvolle, aber rechtsimmanent nicht mehr begründbare) endgültige Einstellung der Mietzahlungen oder das ungeschickte Anbringen toter Briefkästen . . . Wer sich solche Experimente nicht erlaubt, kann aber dennoch vertrieben werden. Zum Beispiel dann, wenn der § 564 b Abs. 2 des Bürgerlichen Gesetzbuches zur Anwendung kommt. Dort heißt es nämlich, daß der Vermieter dann ein »berechtigtes Interesse« an der Beendigung des Mietverhältnisses habe, wenn er »die Räume als Wohnung für sich, die zu seinem Hausstand gehörenden Personen oder seine Familienangehörigen benötigt«.

2.

In seiner ›klassischen‹ Form, als neu entstehender Wunsch beim Alt-Eigentümer eines Mietshauses, dort für sich oder die Seinen Wohnräume zu reklamieren, ist dieser sogenannte »Eigenbedarf« eher selten: der Spekulant hat ihn nicht (sondern die Villa, das ›Penthouse‹ etc.); der Erbverwalter hat ihn auch nicht (der wohnt schon in der eigenen Immobilie und bewegt sich auch selbst nicht mehr).

Aber solche Alt-Eigentümer – ob zankende Erbengemeinschaften oder abgebrühte Kapitalanleger – geraten zunehmend in Versuchung, ihre Renditeobjekte zu versilbern. Es wächst ihnen dabei allemal ein Vermögen zu, und besonders in den Altbau-Vierteln der inneren Stadtbezirke ist noch ein Extra-Profit zu holen. Der wird ihnen zugeschanzt von einer neuen, jungen Käuferschicht auf dem Immobilienmarkt. Es sind oft ›Interessenten-Gruppen‹, die sich da fleißig überbieten und durch Spekulanten-Wucherpreise so wenig abzuschrecken sind wie durch den fortgeschrittenen Verfall der Bausubstanz. Ich fürchte, sie bilden die erste Reihe eines ›neuen Typs‹ von kleinbürgerlichen Besitzstandspflegern. Und diese solventen jungen Menschen sind uns weit weniger fremd als die Altvordern; es kann vorkommen, daß wir den einen oder andern persönlich kennen: vielleicht noch aus der Zeit der ›Studentenrevolte‹ oder aus den weiteren Lebens- und Aktionszusammenhängen einer ›linken Szene‹ heute.

Ihr Eigenbedarf (denn sie erwerben, um es zu besitzen) wird in der Regel

unverzüglich nach Übereignung des ›Objektes‹ in der juristisch korrekten Form im Kündigungsschreiben angemeldet. Außer der dabei notwendigen Begründung des »Erlangungsinteresses« (also Nachweis einer zureichenden Anzahl von Hausstandsmitgliedern, sowie Auflistung diverser »Härten«, die einen »dringenden Bedarf« konstituieren) ist dann aber gesprächsweise noch ein ganzer Fächer von ›vernünftigen‹ Gründen zu erfahren. Denn es handelt sich doch um eine ›Gruppe‹, fast eine Groß-Wohngemeinschaft. Da heißt es zum Beispiel, man sei es leid, an wucherische Hausbesitzer den ständig steigenden Mietzins zu berappen; man wolle endlich heraus aus der dauernden Ungewißheit drohender Kündigung, auch wünsche man eine wirkliche Hausgemeinschaft nach den eigenen Vorstellungen; gegenseitiger Beistand bei der Sorge um den Nachwuchs (der es einmal besser haben soll) sei geplant; schließlich wolle man sich auch gern in einem so schönen Altbauviertel mit all seinen ›Wohnqualitäten‹ niederlassen, statt in suburbanen, isolierten Eigenheimen oder gar den unzumutbaren Wohnsilos der Trabantenstädte . . .

Es folgt: dieses Utopia soll in dem Haus und in den Wohnungen Platz finden, die wir jetzt bewohnen, und zwar unter der notwendigen Voraussetzung, daß wir dort nicht mehr wohnen. Zeigen wir uns solchen Vernunftgründen nicht zugänglich, so regelt Näheres wiederum das Bürgerliche Gesetzbuch (Abt.: Die Schuldverhältnisse) sowie im Zweifel ein Amtsgericht. Ob die Sache rechtshängig wird, entscheidet sich auf der Seite der Neu-Eigentümer nach dem Ausmaß ihrer noch verbliebenen moralischen Bedenken und auf der Seite der Mieter nach dem Verhältnis zwischen rechtskundiger Empörung und gesellschaftskundiger Resignation. Im konkreten Streitfall lernen wir jedenfalls Genaueres über die neugebackenen Eigentümer. Zum Beispiel, wie altbacken die Meinungen sind, die sie jetzt zu vertreten haben: daß man doch sein Recht verlangen kann, wenn man so viel sauer Gespartes hingelegt hat, daß doch eine Wohngemeinschaft nicht dasselbe ist wie eine Familie mit Kindern, daß Studenten ja auch ein Zimmer mieten können, daß es ihnen ja leid tut, aber daß doch schließlich eine kleinere Wohnung . . . oder etwas außerhalb . . . Dabei vertrauen sie aber nicht blind auf die Kraft ihrer Argumente: guter juristischer Rat ist ihnen auch teuer. Also wissen sie, daß ›der Gesetzgeber‹ die Umwandlung von Mietwohnungen in Eigentumswohnungen als besondere Härte für die betroffenen Mieter eines Hauses ansieht und diesen bei Eigenbedarfskündigung die erhöhte Schutzfrist von drei Jahren zubilligt. Auf solche Sozialromantik fallen unsere Neu-Eigentümer nicht herein. Unter Verzicht auf steuerliche und eigentumsrechtliche Vorteile einer Eigentumswohnung schließen sie sich zu einer Art Kauf-Kommando zusammen, um das Objekt, das ihnen allen Platz bietet, in der Rechtsform gemeinschaftlichen Grundeigentums zu erwerben. Gemeinsam stark entrichten sie die nun leider fällige Grunderwerbssteuer; dafür können

sie jetzt unverzüglich als »Miteigentümer nach Bruchteilen« den Eigenbedarf auf ›ihre‹ Wohnung geltend machen – natürlich war die Beute schon vor dem Coup verteilt. Die vielleicht lästige Eigentümergemeinschaft kann dann im weiteren auch wieder aufgehoben werden.
Für die Mieter bleibt in jedem Fall nur: ein mittelfristiges Tauziehen um Räumungsfristen, Aufwandsentschädigungen und Abfindungen, das allemal auf schiefer Ebene stattfindet – die Schwerkraft der Rechtsordnung wirkt auch hier auf der Seite des Eigentums.

3.
In solchen Erfahrungen kommt freilich nur ein schmaler Ausschnitt der ›Wohnungsfrage‹ zur Sprache. Es sind bestimmte innerstädtische (Altbau-) Wohnviertel, in denen diese Konflikte entstehen, und es sind bestimmte Kontrahenten, um die es mir geht. Auf der einen Seite die Unangepaßteren (und deshalb Bestraften und Benachteiligten) unter den Mietern und aus dieser größeren Minderheit zunächst eine kleine Gruppe – Wohngemeinschaften. Auf der Gegenseite unter den möglichen Wohnungsgebern und Wohnungs(weg)nehmern nur die ›natürlichen Personen‹. Nicht Wohnungsbaugesellschaften oder kommunale Bauträger also, sondern leibhaftige Privateigentümer und unter diesen wiederum zunächst jene, die uns am wenigsten fremd sind – Kaufgemeinschaften.
Ich will einige genauere Spekulationen über diese Grundeigentümer ›neuen Typs‹ versuchen. Mir scheint: sie hätten nach Alter, Herkunft und sozialer Stellung eigentlich zu denen gehören sollen, in deren Lebensplan spätestens vom dreißigsten Jahr an die Gründung eines »Familienhaushalts« in der repräsentativen Neubauwohnung oder im Eigenheim am Stadtrand vorgesehen ist. Sie etablieren sich nun zwar zur rechten Zeit, aber doch anderswo und auf andere Weise. Ihr neubegründetes Eigentum trägt meist die Fassade der alten ›Gründerzeit‹, und es wird auch nicht in Familienhand gebildet, sondern in Gruppen und Gemeinschaften, die sich intern nicht unbedingt nur aus klassischen Kleinfamilien zusammensetzen müssen. Überhaupt passen sie nicht genau unter herkömmliche kleinbürgerliche Norm. Man muß sie nur ansehen: ihre Selbstdarstellung, ihre Haltungen; ihr ganzer Lebensstil ist versetzt mit Eigenheiten, die 1960 noch kaum denkbar waren. Solche Verschiedenheit von der Elterngeneration und von einer Mehrheit der Mitmenschen (auch aus der ›eigenen Schicht‹) haben sie aber nicht einfach aus eigenem Antrieb bei sich bewirkt. Sondern man kann vermuten: es handelt sich um Reflexe und Resultate der Kette von verändernden politisch-kulturellen Bewegungen, die in der BRD etwa mit ›Ostermärschen‹ und ApO begonnen hat. Die Annahme ist zweifach wahrscheinlich. Zum einen, weil viele Merkmale und erste Errungenschaften dieser Revolten im langen Verlauf ihrer sozialen Verarbeitung nur als gesellschaftsfähige Surrogate

erhalten geblieben sind. Auf diese Weise ist, was als Form der Auflehnung und Utopie entstanden war, enteignet und als Konsum-Stil und neue ›Etikette‹ auch denen zugänglich gemacht worden, die (aus welchen Gründen immer) mit den erfinderischen Bewegungen bestenfalls halbbewußt die Wünsche, nicht aber die Handlungen und Risiken geteilt haben. Die neuen Grundbesitzer, um die es hier geht, stehen mit ›der Bewegung‹ jedoch oft in einer zweiten, direkteren Beziehung. Sie sind nicht nur nach Alter und Herkunft denen ähnlich, die für die Attacken auf die »Formierte Gesellschaft« vor allem verantwortlich waren, sondern sie haben meist in dieser Zeit auch eine akademische Ausbildung erhalten. Also sind sie doch wenigstens mit der bildungs- und hochschulpolitischen Seite der Studentenbewegung in direkte Berührung gekommen. In der Tat finden sich unter ihnen manche Protagonisten aus dieser Zeit; auch einige, die sich heute noch politisch links von den Jungsozialisten einordnen oder der nicht so genau definierbaren »Sponti-Linken« zugehören wollen; ja schließlich solche, die in aktuellen Auseinandersetzungen auf eine Weise Partei ergreifen, die uns als ›links‹ gilt, und die sich im Gespräch über die Kündigung ihren Opfern schon mal als ›Genossen‹ vorstellen.

Wer sich umstandslos auf den Rechtsstandpunkt stellt, ein Eigentumstitel gewähre Gewalt über Sachen und ein Schuldverhältnis gewähre Gewalt über Menschen, befindet sich damit in der gutgesicherten Mitte bürgerlicher Gebräuche. Die Eigentümer-Genossen erscheinen auch hier als Abweichler vom Kernbereich der Norm: denn sie unternehmen offenbar Grenzgänge zwischen handlungsleitenden Moralsystemen. Ihre politische Sozialisation und ihr aktueller Anspruch gehen nicht bruchlos zusammen mit dem kleinbürgerlichen Gehabe und dem knallharten Zweck-Mittel-Kalkül bei der Durchsetzung ›privater‹ Interessen. Ich will hier keinen ›kurzen Abriß der Formen linken Bewußtseins‹ versuchen – aber die folgende Überlegung scheint mir hilfreich zum Verständnis.

Es sind von der westdeutschen Neuen Linken im Zuge der vielfältigen Neubelebungen von Positionen und Traditionen aus der Zeit vor dem Faschismus nicht nur Anleihen im Bereich der politischen Theorien und Aktionsformen gemacht worden, sondern auch im habituellen Bereich der »Verkehrsformen«. Hier allerdings weniger bewußt: denn es mußte dazu ja nicht eine gebrochene Kampftradition erneuert werden, sondern es konnte die traditionelle kulturelle Nähe zur bürgerlichen Normalität, ja selbst zu den kleinbürgerlichen Gegnern, beibehalten werden. Also, grob gesagt, die deutlich am Kleinbürgertum orientierten, privaten ›Umgangsformen‹, Lebensregeln und -wünsche, die, vor allem in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, von der ›Basis‹ bis zur ›Spitze‹ konserviert oder erst entfaltet wurden, die Kolportage bürgerlicher Ethik und Kultur – diese Tradition blieb am Beginn der innnovativen linken Bewegung in der BRD

zunächst unbefragt. Nichts leichter als das: für die Mehrheit der neu ›Politisierten‹ fügte sie sich unmerklich mit Erbgut aus der eigenen familiären Sozialisation zusammen.
Die Einsichten in dieses Dilemma und das Aufkommen ›kulturrevolutionärer‹ Momente in der Bewegung sind an vielen Mitstreitern aber wirkungslos geblieben. Moralischer Rigorismus und das Pathos der Forderungen hatten ihren Platz im Licht der Öffentlichkeiten; die Alltagsregeln der Akteure waren entsprechend in die private Dämmerzone verwiesen. Gerade jene, die eine Adorno- (oder Thälmann-) Pose fast perfekt geben konnten, begnügten sich mit der Vorstellung, ihren Helden auch im Privaten zu ähneln. Die vielen Protagonisten in Nebenrollen haben das in simplen Fassungen nachgespielt. Und einige haben sich eben nie aus dem Konzept bringen lassen: nicht von den anti-autoritären Wendungen in den Innenverhältnissen der Bewegung, nicht von der Subkultur, nicht von der Frauenbewegung und auch nicht von der resigniert-hoffnungsvollen Abkehr zu den Inseln und Alternativen auf dem Land und anderswo. Sie haben bewußtlos ihre ›Privatsphäre‹, ihren ›Lebensstil‹ über die Zeit gerettet. Wenn also einige von denen jetzt – zehn Jahre nach dem Höhepunkt der programmatischen Absagen – ihren Alltag und ihre Perspektiven ›familiär & beruflich‹ mit der zähen Normalität arrangiert haben und danach trachten, dieses Konkordat z. B. durch feste Zukunftskonstruktionen und Grundeigentumstitel zu sichern, so muß man das nicht als bewußten Bruch mit politischen Ansprüchen auffassen, sondern zunächst nur als Ausdruck einer bestimmten lebensgeschichtlichen Kontinuität.

4.
Man mag, spätestens hier, den Einwand machen, ich sei im Begriff, eine leidige Tradition fortzusetzen: sich mit der symbolischen Aburteilung jener aufzuhalten, die einem nahe schienen und es nicht mehr sind. Aber, abgesehen davon, daß ›die Linke‹ in der BRD für meinen Begriff ohnehin keinen theoretischen, ideologischen oder organisatorischen Kern hat, auf den sich, wer purgatorische Spektakel liebt, beziehen könnte, ohne sich lächerlich zu machen, möchte ich dagegen halten: diese Eigentümer-Mieter-Konfrontation unter Linken ist keine politische Randerscheinung von minderer (weil eher ›privater‹) Bedeutung. In ihren engen Konturen ist ein allgemeineres Problem sichtbar: auf eine ›politische Moral‹, an der zum Beispiel persönliche Integrität sich bemessen könnte, nimmt die Linke in ihren Innenverhältnissen nicht ausdrücklich Bezug. Das heißt nicht, daß es ganz amoralisch zugeht; praktisch gibt es einen Bestand an (meist stillen) Übereinkünften, Teilen eines nicht formulierten Regelsystems. Auch bornierte und rigide Versuche, die goldenen Regeln für den neuen Menschen ein für allemal festzuschreiben, sind ja schon gemacht worden – und zwar ausdrücklich zwecks Ablösung der ›bürgerlichen‹ Moral. Gegenüber solchen

Ordnungsbemühungen im falschen Rahmen läßt sich die hoffnungsvolle Annahme machen, unter uns könne alles vernünftig ›ausdiskutiert‹ werden. Das Licht der Aufklärung beginnt aber allzu leicht zu flackern: die rationale Diskussion ist nicht herrschaftsfrei, und wo Interessen berührt sind, steht das bessere Argument in Konkurrenz mit der besseren Position. Was tun, wenn kein Konsens zustande kommt? Das Problem bleibt, jedenfalls für mich, offen; mir scheint, es drängt auch nicht zu einer Lösung: weithin sind die privaten Abmachungen für die Zukunft und die öffentlichen politischen Utopien noch immer sauber geschiedene Bereiche. Dort jedoch, wo dieses Nebeneinander nicht möglich ist, an Punkten, wo die beiden Bereiche zur Kollision kommen, da taucht die Frage wieder auf, wie – mit oder ohne Moral – im Konflikt zwischen denen, die nicht politische Gegner sind, zu urteilen sei.

Damit zurück auf die ›Wohnungsfrage‹. Manche ehemals oder noch in der Linken politisch Aktive haben offenbar den Schluß gezogen, daß bestimmte persönliche Hoffnungen, die zu ihrem guten Teil privat abgeleitete Versionen von Utopien der Bewegung bleiben, durch diese binnen Lebensfrist nicht (politisch) zu realisieren sind; in unserem Fall geht es dabei um möglichst selbstbestimmtes Wohnen in einer größeren Menschengruppe, kollektive Verantwortung für Kinder, die Entlastung von Mietwucher und Kündigungsgefahr usw. Zugleich aber scheinen sie zu glauben, daß solche persönlichen Bedürfnisse (gerade wegen ihres hohen ›moralischen Niveaus‹ im Vergleich zu anderen individuellen Wünschen) eben nun auf eigene Faust durchgesetzt werden müssen. Und zwar gleich jetzt und auch mit klassischen Macht-Mitteln, auch über die Bedürfnisse anderer Opfer der versteinerten Verhältnisse hinweg und schließlich auch gegen ähnlich gelagerte Interessen von politischen Weggefährten, eben z. B. Wohngemeinschaften. Man kann solche Zwangsvollstreckung von Lebensentwürfen politisch kritisieren; wo in dem Verfahren die Substrate meiner eigenen (nicht privaten) Utopien als Argumente der Rechtfertigung wie Waffen gegen mich gewendet werden, will ich aber auf den ganz persönlichen Angriff nicht verzichten: mir wird richtig übel, wenn diejenigen, die mir just beibringen, wie man es schafft, sich wunschgemäß einzurichten, mir dann auch noch zum besseren Einverständnis unterstellen möchten, ich wolle ja letztlich das gleiche. In einer solchen Konstellation ist kein Platz mehr für eine solidarische Kritik am persönlichen Verhalten, bei gleichzeitiger kritischer Solidarität, was die politischen Haltungen angeht; sondern mir wird umgekehrt auch die politische Integrität solcher Leute fragwürdig. Ich fühle mich einfach erinnert an die stinknormale Doppelmoral, an das praktische Nebeneinander der ›Sphären‹ von Geist & Geschäft.

Erfahrung schärft das Ohr für solche Töne. Kein ›Linker‹ würde den Versuch machen, einem anderen auf der rein politischen Ebene zu verklaren, daß er zu

seinen Gunsten die Wohnung zu räumen habe. Aber ebenso würde keiner bloß privat argumentieren, daß er den Tisch teuer bezahlt habe, unter den jener die Füße strecke, daß er ja letztlich Herr im Haus . . .
Nein, die Argumentation hat subtilen Doppelcharakter. Sie beginnt im Tonfall politischer Vernunft und geht etwa dahin, daß man die Bedingungen der Eigentumsordnung eben nicht ignorieren kann, wenn unter den herrschenden Verhältnissen ein gesicherter Freiraum geschaffen werden soll, daß doch die Auseinandersetzung mit der entfremdeten Situation bürgerlichen Berufsalltags das Bedürfnis rechtfertige, die Belastung im privaten Bereich zu verringern, daß es eine Verkennung der subjektiven Problematik sei, die Angelegenheit nur formaljuristisch als Konflikt von Mieter- und Vermieterinteressen zu betrachten. Man sei nun einmal in einer Situation, die längerfristige Sicherheit der Lebensperspektiven erfordere, und demgegenüber müßten die kurzfristigeren Ansprüche mobilerer Genossen zurückstehen. Schließlich gehe es ja vor allem auch um die Kinder . . .
›Die Kinder‹ – wenn die nicht wären. Sie bieten hier die Möglichkeit par excellence, offen auf einen anderen Typ von Argumentation zurückzugreifen, der aus einer solchen Diskussion ohnehin nicht ganz wegzudenken ist: auf den gesunden Menschenverstand, den Begleiter rechtschaffenen Handelns. Es scheint zwischen dem Herrschaftsgebiet dieses common sense und dem Reich der Vernunft, die, einem on-dit zufolge, ›links steht‹, eine Art ›grüner Grenze‹ zu geben.
Ich will versuchen, den heiklen Zusammenhang zu verdeutlichen, und dafür meinerseits ›die Kinder‹ hernehmen. Sie sind ja bekanntlich »für die ganze Familie«, die uns heute von jeder Fertigsuppen-Packung entgegenlacht, die entscheidende Zutat. Und es ist kein Zufall, daß, auf dem Höhepunkt der Revolten, den damals ›Enragierten‹ nicht nur anempfohlen wurde, ›nach drüben‹ zu gehen; man hat uns auch gedroht: »Haben Sie erst mal Familie!« Diejenigen Genossen, die dageblieben sind und heute haben, was man ihnen an den Hals wünschte, erscheinen auf diese Weise selbst hartleibigen Konservativen etwas weniger bedrohlich. Diesen Effekt haben die linken Familien nicht zu verantworten; den reaktionären Klischees der Familienideologie entsprechen sie gerade nicht. Daß es zur Vergötterung mütterlicher Liebe in der heiligen Familie, wie auf jedem ordentlichen Altarbild, ein infernalisches Gegenstück gibt, wo die väterliche Strenge und erzieherisch harte Hand häufig zu Körperverletzung und Totschlag geraten, darauf hat schließlich gerade die Linke hingewiesen. Sie hat an diesem Punkt die Ansprüche der Familienideologie eingeklagt und sich gegen alle Formen von ›Kinderfeindlichkeit‹ für die Menschenrechte der Kinder engagiert.
Wo Linke selbst die elterliche Gewalt des § 1626 BGB (die dort ab jetzt ›elterliche Sorge‹ heißt) über Kinder vom eigenen Fleisch und Blut haben, kann man nicht behaupten, sie seien blindlings tradierten Erziehungsmu-

stern gefolgt, die dem gesunden Menschenverstand verbunden sind. Im Gegenteil: es hat ernsthafte Veränderungsbemühungen gegeben, nicht nur die Tabuisierung körperlicher ›Züchtigung‹, sondern weitgreifende Programme und Versuche einer insgesamt »nichtrepressiven« Erziehung. Daran nährt sich ja wiederum die anhaltende konservative Verfolgungsangst vor einer undressierten Generation, der die staatstragende Beschränktheit fehlen könnte.

Ich will dieser Referenz aber gleich ein anderes Bild entgegensetzen, dessen Bestandteile nicht erfunden werden müssen. Es scheint mir nicht abwegig, daß gerade in diesem Bereich alltäglicher ›Verkehrsformen‹, in der mehr oder minder kleinfamiliären Routine und dauernden ›Versorgung‹ der Kinder ein Bestand an simplen, altvertrauten – aber eben nicht harmlosen – Haltungen bei den linken Eltern gut umgeformt aufgehoben worden ist.

Die Kinder könnten etwa eine wichtige, wenn auch passive Rolle in einer Art »feedback«-Prozeß spielen: die notwendige Erziehungsaufgabe, den Kindern die außerfamiliäre Realität als ein System fremdgemachter Regeln und stiller Vereinbarungen zu vermitteln, ist zugleich für die Eltern ein Prozeß der ›Selbstverständigung‹, in dessen Verlauf nicht nur den Kleinen klargemacht wird, wie man weiterkommt, ohne anzuecken. Solche Definitionen dessen, was ›man besser läßt‹, könnten ohnehin aus guten Gründen auch für das Verhalten der Eltern für nötig befunden werden. Deren Verantwortung dafür, daß Kinder aufwachsen können, ohne Schaden zu nehmen, umschließt ja auch die Sicherung einer privaten Lebenssituation, die materiell und informell einigermaßen stabil und geordnet ist. Viele Risiken und Bewegungen ›verbieten sich‹ damit ›von selbst‹; und wie von selbst mag sich auf diese Weise die äußere Begründung finden für einen inneren Drang, die eigenen Lebensverhältnisse zu sichern und zu ordnen. Die fügen sich dann in einem Gravitationsfeld zu festen Mustern, dessen Mittelpunkt die Kinder bilden müssen. Und die entstehenden Strukturen sind nicht unbedingt so verschieden von den traditionellen Vorlagen: Unversehens wird die vernünftige Realitätstüchtigkeit zur hilflosen Erstarrung, der individuelle Glücksanspruch wird eingelöst zum ›stillen Glück im Winkel‹, zur alten Misere . . .

Und auch dann, wenn diese Erziehung der Erzieher kritisch durchbrochen bleibt, können Kinder zu Mitteln elterlicher Zwecke werden: als Projektionsfläche für die nicht erfüllten Wünsche und Ansprüche nämlich. Vielleicht für das gesellschaftlich ungestillte Bedürfnis, sich in seinen ›Produkten‹ wiederzuerkennen, den Wunsch, nicht nur die Gattung fortzupflanzen, sondern sich als Person in einem ›besseren Ich‹ fortzusetzen, und was der kleinen und großen Utopien mehr sein mögen. Diese Auslagerung der Hoffnungen ist ebenfalls nicht neu; was da in die Zukunft der Kinder verschoben wird, lastet traditionell auf ihnen. Sie sollen halt ›was werden‹, ›was Besseres‹ heißt das normalerweise, und in der Regel war damit etwas

Bestimmtes gemeint. Ich will die Unterschiede nicht verwischen: Ob einer von seinem Sohn erwartet, daß er Regierungsrat wird oder daß er sich »selbst verwirklicht«, ist mir nicht das gleiche. Aber die Prozedur, diese selbstverständliche Landnahme in anderer Leute Utopia, ist doch von der sattsam bekannten Art. Auf dem linken Flügel des Kleinbürgertums sollen die Kinder nun zwar nicht mehr »das Geschäft übernehmen« – aber manche Hypotheken bekommen sie doch.

Vor solchen Hintergründen scheint es mir jedenfalls bedenkenswert, daß Linke die Bedürfnisse ihrer Kinder als Rechtfertigung des eigenen Handelns wie selbstverständlich ins Feld einer ›vernünftigen‹, ›politischen‹ Argumentation über die Wohnrechte führen. Sicher geschieht das in der Absicht, zu entwaffnen; in der Regel aber wohl nicht nur zynisch, als neuer Vorwand, wenn die Argumente knapp werden, sondern schon im guten Glauben. Ganz naiv ist sie aber wohl auch nicht, diese bona-fide-Haltung: Ihr fester Kern besteht in der fraglosen Voraussetzung, daß Kinder (im Gegensatz zur Kinderlosigkeit) nicht rechtfertigungsbedürftig sind. Man ›hat sie‹, und aus dieser Tatsache sollen sich, nach einer Art ipso-facto-Formel, die Folgen von selbst ergeben. Namentlich jene Unschuldsvermutung, die in bezug auf Kinder üblich ist, soll auch für ihre Interessenvertreter, die Eltern, gelten. Damit würde das Begehren nach dem Wohnraum moralisch fast unabweisbar. Der aufgeklärte linke Argumentationshaushalt ist hier mit öffentlichen Mitteln gestützt: Wer der eingangs skizzierten politischen Argumentation an diesem Punkt noch immer nicht folgt, ist dann nicht mehr bloß politisch borniert – man kann ihm auch einen Eigennutz vorwerfen, der die Bedürfnisse von Kindern übergeht. Damit wird nicht nur auf linksinterne Parteinahme für das Kinderland auf eigenem Grund und Boden spekuliert, sondern dieser Vorwurf der »Kinderfeindlichkeit« trifft sich ja auch mit einem Anspruch der bürgerlichen Familienideologie. Der gesunde Menschenverstand findet auch in der Rechtsfindung Anwendung; und ein durchschnittlicher Zivilrichter, der die Interessen der ›Parteien‹ im Vergleich der entstehenden ›Härten‹ abwägt, kann in unserem Konflikt als sicherer Faktor kalkuliert werden. Selbst wo es Familie gegen Familie ginge, stünden sich als gleiche Rechtssubjekte noch Eigner und Mieter ungleich gegenüber; wo es aber Familie gegen Wohngemeinschaft geht, ist die Sache schnell entschieden: Die Kleinfamilie, so sagt es etwa ein Lehrbuch des Familienrechts, gehört auch »der jüngeren Generation« »zu den voll bejahten Selbstverständlichkeiten des Lebens«; eine ›experimentelle Wohnform‹ unfruchtbarer Einzelner dagegen dürfte sich nach »herrschender Meinung« kaum durch Verweis auf den Art. 6, Abs. 1 GG vor der Zerschlagung schützen können. Auf dieser Ebene der Entscheidungen sind ›die Kinder‹ dann schlicht ein Beschleunigungsfaktor bei der obligaten ›Fristenlösung‹ des Bedarfskonflikts.

Linke Neu-Eigentümer werden wohl um ihre Rückendeckung wissen, wenn sie sich auf eine Argumentation unter ›Genossen‹ übers Wohnrecht einlassen. Und auch beim gutgläubigen Verweis auf die Kinder mag ihnen dämmern, daß gerade dieses Argument nicht einfach vernünftig ist, sondern auch Teil einer gesunden Grundhaltung.

Unterm Strich: Ein politischer Disput zwischen linken Hausbesitzern und ihren Mietern über das bessere Recht auf die Wohnungen kann nur eine Farce werden; der Nutzen einer solchen Aufführung besteht nur in der doppelten Funktion, die sie für die Eigentümer bei der Durchsetzung ihrer Interessen hat: das eigene schlechte Gewissen zu beruhigen und zugleich einen informellen Druck zu üben. Bringt das nicht schon die ›Lösung‹, so geht es zwiefach weiter: mit dem gerechten Zorn über die mangelnde Kompromißbereitschaft und mit dem Griff zu formellen Mitteln. Haben sie's erst ›im Guten‹ versucht, so fällt ihnen der gesetzliche Durchgriff moralisch leichter. Eine sinnvolle allgemeinere Auseinandersetzung mit diesem Kollisionskurs könnte nur im Bezug auf einen gemeinsamen, öffentlich einklagbaren, vielleicht vernünftigen Code von Verhaltensregeln zu führen sein. Das ist freilich eine Sprekulation, die sich weniger auf die Annahme gründet, mit Hilfe einer ›linken Moral‹ sei den Übeltätern mores zu lehren, sondern eher auf die Hoffnung, im weiten Feld linker Haltungen und Bewegungen lasse sich die Übereinkunft treffen, die Richtigkeit und Sittlichkeit des eigenen Handelns nicht nur dort zu beanspruchen, wo es gegen politische Erzfeinde geht, und sie auch nicht erst dann zu behaupten, wenn privat getroffene Entscheidungen der öffentlichen Rechtfertigung bedürfen.
Damit ergibt sich vielleicht doch eine Ausgrenzung: denn eine solche Auseinandersetzung über die Frage ›Was sollen wir tun?‹ kann man wohl nicht mit denen führen, die in eine Diskussion über die Berechtigung der Interessen erst eintreten, weil sie sich die Rechte schon gesichert haben, die ihnen erlauben, auf die Vernunftgründe zu verzichten und ihre Diskussionspartner schließlich mit gesetzlichen Mitteln zur Raison zu bringen.

5.
Ich will mich an diesem Punkt abwenden von weiterer Spekulation über Begründung und Durchsetzung des Wunsches nach Wohneigentum und statt dessen kurz beschreiben, wie solche Kaufentscheidungen, im Verein mit anderen wohlerwogenen Interessen, auf ein Altbau-Wohnviertel und seine Bewohner wirken können.
Jahrelang waren solche Quartiere von Verfall gekennzeichnet, von Bodenspekulation und Abriß bedroht; sie waren auf diese Weise auch den ›einkommensschwachen‹ Mietern zugänglich, galten den Stadtplanern schon als ›verslumt‹. Nun kommt, mit der Präferenz ›junger Käuferschichten‹ für

Zuschnitt und Ambiente der bürgerlichen Mietshäuser aus dem 19. Jahrhundert, in den Vierteln ein Prozeß in Gang, der in eine andere Richtung führt. Die dynamische Entwicklung von Privatinitiativen wird höheren Orts schon befriedigt registriert: das Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau begrüßt »neue städtische Wohnformen, die, von Wohnwert, Freizeitwert und Kosten her, eine echte Alternative zum heute bevorzugten Wohneigentum im Stadtland sind«.

Äußere Anzeichen dieser echten Alternativ-Bewegung sind in manchen Straßen schon sichtbar: die knalligen Kunststoff-Fensterrahmen in frisch bonbonfarbigen Fassaden, im Hauseingang die Gegensprechanlage . . . Solche ›Werterhaltungs- und Modernisierungsmaßnahmen‹ (die sich drinnen in Form neuer Badezimmer und Zentralheizungen fortsetzen) werden nicht nur durch Zins- und Steuervorteile öffentlich belohnt, sondern sie erhalten ihren Sinn auch im Kalkül mit dem neubelebten Kaufinteresse. Spekulierende Grundbesitzer verlegen sich nun nicht mehr aufs Abschöpfen der Miete bei minimaler Investition bis zur Abrißgenehmigung, sondern sie packen die Sache vom anderen Ende her an: kapitalschwachen Eignern billig abgekaufte ›Objekte‹ werden mit staatlicher Beihilfe rasch aufgeputzt und dann, ganz oder scheibchenweise, zu einem Preis über dem Wert verkauft. Ein paar hunderttausend schnelle Mark sind auf diese Weise offenbar zu machen, denn die Kaufinteressenten überbieten sich ja mit Bravour.

Natürlich erhöht sich dort, wo der Verkauf (noch) nicht erfolgt, mit dem ›Wohnwert‹ der modernisierten Räume auch ihr Miet-Preis. Die Wohnung für die gehobenen Ansprüche fordert eben auch die Mieter mit dem gehobenen Einkommen. Für solche werden die neu ausgestatteten Altbauwohnungen nun jedenfalls ›attraktiv‹. So steigt ganz allgemein die ›Wohnqualität‹ des Viertels, und mit ihr steigen auch weiterhin die Bodenpreise. Vielleicht tut dann die Stadtverwaltung das ihre: ein paar Blumenkübel, ein hübsches neues Verbundpflaster, ein Fassadenwettbewerb, eine Spielstraße . . .

Wer bei dieser Partie nicht mitreizen kann, also wohl die meisten Einwohner eines solchen Viertels, fühlt sich möglicherweise von der neuen Pracht eher umstellt als beglückt. Denn es kann uns zunächst, durch die Modernisierung im Besonderen und durch den Aufschwung der ›ortsüblichen Vergleichsmiete‹ im Allgemeinen, eine nach und nach immer höhere Mietbelastung zugemutet werden. Nur wenige sind standhaft und kenntnisreich genug, solche Zumutungen wenigstens in Schranken zu weisen; und manche werden irgendwann ausziehen, weil sie die steigende Miete nicht mehr aufbringen können. Zudem ist das Mietrecht nicht geschaffen, um kompromißlose Haltungen bei den Mietern zu fördern: gewisse Erhaltungs- und Verbesserungsmaßnahmen müssen vom Mieter geduldet werden. Wer sich gar

anmaßt, den Vermieter bei der »angemessenen wirtschaftlichen Nutzung« seines Eigentums zu behindern, kann darum auch gekündigt werden. Wo der Grund den Eigentümer wechselt, ist häufig ohnehin die Kündigung fällig. Für die so Verdrängten kann das zugleich den Umzug in ein anderes Stadtgebiet bedeuten: sei es, weil sie die gestiegenen Mieten im Viertel nicht mehr bezahlen könnten; sei es, weil sie in der verschärften Konkurrenz um den im Maß der Nutzung durch die Eigentümer verknappten Mietwohnraum nicht mehr finden, was sie brauchten; sei es, weil sie in der neubelebten ›Qualitätskontrolle‹ durch die Vermieter nicht bestehen können. Denn die Hauseigentümer, die, als sie noch auf ›Baisse‹ spekulierten, auch bereit waren, von Türken oder Studenten die Miete für einen Platz im wackligen Dachstuhl zu kassieren, sind inzwischen eher bemüht, ihr aufgebessertes Objekt im aufstrebenden Viertel auch mit einer ›seriösen‹ Mietergemeinschaft zu belegen. So kommen wieder die eilfertigen Makler zum Zug, die ihren Vermieterkunden eine handverlesene Auswahl von sozial unverdächtigen und ›bonitätsmäßig einwandfreien‹ Mietern in spe offerieren. Kinderreiche Familien, Ausländer, studentische Wohngemeinschaften sind da nicht in der Kartei; sie müssen sich in die Wohngegenden verziehen, die nicht von Spielstraßen, sondern von Hauptverkehrsstraßen durchzogen sind und deren Hausfassaden weniger Farbe und Dekor, aber erheblich mehr Fensterreihen aufweisen. Kurz: was zwischen Verkäufern und Käufern als Eigentumsbildung und Modernisierung gilt, erscheint zwischen Mietern und Vermietern als Verknappung und Verteuerung.

6.

Die sozialen Gesetzmäßigkeiten, die es ermöglichen, eine solche Entwicklung zu betreiben, sind ja nicht unbekannt: die politische Linke hat sie denunziert und ihre Resultate bekämpft. Daß man sich nun offenbar dieser Linken zurechnen und gleichzeitig seinen marktkonformen Beitrag zu jener Entwicklung leisten kann (mit all seinen Folgen auf der ›subjektiven‹ Seite), das erscheint mir unerträglich. Schon deshalb, weil diejenigen, deren politische Haltungen mir nicht fern sind, damit doch auch einen Teil jener bestimmten Hoffnung tragen sollen, die ich in linke Politik setzen möchte: daß wir uns nicht nur in den Zielen, sondern schon unterwegs, in den Mitteln, von den Gegnern unterscheiden. Die Hoffnung scheint bei denen, die nun irgendwie vom Häuserkampf auf den Häuserkauf gekommen sind, nicht gut aufgehoben. Ich sehe mit Schrecken, wie sie eine Logik entwickeln, die es ihnen ohne weiteres möglich macht, die Wohnbedürfnisse von Kindern der eigenen und Kindern einer fremden Familie in die richtige Rangfolge zu bringen, wie sie umstandslos das besondere Verhältnis einer Achtzigjährigen zu dem Viertel, in dem sie geboren wurde, hinter die eigene Präferenz für die hübsche Gegend einreihen. Für eine Art von Täterschaft,

die mir bei Maklern und Spekulanten keine Rätsel aufgibt, möchte ich bei Linken kein Verständnis entwickeln.
Es hilft mir aus dem Unbehagen nicht heraus, wenn ich andere Ansichten bedenke: den Standpunkt der Vorausberechnenden etwa, denen ein scharfer Blick genügt, um festzustellen, daß solche kleinbürgerlichen Phänomene ein typischer Ausdruck . . . Oder die Meinung jener Schlauberger, denen vorsichtshalber nichts Menschliches fremd ist, weil der ›moralische Rigorismus‹ ja bekanntlich zum Terror gegen Andersdenkende führt . . . Nein, es bleibt mir unerträglich, daß unser politisches Selbstverständnis so eindimensional werden soll: wir könnten uns am Ende öffentlich zusammenfinden, um ›in unserer Eigenschaft als Träger politischer Überzeugungen‹ gegen Stadtzerstörung oder Mietwucher zu protestieren – und anschließend geht ein jeder privat seiner Wege: der eine zum Anwalt, um den Schriftsatz für die Räumungsklage zu besprechen, der andere zum Makler, um die Courtage zu bezahlen.
Vielleicht ist das Achselzucken in der Linken bereits ein neurotischer Tic geworden. Vielleicht aber ist mit denen noch zu reden, die von der Seite der Opfer im Wohnungskampf noch nicht direkt auf die Seite der Täter gewechselt haben, sondern sich nur mit den Möglichkeiten vertraut machen, die ein gehobenes Einkommen eröffnet. Eine Art Vorverständnis der Hauseignerrolle allerdings scheint sich schon zu entwickeln. Wer in den Städten bleiben will, sieht natürlich, daß in bestimmten Quartieren die Wohnungen schon leichter zu kaufen als zu mieten sind; nicht wenige überlegen sich jetzt, ob sie nicht auch ins Rennen gehen sollen, bevor es zu spät ist. Passend zu dieser Erwägung haben sie eine ausgewogene Meinung über die hier geschilderten Konflikte; die beginnt mit jener Toleranz: man müsse die Genossen doch ›auch verstehen‹, die sich so verhalten. Natürlich sei es hart, durch Kündigung verdrängt zu werden, aber gerade die Wohngemeinschaften würden doch ohnehin nie freiwillig ausziehen, ganz gleich in welcher Frist . . . Gelegentlich gipfelt diese Auffassung in Sätzen, die mir im Ohr klingen wie ›Haben Sie erst mal Vermögen!‹.
Was für eine Resignation in der Annahme, daß einem die ›Interessen‹ zuwachsen wie die grauen Haare und daß man dann sowieso die passenden ›Standpunkte‹ vertreten wird! Wie hoffnungslos, sich jetzt schon die Entschuldigungen zurechtzulegen für die künftigen Schweinereien, die man sich auch zutraut, weil sie so ›menschlich‹ sind!
Falls wir also in naher Zukunft mit einem ›Verband alternativer Grundbesitzer e. V.‹ konfrontiert werden – man sollte ihn im Wohnungskampf umstandslos zum Lager der Gegner rechnen.

Athenäum

Ulrich Wickert
Freiheit, die ich fürchte

Der Staat entmachtet seine Bürger

Ca. 192 Seiten, Paperback ca. DM 19,80
ISBN 3-7610-8112-X
Voraussichtlicher Erscheinungstermin:
Februar 1981

Sind wir auf dem Weg zur despotischen Bürokratie?
Der bekannte Fernsehautor Ulrich Wickert untersucht die politische und moralische Lage der Bundesrepublik und ihrer Gesellschaft. Wie weit prägen Normen und Tabus unser Leben? Haben wir in einer Zeit wachsender Bürokratisierung und Verstaatlichung noch eine Chance, Werte zu erkennen und von ihnen Gebrauch zu machen? Dieses Buch ist ein wichtiger Beitrag in einer Zeit der materiellen und der geistigen Krise.

Athenäum Verlag
Postfach 1220
6240 Königstein/Ts.

Uwe Wesel
Der Mythos vom Matriarchat

Über Bachofens Mutterrecht und die Stellung von Frauen in frühen Gesellschaften vor der Entstehung staatlicher Herrschaft
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 333
DM 10,–

Bachofens Mutterrecht von 1861 ist bis heute aktuell geblieben. Seine Entdeckung einer »allgemeinen Kulturstufe der Menschheit«, einer Zeit, in der die Frauen herrschten und nicht die Männer, beschäftigt bis heute die Diskussion, in einer fast unübersehbaren Fülle von Zustimmung und Ablehnung. Aber es gibt keine zusammenfassende Überprüfung seiner Lehre. Der erste Teil dieser Studie beschäftigt sich deshalb mit der Nachprüfung der von Bachofen angeführten Zeugnisse aus der Antike.

Der zweite Teil der Studie versucht im wesentlichen an Hand ethnologischen Materials den Gang der Entwicklung zu rekonstruieren, die Geschichte der Familie in Jägergesellschaften und bei frühen Ackerbauern zu beschreiben und die Gründe zu nennen für die zunehmende Unterdrückung der Frauen.

Suhrkamp

Elisabeth Plessen
Spielkiste

Hocus Pocus

»Das 79. Capitel. Zu machen, daß ein gebraten Huhn aus der Schüssel laufe.
Nimm Fenchelsaamen, und Mohnsaamen, giebs dem Huhn zu fressen . . .« Ich habe es listig und lustig versucht, aber eine gebratene Gans lief aus der Schüssel, dann eine Walnuß, danach ein Ei, am Ende ein Schiff. Mit dem Schiff fuhr ich nach Shanghai, dann nach Tasmanien. In Port Arthur hielt ich es nicht aus. Mir wurde zuviel von den Hunden erzählt, die die Sträflinge, Iren und Schotten, die hatten davonschwimmen wollen, auf ihrer Flucht in einem Felstunnel zerfleischten. Ich stand an der Stelle, sah die Männer, und ich sah die angeketteten Hunde, während die Gischt aufsprang und die Steine zum letzten Gewitter anrollten. Ich flog weiter nach L.A., las weiter im 79. Capitel: »von einem so viel als von dem andern, so bald das Huhn solches gefressen hat, wird es gleich schlafen, sich nicht regen, und thun, als wenn es todt wäre. Rupfe ihm alsdann die Federn aus, und schmiere es mit dem Gelben von einem Ey, laß es trocken werden bey dem Feuer, bis daß es ist, als wenn es gebraten wäre, darnach lege es in eine Schüssel, und wenn du ein wenig darein schneidest, so lauft es weg.« Herrgott, bin ich müde, ich fangs nicht ein. Es ist ein Huhn von 1768.

Idiosynkrasien – dieses Beherrschtwerden von Bildern und Konzepten: Sei nicht so narzißtisch. Ich lasse dich doch auch ausreden.

Reisegepäck

Natürlich ist es nicht gut, wenn man meint, man müßte, das Gepäck für die Reise betreffend, mit einem Möbelwagen verreisen. Jedesmal sage ich mir, diesmal nimmst du nur die kleine Reisetasche mit, Zahnbürste, drei Paar Strümpfe, und wenn ich dann ankomme, muß ich feststellen, daß ich in Wirklichkeit 69 Koffer mitgebracht habe, und eins meiner Ichs lacht sich über mich kaputt. Immer noch 69. Mit wievielen Koffern muß ich als junges Mädchen verreist sein, als noch meine Mutter die Auswahl und Menge meines Gepäcks bestimmte, für jeden Tag zwei Kleider, einen Rock, ungern eine Hose und drei Paar Schuh. Und sie selber reiste mit einem städtischen

Fuhrpark an Koffern. Und meine Großtante reiste mit Hutschachteln, schon als Kind. Da sie ein schlechtes Bindegewebe und Arthrose hatte, schwollen ihr nach kurzer Zeit die Füße an. So war sie genötigt, sich sehr häufig neue Schuhe zu kaufen, wollte sie sich nicht hinlegen und ausruhen und abwarten, bis die Schwellungen nachgelassen hätten. Bei ihrem Tod fanden sich mehr als siebzig Paar Schuhe in ihrem Schrank, Sandalen und weiche Laufschuhe zum Binden, nur wenige hatten einen kleinen klotzigen Absatz; kaum getragene oder nur wenig, ein-, zweimal getragene Schuhe.

Granatapfel

Der Käse flog aus dem Fenster. Der Granatapfel. Und dem Granatapfel, der purpurn, wie ich es nie gesehen hatte, und groß wie ein Kindskopf war, flogen fünf Apfelsinen nach. Linda, schrie David, du könntest damit unten jemanden töten. Wie kannst du das tun. Die Balkontür geriet aus der Fuge und schwang.
Stoppt sie doch einer, sie zerstört hier jetzt alles, rief David. Die Tür stürzte in die Tiefe und brausender, ohrenbetäubender Lärm stürzte herauf. Unten fuhren die Autos sechsreihig, auf dem San Diego Freeway, auf dem Sunset Boulevard, in beiden Richtungen. Linda lief auf und ab, Löwin in dem engen verrauchten Käfig, in dem David, mit dem sie seit einem Dutzend Jahren zusammenlebte, seine, ausdrücklich seine, Party gab. Sie wolle ihre Freiheit, schrie sie. Sie haue ab, wollte sie schreien. Davids alltägliche schmutzige Lügen, sein täglicher kleiner Verrat.
Aber ich liebe dich doch, sagte David.
Aber sie, schrie Linda, liebe nur ihn, und er trete sie mit Füßen, er, er, er, immer nur er, niemals sie beide: seine Party, seine Freunde, seine Apfelsinen, sein Bier, sein Granatapfel, seine Frauen. Jede Frau solle ihn lieben.
Linda.
Narciß.
Linda.
Narciß.
Linda, sagte jetzt Helen.
Und Linda schrie, sie solle gehen, raus, Helen, ihr aus den Augen. Wie zwei Marktfrauen stritten sie jetzt, bis Helen die Tränen liefen und David, der ihnen zitternd zusah, weinte und sich abwandte. Barbara sagte, Linda solle sich besinnen. Barbara sagte, sie habe David gern, aber sie liebe ihn nicht. Und Helen dachte es und Judith dachte es und Ruth dachte es und dizzy Lizzy dachte es und vielleicht eine Frau in Bremen und eine Frau in Hamburg und eine Frau in München und Karen dachte es und ich dachte es, und Linda sagte, wie könne Barbara sie so beleidigen, wie könne sie David so beleidigen, und ich dachte an den Granatapfel, der jetzt – wie die Tür, die in der Luft

schwebte – unten auf dem Parkplatz lag. Liebe zerschmettern. Mein mit süßen Erinnerungen bevölkerter Kopf. Ich hatte nie eine Frucht vorsichtiger und langsamer gegessen als einen Granatapfel. Ich hatte niemals eine Frucht so zelebriert wie diesen Apfel. Mir war nie in den Sinn gekommen, einen solchen Apfel aus dem Fenster zu werfen, auch in der hellsten, mörderischsten Wut nicht, und ich hatte auch nicht vor, jemals davon abzugehen. Aber da lag er jetzt, zerschmettert auf dem Parkplatz vom Hotel, in der Nacht. Lindas Apfel. Lindas und Davids Apfel. Und beide dachten nicht daran. Sie warfen weiter mit Wörtern um sich. Helen verließ das Zimmer mit ihrem Freund, und Barbara ging und Ruth ging und dizzy Lizzy, Judith, John und Oscar und George. David bat mich mit einem hilfeflehenden Blick, noch zu bleiben, und Stefan räumte die Bierdosen und Weinflaschen und Plastikbecher beiseite und wischte den Tisch mit einem Handtuch ab. Linda, sagte er, Linda, beschwörend aus freundlichen, traurigen, sanftmütigen Augen. Jede Frau, rief sie wieder, aber sie sei ein Dreck. Stefan kenne David doch. Kaum daß sie davongeflattert und weg sei, renne er schon wieder hinter ihr her, bittend, daß sie nicht gehen möge. Und sie, seine hochbusige Mami, seine Amme, sage da wieder nicht nein, strecke die Waffen, strecke die Hand hin – Friede auf Zeit. Aber sie wolle ihr Leben leben, allein sein, für sich, ihre Bilder malen und nicht des Herrn Direktor Davids Schatten sein. Sie sei ihr eigenes kleines Licht. Stefan, bitte, sagte sie, sag David, er soll gehen. Wenigstens für diese Nacht will ich ein Zimmer für mich allein.
Du bist nur betrunken, sagte David.
Du auch, aber du auch, sagte Linda.
Dann hielt ich sie weinend, die jetzt weinte, im Arm. Es geht gar nicht um euch, sagte sie, ich bin nicht eifersüchtig, nur irgendein böser Geist gibt mir diese falschen Wörter in den Mund.
Am nächsten Morgen entschuldigte sich Linda bei allen und alle entschuldigten sich bei ihr. Jeder hatte in dem Streit zuviel gesagt oder gedacht. Jeder verspürte für sich so etwas wie Schuld, weil jeder Linda gern hatte, und sie war eine großartige Frau. Ihre Ausbrüche änderten nichts an ihrer Liebe zu David, sie änderten auch nichts an Davids Art. Alle wußten es, die sie kannten. Es herrschte hinterher nur wiederum das: Friede auf Zeit. Erst Annäherung an den Frieden, dann seine Ruhe, bis wiederum die Grenze der Ruhe erreicht war, und für jede Weiterbewegung fanden sie Mittel. Jetzt mieteten sie sich, da es kein Segelboot gab, einen Wagen und fuhren den Tag über in die Wüste. Sie wollten für sich sein.
Liebesgeschichten. Wie ich zum ersten Mal einen Granatapfel aß: ihn aufbrach und in seine Kernfächer schaute und anfing, seine roten Beeren zu essen, langsam, abwesend in Gedanken, und mich anfangs nicht traute, ihre Ordnung, ihre Anordnung zu zerstören, eine Beere nach der anderen mit den Fingern herauslöste und dann das Fruchtfleisch mit den Zähnen und der

Zunge vom Kern abteilte und die Süße schmeckte, die sich in Fadheit und Leere verlor, und ich gab acht, daß ich nicht auf die bitteren weißen Häutchen biß, die die roten Beeren umgaben. Ich liebte den Mann, der mir den Apfel geschenkt hatte und mit dem ich ihn aß, südlich Roms unter einem Baum – irgendwo – in trockenem Gras. Liebesgeschichten: Evas Apfel, Paris' Apfel. Plutos List über Persephone. Es war ein alter Apfel, den ich da aß, ein sehr alter Apfel, mir fiel kein älterer ein. Jetzt lag er auf dem Parkplatz, kaputt, aufgegangen, zerspritzt, aber er hatte niemanden getroffen oder getötet, Lindas Apfel, der letzte bislang in der Reihe, die das Teuerste und Absurdeste symbolisieren: Liebe.

Spaß muß sein – einer der fürchterlichsten deutschen Imperative. Verordneter Spaß, verordnetes Vergnügen, verordnete Lust. Spiel's durch, das Spiel fällt aus.

Schmähreden

Wie sauer sechs Kinder einem Erwachsenen gegenüber reagierten, als er sie aufforderte, die Spielsachen einzusammeln und ordentlich in die Kisten und Kästen zurückzulegen. Sie wollten weiterspielen. Vater hin, Vater her. Sie sahen es nicht ein: weil er den Kinderladen schließen wollte, weil zwölf Uhr war, sollten sie aufhören. Du Arschloch, sagte ein Junge, aus dem Nörgeln plötzlich ausbrechend. Der Vater wurde starr. Ihm verschlug's den Atem. Stille. Ich dachte, mein Gott, was passiert jetzt. Dann sagte er ganz leise, betont langsam, den Blick des Jungen herauslockend, der über sich selber noch erschrocken war und wartete, während alle anderen ihn gespannt ansahen: du Arschloch. Das hatte keiner erwartet. Es war das Stich-Wort. Plötzlich brüllten sie alle: du Arschloch. Der Vater gab's ihnen zu ihrer Verblüffung fortwährend zurück: ihr Arschlöcher, wiederholte er, ihr. Ich stand nur da, auf der Seite der Kinder, und lachte. Aber sie lachten auch und der Vater lachte. Lachend kugelten sich die Jungen und Mädchen am Boden und wiederholten ihr Arschloch mit unendlicher Lust. Nach einer Weile war das Geschmäh vorbei, die Lust daran war vorbei, und sie sammelten ohne weiteres, kleine Souveräne, ordentlich ihre Spielsachen ein. Der Vater grinste mich komplizenhaft an. Wieso mich?

Space Invaders

Space Invaders ist, auch wenn man es zu zweit spielt, ein einsames Spiel. Jeder spielt für sich allein, hinterher vergleicht man die Punkte. Spiel hat mit Blicken zu tun. Bei diesem Spiel sieht man nicht sich, sondern den Bildschirm an, auf dem die Häuser sinken und die Schüsse von oben kommen und man

selber von unten her schießt. Bei Go und Monopoly habe ich, wenn ich nicht grad heiter bin und mich nichts aus der Ruhe bringen kann, manchmal das Gefühl des Voyeuristischen oder des piggy: ich sehe die anderen an, sie sehen mich an – und gemeinsam verdächtigen wir uns unserer Land- und Stadtnahme-Interessen. Das Spielerische ist im Territorialen fort und das ist wiederholt (und wiederholt) bis ins Gähnen langweilig.

Gott

Anfangs sprach mir meine Mutter das Vaterunser vor und ich saß dabei im Bett mit gefalteten Händen. Meine Mutter hatte mir die Hände zusammengefaltet und sie betete mir vor, bis ich das Gebet auswendig wußte. Schlechtes Gewissen, wenn ich allein und vorm Schlafen schon mal zu beten vergaß. Angst, eine Autorität, Gott oder die Mutter, zu erzürnen. Später, in der Kirche, stand ich beim Gebet wie die Erwachsenen, und ich legte die Hände bloß übereinander. Das schaute ich meinem Vater ab, und ich fühlte mich wachsen. Auch die Kopfhaltung schaute ich meinem Vater ab und fühlte mich wieder wachsen. Er senkte den Kopf nicht immer, häufig stand er mit erhobenem Kopf da und sah zum Altar hinüber, vor dem der Pastor stand. Wenn der Pastor sich mit erhobenen Händen zur Aussegnung umdrehte, senkte ich den Kopf wieder, schrumpfte aus den sechsunddreißig oder achtunddreißig Jahren meines Vaters auf meine acht oder zehn zurück, und ich schielte nurmehr von unten herauf, neugierig, ob mein Blick den Blick des Pastors fing, und ich studierte seine Handbewegungen, bevor er das Kreuz schlug und während er es schlug und danach – war es feierlich genug, war es ernsthaft genug, glaubte er oder mogelte er uns nur etwas vor? Als ich noch ein wenig älter war, schielte ich auch nicht mehr von unten herauf zu ihm hin. Ich sah ihn an und ich merkte, daß mein Blick ihn irritierte. Inzwischen hatten Spiele begonnen, die den Blick zum Altar hin erweiterten. Auf der Suche nach etwas Neuem, das mich spannte, sah ich zu den bunten Kirchenfenstern im Chor hinauf. Ein Fenster zog mich besonders an. Es war das des Apostel Matthäus, aber nicht der Heilige zog mich an, sondern sein Emblem, der Adler. Ich stellte fest, daß durch seinen Schnabel das Tageslicht hereinkam. Das bunte Glasstückchen fehlte dort. Das zog mich an: da ging es hinaus. Und ich rätselte oder ich spielte durch das Loch mit dem Wetter. Manchmal fing sich die Sonne blitzend an dem Scherben, manchmal zog eine Wolke durch das Loch oder nur graues Tageslicht kam herein, und wenn es düster wurde, mußte ich das Loch regelrecht suchen. Ablenkungen, Abschweifungen, Alleinunterhaltungen; mit der Zeit ließ die Attraktion des Loches nach. Das Wetter war nicht mehr interessant. Es überraschte mich nicht mehr. Ich wartete, daß der Gottesdienst vorüber wäre. Ich war ja von meinen Eltern mitgenommen. Ich war ja nicht freiwillig dort. Es schien aber

um Freiwilligkeit gar nicht zu gehen. Es handelte sich eher um eine Art Schule und Schulstunde, um eine Klassenzimmersituation – eine meiner Schwestern strickte verstohlen, eine andere las in einem kleinen Buch, selbst jemand wie meine Großtante, die ja freiwillig in den Gottesdienst gegangen war, schweifte häufig ab, und das nicht stumm, sondern ausbrechend, laut redend. Ich erinnere mich, daß sie einmal während der Karfreitagspredigt – Christus war gerade in die Hölle gefahren – mir entsetzt aufs Knie schlug und rief: mein Gott, der Teekessel, ich habe den Kocher nicht ausgemacht. Als wir alle im Haus zurück waren, sah sie die Bescherung. Die Flammen hatten die Gardine hinaufgezüngelt. Eine Frau, die mit im Haus wohnte, hatte den Brand gelöscht.

Mit den Kerzen vom Weihnachtsbaum spielte ich ein Zeitspiel. Ich hatte keine Uhr. Dieses Spiel brauchte ein paar Jahre mehr, bis es mich langweilte, als das Spiel mit dem Loch im Schnabel des Adlers. Kein Wunder – Weihnachten gab es nur einmal im Jahr. Wenn die Kerzen heruntergebrannt waren, wußte ich, jetzt dauerte es noch zehn Minuten, dann ist die Kirche aus. Die Kerzenmarke änderte sich in all den Jahren nicht. Sie blieben gleich dick, gleich hoch, nur die Farbe wechselte von weiß auf honiggelb. Auch der Baum stand immer an ein und derselben Stelle, im Chor in der Nähe unserer Bank, und er tut es, wette ich, noch.

Im Religionsunterricht spielte ich die Lehrerin mit passenden Antworten aus, bis sie an mir verzweifelte und anfing, mir anonyme Briefe zu schreiben. Abfragbarer Glaube war für mich ein Appell an mein Kombinationsvermögen. Im Internat der Kehraus: morgens Andacht in der kleinen Kapelle, danach Tischgebet, mittags Tischgebet, abends Tischgebet und Andacht in der kleinen Kapelle, sonntags Kirchgang, montags in der ersten Schulstunde allgemeiner Schulgottesdienst, bevor der Unterricht begann. So saß ich denn ein Jahr lang sonntagvormittags auf dem Dachboden des ›Kavalierhauses‹, in dem ich in dem Mädcheninternat wohnte, wenn es zum Kirchgang geläutet hatte (es war sonntags das dritte Klingeln) und die Erzieherinnen ihren Kontrollgang durch die Zimmer gemacht hatten, um alle Mädchen auf den Weg zu schicken. Ich hatte heraus, welche Stiegen der Bodentreppe knarrten, wohin ich nicht treten durfte und wann ich ungesehen verschwinden konnte. Von einer Luke im Dach aus konnte ich die Straße überblicken, auf der die anderen mit den Erzieherinnen zur Kirche gingen. Ein ausrangiertes Pult, Pappkartons, Spinnweben, eine Couch, deren Sprungfedern kaputt waren, ein Klassenzimmerstuhl – da lag ich, da saß ich, schrieb ich oder träumte aus dem Fenster. Das war mein Zimmer, und ich wartete nach einer Stunde auf das Läuten der Glocke zum Vaterunser. Kurz darauf sah ich die Mädchen und Erzieherinnen auf der Straße zurückkommen. Ein wenig später schlich ich mich die Bodentreppe hinab, fing eins der Mädchen ab und fragte sie nach dem Bibelspruch, den der Pastor verlesen hatte, um dann darüber zu

predigen. Es erleichterte es mir, mein Versteck zu wahren und mich nicht zu verraten, wenn ich die Losung kannte, denn ich wußte, daß die Erzieherinnen gern beim Mittagessen weiter über die Predigt sprachen. So unterhielt ich mich denn mit ihnen. Das ging ein Jahr lang, bis eine Oberprimanerin, eine Helferin, wie sie bezeichnenderweise genannt wurde in ihrer Aufgabe, zwischen den Erzieherinnen, der Heimleiterin und den Internen zu mitteln, mich beim Kirchgangschwänzen ertappte und mir androhte, daß sie mich bei der Heimleiterin verpetzen werde. Jetzt wo sie es wußte, fand sie, was ich tat, mit ihren Pflichten unvereinbar. Und ich wiederum wußte, welche weiteren Einschränkungen in dem Internat auf mich zukommen würden, wenn dieses Mädchen der Heimleiterin berichtete.
Heute bin ich in Kirchen Gast, Touristin, Konzertbesucherin und anderes Konventionelles mehr. Bislang ist mir nicht eingefallen, was einer meiner Tanten einfiel, die vom Protestantismus zum Katholizismus wechselte, um schließlich doch zu ihrem ursprünglichen Glauben zurückzukehren, eine leere Kirche zu einem vertraulichen Zwie- und Streitgespräch mit einem alten Onkel zu benutzen. Oder mit einem Pudel an der Leine in die Kirche zu kommen, was ich in Bergen in Norwegen sah, oder auf einer Reinigungsmaschine durch eine Kirche zu fahren, das war im St. Gallener Stift, oder mich neben einen Ständer mit vielen brennenden Kerzen zu setzen, zum Aufwärmen und Schlafen, das war im Markusdom, oder mich in einer Kirche zu prügeln, das war bei einem Weihnachtsgottesdienst in Moskau, oder eine Kirche als Scheune zu benutzen, als Wohnung zu vermieten wie in Trastevere, sie zu bombardieren oder sie auf Räder zu stellen, oder mit ihr, abgesehen von einer Postkarte, durch die Luft zu fliegen wie Engel auf manchen Gemälden, mich von ihrem Turm zu stürzen, nicht nur wie der Schneider von Ulm, ihre Glocken zu läuten. Das war Gott.

Grenzüberschreitungen

Ich habe Schwierigkeiten, das Wort ›Zwangsumtauschsatz‹ auszusprechen. Diesmal zahlte ich beim Grenzwechsel von Berlin nach Berlin 25 DM statt der bisher üblichen 13 DM. Die Fahrspur kam mir so eng vor. Täuschte ich mich? War nur der Himmel zu blau und zu weit gewesen? Ich war zuvor zwei Stunden im Freien spazieren gegangen. Immerhin alt, immerhin sich gleich waren die Fragen des Zöllners geblieben: Führen Sie Druckerzeugnisse mit sich, die Sie zu deklarieren haben?
Ich sagte: nein.
Das Auto voll davon: Bücher, die ein Hamburger Verlag herausgebracht hatte, ein Typoscript, mein Arbeitstagebuch, Programmhefte von Theateraufführungen, Pressematerial von Filmen, die ich auf der letzten Berlinale gesehen hatte, eine Nummer des *Spiegel*, eine Schallplatte.

Ich hatte an die Sachen im Wagen überhaupt nicht gedacht.
Funkgeräte, fragte der Zöllner, Schußwaffen, ausländische Devisen?
Nein, nichts, sagte ich, ich funke selber, zaubere, setze eigene Blüten in Umlauf, schieße mit Gedanken in Gedanken in Sätzen manchmal . . .
Fahren Sie mal auf die Grube, rief mir der Beamte zu.
Grube? Ich fuhr drauf.
Nun packen Sie mal aus, was hinten in Ihrem Wagen liegt.
Ich packte aus – ordentlich wie sein Befehl in seinem Blick, treuherzig wie sein Befehl in seinem Blick, ich weigerte mich, fing nur an, fuhr bereits weiter. Ich sagte: ich bin Schriftstellerin, ich habe hinten im Wagen einen Elefanten zu liegen. Seien Sie vorsichtig. Da wußte er nicht . . . Er war ein älterer Mann, blond, hatte ein schmales, ausgemergeltes Gesicht. Ich sah in seine wasserblauen Augen. Mein Blick bestrickte ihn. Er lächelte. Er war verwirrt. Mit fast komischer Peinlichkeit registrierte ich die Veränderung in seinem Gesicht. Äußerlichkeiten. Bloß weil ich lächelte, lächelte er. Bloß weil ich angefangen hatte, ihm irgendwelchen Schwachsinn aufzubinden – es war einmal ein Mädchen, das hieß Alice hinter den Spiegeln, es war einmal ein deutsch-deutscher -ismus, der hieß Anachronismus etc. Aber er schien ganz ausgehungert nach solchem Schwachsinn zu sein. Er hörte mir wenigstens gern zu, lächelnd, mit großen Augen.
Dann standen wir wie Eltern über den Tisch gebeugt. Dort lag ein Buch von Fallada. Und einig wie Eltern lobten wir das wohlgeratene Kind: Schriftsteller, volkstümlich, tot. Seine Bücher waren hüben wie drüben erschienen. Und Beethoven war ein Klassiker. Auch über ihn standen wir gemütvoll gebeugt wie über Fallada.
Geschenke, fragte er und warf einen langen sehnsüchtigen Blick auf die Schallplatte.
Ich sagte: nein. Aber ich schenke Ihnen das Violinkonzert, wenn Sie es wollen.
Er sagte: nein, nein.
An einem winzigen Aufleuchten seines Blicks sah ich, daß er die Platte doch gern gehabt hätte. Wieder die komische Peinlichkeit: wunderbar beherrschte Spiele: eisern, Dienst.
Er ließ mir die Sachen. Den *Spiegel* hatte ich ihm nicht gezeigt, er hatte ihn nicht gesehen, er hatte ihn nicht finden wollen. Er kramte noch ein wenig im Auto herum, legte sich lang auf den hinteren Sitz, auf dem die Programmhefte lagen, leuchtete mit der Taschenlampe den Kofferraum aus, in dem die Presseerklärungen zu den Filmen waren, und tat, als könnte er nicht lesen. Jetzt war ich verwirrt. Jetzt lächelte er mich an.
Fahren Sie ruhig rückwärts wieder raus, sagte er. Damit gab er mir den Paß zurück. Jetzt strahlte er mich schon an.
Einen schönen Tag noch, rief er.

Ich fuhr rückwärts von der Rampe aus dem Schuppen.
Er stand da, immer noch das Strahlen im Gesicht.
Was gefällt ihm an dir, fragte ich mich, als ich schon unter der Jablonskibrücke hindurchfuhr, gleichzeitig unschlüssig, ob ich ihm Gefallen allein unterstellen wollte und nicht auch eine Reihe anderer Gründe und Ungründe, Gedankenlosigkeiten, Pflichtvergessen-, Pflichtversessenheiten – stumme eigene Spiele, die er mich nicht hatte durchschauen lassen.

Dichterlesung

Die junge Frau stürzte durch die Mitte des Rathaussaals auf mich zu, ganz in schwarz. Auch die Augen waren schwarz und ihre Haare, die in der Mitte gescheitelt und von einem lila Band im Nacken zusammengehalten waren. Ihr Gesicht war voll. Ein Mund mit dunklen, rissigen Lippen.
Das können Sie doch nicht tun, rief sie schon, während sie noch herankam, hier Ihren Traum mit den Frauen vorlesen, diesen Frauen, die hinter den Speisen, etwas so –. Sie fand die Worte nicht. Vor diesen Leuten!
Verwirrt und von ihrer Heftigkeit überrascht, sah ich, dabei, Bücher zu signieren, zu ihr auf.
Ja, beschwor sie mich, neben mir lachten sie bloß und erst der mit der Brille in der ersten Reihe, dieser Schnösel, wie der feixte, direkt vor Ihnen. Sie können sich den Leuten nicht so öffnen, Sie dürfen es nicht.
Aber deswegen kommen doch alle her, sagte ein älterer Mann, der darauf wartete, daß ich meinen Namen in ein Buch schrieb, welches er nach der Lesung gekauft hatte. Wir waren im Gespräch gewesen. Er hatte mir erzählt, wie gut er die Gegend kannte, in der ich aufgewachsen war. Er hatte als Flüchtling nach dem Krieg in einem Dorf an der Ostsee gewohnt. Die junge Frau hatte uns darin unterbrochen. Sie gab auf den Einwurf des Mannes nicht acht.
Und dann die Stelle, wenn Sie unglücklich sind und nur noch schreiben, wie Sie weinen.
Welche Stelle meinen Sie, fragte ich. Ich hatte nichts Derartiges vorgelesen.
Die Stelle mit dem Baum, sie steht doch in Ihrem Buch.
Ich konnte mich nicht erinnern.
Doch, sagte sie, auf Seite 325.
Wo?
Im *Kohlhaas*. Bitte, sagte sie. Ich flehe Sie an, es ist wahr.
Hieß das, daß ich nachschlagen sollte? Ich schlug die Seite auf. ›Ich ging über den Platz‹, las ich, ›und ich schaute zu, und dann lehnte ich mich an einen Baum. Auf diesem Platz, unter den Pinien, hatte ich das Gefühl, war jeder sich seines Lebens froh.‹ Ich sagte, aber da schaue ich doch nur Kindern auf

einem Spielplatz zu, an einen Baum gelehnt, das stimmt, aber ich weine nicht.
Doch, sagte sie, griff mich am Arm und drängte ihr Gesicht ganz nah vor meines. Ich sah in ihre weit geöffneten Augen. Aber sah sie mich an? Sie haben es geschrieben, rief sie pathetisch, und Sie haben es auch so gemeint.
Der Satz war aber nicht da. Nichts stand da von ›weinen‹. Sollte ich das Lektorat anrufen? War der Satz bloß in meinem Exemplar gestrichen?
Sie haben es vergessen, sagte die junge Frau. Weshalb lassen Sie die Leute so in sich reingucken. Sie sind Ihre Gefühle doch gar nicht wert. Weshalb tun Sie es. Tun Sie es für Geld?
Ich nickte. Ja, sagte ich, auch.
O Gott, sagte sie und preßte die schwarze Tasche, die sie sich sowieso schon gegen den Bauch hielt, noch enger an sich. Wieder kam sie auf den Traum mit den Frauen, die hinter den Speisen stehen. Den Traum hatte ich nun tatsächlich vorgelesen. Sie schüttelte den Kopf. Es ist zum Weinen, sagte sie, und dann das ›Frau zu verschenken, Schwein zu verschenken, Glück zu verschenken‹.
Wieder kam ihr Gesicht meinem ganz nah, und sie flüsterte jetzt mit ihrem schwarzen beschwörenden Blick: du, tu es doch nicht. Dann stellte sie sich auf und entschied: Sie leiden doch darunter. Schütteln Sie tatsächlich alles wieder ab, wenn Sie zu Hause sind? Die Leute, sagte sie, o mein Gott. Die junge Frau sah sie sich jetzt erst an, wie sie um den Tisch herumstanden und darauf warteten, daß ich das Gespräch mit ihr abbräche und sie ginge oder wenigstens den Mund hielte und sie, die Wartenden, die Bücher signiert bekämen und endlich nach Hause gehen könnten. Die Frau war so heftig, auch so gehetzt und bestimmt – es war weder Ruhe noch Zeit, sich aufeinander einzulassen und zu sprechen.
Entschuldigung, rief sie den anderen zu, und es war deutlich, daß es als Beleidigung gemeint war, und zu mir gewandt beharrte sie darauf: aber der Satz mit dem Weinen steht in Ihrem Buch.
Ich glaubte es ihr jetzt beinahe. Ich nickte. Dann drehte sie sich brüsk um. Erinnern Sie sich? sagte sie, erinnern Sie sich? Ja, sagte ich, ja. Dann brachte sie noch ein ›naja‹ heraus, und danach lief sie rasch die Treppenstufen hinauf und aus dem Saal. Ich sah ihr nach, wie sie so forthüpfte, wahnsinnig, altjüngferlich, ein schwarzes Gespenst, eine Frau mit einer Aktentasche, und ich dachte: was tut sie jetzt draußen in der Nacht – läuft sie am Rhein entlang, versucht sie, die Sorge um mich loszuwerden, ihre Sorge um meine Reinheit, um mein Überleben – verbiestert, verstört, rührend, all das im Dunkeln in Mainz unter Platanen. Und selbst wenn ich der Frau längst wieder aus dem Kopf und ihr Auftritt eben nur meinem eigenen ähnlich gewesen wäre – ängstlich anfangs, froh und befreit, sobald alles vorbei war und ich irgendwo

ein Glas Bier oder Wein trinken konnte, um danach allein zu sein – mir ging ihr Wahnsinn nicht aus dem Kopf, und ich beugte mich erneut über die Bücher – wie hieß ich? – und schrieb meinen Namen hinein.

Glücksspiel

Eine Kindheitserinnerung: einmal jährlich im Spätsommer veranstaltete meine Mutter ein Rotkreuzfest. Sie war die Vorsitzende des örtlichen Vereins, und das Geld, das das Fest einbrachte, war für gemeinnützige Zwecke bestimmt. Die Gemeinde bestand aus zwölf Dörfern. Man konnte Pony reiten, allerlei Glücksspiele machen, Würstchen essen, Eis, Zuckerwatte, Kuchen essen, und es gab Kaffee und Limonade. Als besondere Attraktion war in einem Jahr Uwe Seeler eingeladen, in einem anderen Max Schmeling, in einem weiteren Barbara Valentin, und einmal kam auch der Seeteufel, Graf Luckner, der Telefonbücher zerriß und Fünfmarkstücke krumm bog. Abends wurde in einem mit Eichenlaub, Blumen und bunten Lampions ausgeschmückten Maschinenschuppen getanzt. Jedesmal gab es eine große Tombola. Einmal war ein Spanferkel der Hauptgewinn. Mein Vater fand es lustig, daß ich den Namen des Gewinners zöge. Ich war acht Jahre alt, hatte einen Korb in der Hand, worin die Zettel mit den Nummern lagen. Mein Vater setzte mich auf den Käfig, so saß ich auf dem Schwein, und der Käfig stand mitten auf dem Rasen im Park, und eine große Menge Menschen umstanden mich und warteten gespannt, welchen Zettel ich ziehen würde. Ich sah sie an und schämte mich. Selbst wenn mein Vater mich zur Königin dieses Nachmittags gemacht hatte oder hätte machen wollen – das Schwein und ich gehörten plötzlich zusammen. Mein Vater hatte uns vereinigt. Das blieb mir hängen. Wenn heute jemand sagt: o welch köstliche Schweinerei, oder er habe Lust auf diese (eine) kleine pikante furchtbar leckere verbotene Schweinerei, fange ich an, mit den Augen zu rollen – die Erinnerung an damals taucht auf. Vor einer Woche ging ich in eins der Museen dieser Stadt. Ich ging in die Antikenabteilung. Da sah ich eine kleine Votiv-Figur aus Süditalien: eine Frau auf einem Schwein. Sie hieß Baubo, war nackt dargestellt, mit gespreizten Beinen, in einer Hand hielt sie ein Musikinstrument, die andere Hand spielte am hochgehobenen Fuß, den anderen Fuß stützte sie auf das Ohr des Schweins. Baubo gehört zum Demeterkult, das Schwein war das Opfertier, dessen Vorgängerin sie, Baubo, vielleicht sogar selber einmal gewesen war. Schweineopfer, lernte ich, sollten die Fruchtbarkeit sichern, aber ich dachte: Frau zu verschenken, Schwein zu verschenken, Glück zu verschenken, Geld zu verschenken, entscheide dich, wähle oder hör auf, dich zu erinnern, was du nicht kannst
Ein Traum fiel mir ein.
Ich kenne mich mit Spielregeln in Träumen nicht aus, nicht einmal in meinen

eigenen Träumen. Trotzdem haben die Bildergeschichten ihre Ordnung, sie ist chaotisch, spannend, auch in der Spannung ganz unordentlich. Ich notierte so einen Traum. Die Auslegung will ich nicht geben, sie brächte Logik ins Spiel, wo keine Logik herrscht. Was nützte es, wenn ich erklärte, daß der Schuppen im folgenden der Maschinenschuppen ist (sein soll), in dem früher die Rotkreuzfeste gefeiert wurden und vor kurzem die Hochzeit meines Bruders, weil er sie aus Personalgründen nicht in den Sälen und Salons des Schlosses, das er bewohnt, feiern wollte. Keine Erklärung beschriebe das Traumspiel. Im übrigen ist der Traum viel älter. Er liegt vier Jahre zurück, und seine eigene Erzählung spielt sich im Zeitlosen ab. Aus fünf grell hängenden Glühbirnen werden fünf grell hängende Kronleuchter, aus den Kronleuchtern fünf grelle Glühbirnen, aus den Birnen wieder fünf grelle Leuchter – in einem Schuppen. Und fixiere ich den Schuppen, wird der Schuppen ein Salon, und der Salon, fixiere ich den Salon, eine Halle, und die Halle, fixiere ich die Halle, ein in die Schwärze absaufender Saal, und der Saal verwandelt sich wieder in den Schuppen. Er ist vollgedrängt mit Menschen, lichtlos von ihrem Gedränge, ich sehe nur Köpfe. Es soll gegessen werden, es ist zu Tisch gebeten, jeder Herr wählt eine Dame. Ein junger blonder mir unbekannter Mann stürzt auf mich zu, hinter mir steht C, mit dem ich, wenn es nach mir ginge, jetzt gern am Tisch sitzen würde, aber C ist zu spät. Der Blonde schwenkt mich – nicht an den Tisch, sondern zum Tanz. Mir fällt nicht ein, daß ich den Tanz verweigern und zu C hinwechseln könnte. C steht da, wortlos, sieht zu mir hin, bis er auch nach einer Tänzerin greift und tanzt. Er fixiert mich über die Schulter der Frau. Nach dem Tanz gehen die Paare mäandernd in die Tiefe des Schuppens. Er ist so endlos, daß er keine Rückwand hat. In die Endlosigkeit ist ein Buffet gebaut – auf vier langen Tischen, die zu einem Rechteck gerückt sind. In dem Rechteck stehen Frauen. Hinter jedem Tisch, hinter jeder Speise eine Frau. Waschfrauen, Putzfrauen, Melkerinnen, Köchinnen, Arbeiterfrauen, rundlich in geblümten Kleidern, weißen Schürzen, aus dem Dorf. Zehn, zwanzig, dreißig – sechzig, siebzig, ich weiß nicht wieviele Frauen. Hinter jedem Teller eine Frau, hinter jeder Platte eine Frau, hinter jeder Terrine, Sauciere, hinter jedem Schälchen, Salzfaß, Pfeffersäckchen, hinter jedem Brot, hinter jedem Brötchen, hinter jedem kalten Schnitzel, hinter jeder Suppe, die Suppe ist als Sauce ausgegeben, das Schnitzel eine fleischlose Attrappe, hinter jeder Pastete, hinter jedem Radieschen eine Frau, und stumm verfolgen die Frauen, die Hände auf dem Rücken, wer sich vom Radieschen nimmt und wer von der Sauce, wer vom Käse, wer vom Butterkügelchen, auch wie schnell und wieviel; wie Statuen stehen die Frauen hinter der Speise.

Wendung.

Ich war im Frühjahr in Houston/Texas und sah mir in der University of Houston at Clear Lake Judy Chicagos Dinner-Party an. Als ich zuerst davon

hörte (in St. Louis während eines Germanistenkongresses, bei dem mir eine junge Frau, die aus Houston stammte, vorschlug, daß sie, falls ich in Houston Lust dazu hätte, mit mir zu der Dinner-Party gehen wolle) hatte ich geglaubt, die Amerikanerin werde mich tatsächlich auf eine Party mitnehmen, und ich hatte mir etwas in der Art einer alltäglichen performance von Feministinnen in Judy Chicagos Anwesenheit vorgestellt. Was sich schließlich als Dinner Party herausstellte, war ein großer, dreieckiger Tisch, an dem für 39 Frauen gedeckt war; 13 an jeder Seite, und jede Seite war 14 Meter lang. Der Tisch stand auf einem Kachelboden, in den die Namen weiterer 999 Frauen eingebrannt waren. Es war ein Kunstwerk, das auf unübliche Weise die weibliche Präsenz in der westlichen Zivilisation zelebrierte, und ironischerweise benutzte es gerade die von Frauen ausgeübten Künste dazu – die oder das Kunstgewerbe. Fünf Jahre lang hatte Judy Chicago erst allein, dann mit einem Team von vierhundert Frauen und Männern daran gearbeitet. Ich fand mich nicht gleich zurecht. Dann sagte ich mir, sie haben das Klischee oder die Spielregel ›Kunstgewerbe‹ aufgegriffen, aber nicht um sie beiseite zu schieben oder zu streichen, sondern neu auszufüllen, sieh dir das an. Der Tisch stand in einem großen Raum, der leer und auch dunkel war. Nur der Tisch war ausgeleuchtet. Von der Decke herab fiel auf jedes der Gedecke ein spotlight, und die Teller unterschieden sich alle hinsichtlich ihrer Keramik, der Farben, der Formen, der Symbole des Weiblichen. Sie waren plastisch, und von den wenigsten wäre zu essen gewesen, es sei denn, man hätte aus Knospen, weit etalierten Blüten, Vaginanachbildungen und von Schmetterlingsflügeln speisen wollen. Es gab eine Aufwärtsbewegung in den Tellern, der Zeit und Bedeutung der Frau entsprechend, die sie repräsentierten, aber es gab auch symbolhafte Abwärtsbewegungen. Neben jedem Teller stand ein Kelch. Auch die Decken, auf denen sie standen, waren Kunstwerke, sie unterschieden sich alle in der Art der Stoffe (hauptsächlich Leinen und Seiden), der Stickereien, Webarten und Muster, und die Lichtregie gab dem ganzen etwas sehr Feierliches-Rituelles. Die Namen der zu Tisch und an ihren Platz gebetenen Frauen waren gestickt auf den Decken zu lesen, und sie reichten von der Urgöttin über Ischtar, Kali, Hatschepsut, Judith, Sappho, Hildegard von Bingen, Christine de Pisan, Elizabeth I, Anna van Schurman, Anne Hutchinson, Caroline Herschel, Mary Wollstonecraft, Elizabeth Blackwell, Nathalie Barney zu Virginia Woolf und Georgia O'Keeffe. Es war eine Feier, eine Beschwörung, ein Herbeizitat der 39 Frauen mittels der Phantasie, nicht dem Abendmahl in seinen zahllosen Darstellungen zu vergleichen, obgleich die Idee zur Dinner-Party aus einer Analogie zum Last Supper entstanden war. In einer Art surrealer Wahrnehmung sah ich plötzlich die 39 Frauen hinter ihren Gedecken, meine Augen wiesen sie um das große hell erleuchtete Dreieck des Tisches ein, und die mir bekannten Frauen zog ich an: Hatschepsut stand da mit Doppelkrone und einem

durchsichtigen Kleid wie einem gewebten Wind, Elizabeth I hochgeschlossen mit Halskrause, Hildegard von Bingen, Virginia Woolf in Schwarz, Georgia O'Keeffe, die wie eine Dörflerin aussah, und als ich die Phantasie weiterspielte, fiel mir die Maschinenhalle wieder ein, in der die Frauen hinter den Radieschen, Butterkugeln, Trüffeln und Ananas gewacht hatten.

Tödliches

Eine Bremse flog im Fensterschlitz gegen einen Spinnenfaden. Die Bremse bewegte sich nur noch um Millimeter, dagegen die Spinne sich wie der Wind. Die Auseinandersetzung begann. Die Bremse rüttelte und kämpfte. Die Spinne, von der man jetzt erst erkannte, daß sie den Faden in der Nähe des Afters ausstieß, fing an, die Bremse zu umspinnen. Die Bremse machte die wildesten Anstrengungen, die Freiheit wiederzugewinnen. Die Spinne bewegte sich auf Zehenspitzen, aber sobald der Kampf der Bremse für Sekunden nachließ, beeilte sich die Spinne, ihn wieder anzufachen. Danach ließ sie von der Bremse ab und begann, die Konstruktion ihres Netzes zu versteifen. Gelegentliche Kontrollgänge erfolgten, bis die Bremse tot schien. Die Spinne schleppte sie ins Dunklere und ließ sie hängen. Danach wartete sie, näherte sich der Bremse noch einmal und injizierte ihr Gift. Der Tod der Spinne dürfte in der Nacht erfolgen.

Erkennungsspiele

1: Israel Chorberg sagte am Telefon auf Englisch: ich trage einen schwarzen Anzug und eine dunkle Brille.
Und ich, sagte ich, heruntergekrempelte dunkelblaue Socken. Das englische Wort für Turnschuhe fiel mir im Moment nicht ein. Ich war nervös. Ich traf einen Fremden, von dem ich wenig wußte. Das konnte anstrengend, enttäuschend, aber auch sehr lustig (werden) sein.
Wir werden uns schon erkennen, sagte er. Ein Hasardeur: In der Halle des ›Excelsior‹ liefen wir ein paar Minuten später aufeinander zu. Geradenwegs? Sehr unzufällig?
Das Wort für Turnschuhe war mir inzwischen eingefallen: Sneakers. Und ich hatte mich auch nach mir umgeguckt, überlegt, mit welchen Frauen ich zu verwechseln wäre. Ich hatte nur drei weißhaarige Damen in langen Kleidern in schweren Sesseln in der Nähe der Rezeption im Gespräch miteinander gesehen und gedacht, daß sie aus einem Theater oder Konzert gekommen waren, vielleicht sogar dem des New York Philharmonic Orchestras, in dem Israel Chorberg gespielt hatte, also nichts für heruntergekrempelte Socken (Turnschuhe), und in der Halle hatten noch mehrere Leute mit schwarzen Anzügen und dunklen Brillen herumgestanden und englisch gesprochen,

aber das noch oder bereits, während ich mit Israel Chorberg telefonierte. Er kam aus dem Lift, mit ihm andere im dunklen Anzug, und seine Brille war nicht einmal so dunkel, wie er es gesagt hatte.
Wir hätten ein paar Minuten lang rätseln – einander einschätzend umkreisen können – und so das alte Spiel: Hinauszögern, unbeobachtete Blicke, Mutmaßung etc. spielen können. Ich hätte auch vorher weggehen können. Wäre ich eine Spielverderberin gewesen? Was stand überhaupt auf dem Spiel? Eine Verabredung. Und Neugier. Israel Chorberg hatte bei unserem ersten Telefonat gesagt, daß er ein Jugendfreund eines Freundes von mir sei, zum ersten Mal in Berlin. Sie hätten sich bald ein Vierteljahrhundert nicht mehr gesehen, seitdem sie beide Uruguay verlassen hatten. Unser gemeinsamer Freund war im Augenblick nicht in Berlin. Ich hatte Israel Chorbergs Stimme und was und wie er es mir erzählte gemocht, deshalb hatte ich ihn treffen wollen. Und: er war ein Spieler, im weitesten Sinne – Musiker: er spielte ein Instrument, war Geiger. Mein Hunger auf Musik war mit im Spiel.
Hätten wir nicht auch Namenschilder tragen können – am Kleid, am Revers? Ich hätte ein Stück Papier hochhalten können mit meinem Namen, sogar auch seinem. Ein Liftboy hätte mit einer Tafel durch die Halle laufen können. Wir hätten viele Spiele spielen können, zusätzlich zu denen, die wir spielten: eingeübt, uneinig, ungeübt. Aber es wären nicht unsere Spiele gewesen. Wir spielten Blickspiele – verfängliche, aufregende Erkennungsspiele. Stumme Spiele. Das Sprachspiel kam dazu. Beide unterhielten wir uns nicht in unserer Muttersprache. Seine wäre Polnisch, dann Spanisch gewesen, meine Deutsch. Wir einigten uns auf Englisch, da ich die Sprache besser spreche als Italienisch, das er auch sprach. Eine Stunde lang saßen wir im Restaurant des Hotels bei Obstsalat und Wein, bis das Restaurant geschlossen wurde, und machten (spielten) Streifzüge durch unsere Leben. Frage- und Antwortspiele. Er erzählte von seiner Zeit am Moskauer Konservatorium, seinen Ehen, New York, der Tournee, alten Freunden, Uruguay, dem Trio, in dem unser gemeinsamer Freund damals Cello gespielt hatte und Israel Chorberg der einzige gewesen war, der Musiker hatte werden wollen, von seiner Sauerkeit, wenn die anderen nicht geübt hatten oder zu spät zu Proben gekommen waren etc., und ich erzählte von mir, all das gedrängt, schnell, witzig, witzelnd, anspielend, abbrechend, anrufend, abrufend, komisch verschworen – in einem Zeitraffertempo, so daß wir beide nach einer Stunde meinten, wir würden uns schon sehr lange kennen – wir hatten in der knappen Zeit aber auch soviel über einander erfahren wie andere in Wochen oder Monaten nicht über sich. Müde ich nach der Stunde, wegdriftend, erschöpft, gestilltes Spiel erst einmal, gestillte Neugier, und ich wollte nur noch nach Hause fahren und in mein Bett. Ich hatte keine Lust auf ihn wie er auf mich, was er mich gegen Ende der Unterhaltung wiederholt erkennen ließ. Keine

Verführung. Abgang ohne faulen Zauber am Ende: ich wollte mir die Nähe, das Einverständnis in Meinungen und genauso das Spiel, das zwischen uns geherrscht hatte am Tisch, ungetrübt und unbeschwert bewahren und alles auch so in Erinnerung behalten, unseren unterschiedlichen Wünschen von Gehen und Bleiben zum Trotz. Als Israel Chorberg merkte, daß ich mich nicht umstimmen ließ, insistierte er auch nicht länger, Anstand hatte er ja auch gelernt, und so begleitete er mich galant und höflich zum Auto. Ob oder wann wir uns wiedersehen würden, war nicht wichtig. Wir hatten uns vorher, beim ersten Telefonat, einer anderen Konvention bedient: uns unsere Adressen notiert.

Nachtrag 1: Heute ist es für mich längst vergnüglich, eine fremde Sprache zu sprechen. Es kommt meinem Spiel- und Nachahmungstrieb entgegen: ich entdecke mich neu und kann mich gleichzeitig vertuschen. Als ich Kind war, war mir Englisch ein Greuel. Wenn meine Eltern plötzlich englisch miteinander zu sprechen anfingen, bedeutete es, daß sie jetzt etwas besprachen, das weder für die Ohren ihrer Kinder noch die des Personals bestimmt war. Sie zogen eine Mauer auf. Sprache sollte nicht mehr für alle durchlässig sein. Was sie sagten, war damit tabuisiert. Man saß dabei (bei Tisch) und war hinausgeschickt. Die stumme Schadenfreude, die ich empfand, als ich doch schon ein paar Wörter aufschnappte. Ich brach mit den Ohren in diese Art Spiele ein. Wenn ich mich auch später an manche andere Umgangsformen meiner Eltern in einem guten Sinn erinnerte und sie übernahm, zum Beispiel Gepflogenheiten meiner Mutter, bei einem Abendessen oder einer Party einen Tisch zu decken und zu dekorieren oder ein kaltes Buffett herzurichten, weil ihre Phantasie darin meinem Geschmack oder Sinn für Ästhetik entgegenkam, so wollte ich die elterlichen Sprachspiele doch für mich später weder kopieren noch wiederholen.

Nachtrag 2: Israels Frage, obwohl wir da schon voreinander standen: Elisabeth? Wenn ich nun, statt genickt, den Kopf geschüttelt hätte?

II: Die US-amerikanische Spielregel, die auf Tagungen, Kongressen, Konferenzen und sogar auf manchen Cocktails den Teilnehmern vorschreibt, ihr Namensschild an der Brust zu tragen, gibt es in eingeschränkterem Maße auch längst hier. Was dadurch in Gang gesetzt wird, läßt sich als absurdes Ich- oder Nicht-Ich-Angebot, als furchtbaren Ich-Ausverkauf betrachten, als phantasielose Uniformierung, als Prüfungssituation, als Schmuck (ähnlich einer Brosche oder einem Orden), als Ausweis, als erleichterndes Mittel zur Kontaktaufnahme, als Eselsbrücke im Umgang, als Gedächtnisstütze, und viele andere Aspekte mögen einem dazu noch einfallen. Einer er-liest da den anderen am Revers. Für jemanden, der nicht zu einer solchen Schilder tragenden Gruppe gehört, ist das Ritual erschreckend komisch, und es hat,

begegnet man diesen Namensträgern beispielsweise im Fahrstuhl oder einer Hotelhalle, durch die Masse, Übermächtigkeit und Abgeschlossenheit (auch des Raums) bedrohlichen Charakter. Das Individuelle ist darin verloren. Man steht da als Einzelner, steht dieser Masse gegenüber, die sich der Etikettierung gestellt und gefügt hat, und fragt sich nach den Beweggründen, die sie dazu bewogen haben, fragt sich, wo liegt das Einverständnis, was für eine Identifikation ergibt sich aus dem Namensschild oder wo liegt die Identität innerhalb der Spielregel oder soll man das Gründeln, Zweifeln, Fragen lassen, weil es allerorts in unbefriedigendes Abseits führt, – handelt es sich nur um ein Spiel mit Projektionen.

Ich habe mich überall dort, wo ich mich durchsetzen konnte, geweigert, meinen Namen anzustecken. Wo es nicht ging: in manchen deutschen Rundfunk- und Fernsehanstalten und bei einem Empfang im ehemaligen Haus von Thomas Mann in Pacific Palisades. Überbewertung einer Floskel? Wenn ich das Schild zu tragen habe, komme ich mir wie ein Objekt vor, eine Ware, ein Aus- und Schaustellungsstück, und ich bewege mich auch wie eine Glieder- oder Schaufensterpuppe: verdinglicht, reklamiert, dem Muster-Blick zur Überprüfung und Verbildlichung preisgegeben, und ich bemerke in dem Blick ein Bild von mir, das ich so nicht will, weil ich auch den Blick so nicht will. Ich gehe lieber, was vielleicht altmodisch ist, aber natürlicher und oft sehr umständlich, auf jemanden zu, den ich nicht kenne, dem ich aber begegnen möchte, indem ich mich zu ihr oder ihm durchfrage. Ich rede erst und habe so später auch andere Blicke. Es ist ein diskreteres und privates Anrede- und Blickritual, ein Such- und Findespiel, das die ganze Person umfaßt und sich nicht abstrakt am Etikett des Namens orientiert. Es bleibt Spiel, genauer Umspiel, und bekommt keinen einen oder einzigen Sinn. Es liefert den Waschzettel oder den Firmennamen nicht mit.

In Chicago auf der North Michigan Avenue sah ich einmal mittags einen grauhaarigen Mann gehen. Er war in Eile und trug sein Namensschild am Anzug. Er hatte es abzunehmen vergessen oder es war ihm gleichgültig oder er war ein Literat und hatte Rimbauds ›Ich ist ein Anderer‹ gelesen oder das Schild gehörte schon so zum Alltag seines (Tagungs-)Anzugs, daß er es überhaupt nicht mehr als etwas anderes als Textil wahrnahm oder er war unterwegs von einer Tagung zur nächsten. Spielte er nur? Hieß er ganz anders? Demonstrierte er auf seine älteren Tage? In der Öffentlichkeit der Straße, die eine andere Anonymität und Geschäftigkeit hat als eine Konferenz und auch von anderen Annoncen beliefert und beherrscht ist – Verkehrsschildern, Reklameschildern zum Beispiel –, bekam das Peter Watson des grauhaarigen Mannes etwas Schreiendes, auch Don Quichotte-haftes: der Mann mit seinen zur Schau getragenen Buchstaben wirkte komisch. Es war, als führte das kleine Schild den vierschrötigen, derben Mann an oder aus: verwirrt, verirrt, verlaufen, eitel, dabei, mit Burger

King und Fields und The First Women's Bank und Howard Johnson und Floresheim und Books zu konkurrieren. Auf der Straße fiel er mir auf.

Vergleiche

Der Brunnenfrosch fragte den Meerfrosch, wie groß das Meer sei.
So groß wie die Lache am Grunde des Brunnens?
Größer, sagte der Meerfrosch.
Ob es bis an den Rand des Brunnens gehe.
Es sei größer, sagte der Meerfrosch.
Sei es so groß wie der Brunnen mit Rand.
Es sei größer, sagte der Meerfrosch, viel größer.

Die Erfüllung eines Traumes

Hätte mich das Mobiliar im Weißen Haus interessiert, hätte ich am Ende der Führung ein Buch drüber kaufen können, ebenso eines über die First Ladies. Darin hätte ich sogar die Wahl zwischen Leineneinband und Broschur gehabt. Die Amerikanerinnen kauften sie. Die Bücher gingen weg wie warme Semmeln. Ich sehe die nicht abbrechende Schlange Menschen von der Straße herauf, dann, wie sie sich die Treppe hinauf und von Raum zu Raum weiterschob. Ich weiß auch noch meinen Blick aus den Fenstern über den kahlen Park und den künstlichen See zum Jefferson Memorial hinüber. Ich hatte nicht sonderliche Lust auf eine Besichtigung gehabt, gemeint, zu touristisch, lackiert, postkartenhaft, die Fernsehübertragungen bei Staatsbesuchen dort reichten. Also wußte ich schon alles. Eine Laune sagte mir dann: los, sieh dir die Leute an, die dorthin pilgern. Als ich mich später von Zimmer zu Zimmer wie von einem Container in den nächsten Container schieben ließ, interessierten mich auch nicht mehr die Pilger, da war ich nur noch neugierig auf den Guard, der uns führte. Er war jung und rotblond, ein wenig dicklich, besorgt um die Kinder und Kleinen in der Gruppe, ehe er mit seinen Ausführungen begann, und er erzählte viel von sich. Er stammte aus irgendeinem Nest im Staate Ohio, und seine Mutter hatte ihn als Kind mit zu einem Besuch ins Weiße Haus genommen. Seitdem hatte er dort Guard werden wollen. Er grinste und setzte seine Hornbrille ab. Er hatte seinen Traum realisiert. Und er putzte die Brille ein wenig, hauchte sie an, fuhr mit einem Taschentuch über die Gläser und schwieg. Weshalb der doch ausgefallene Wunsch, fragte ich ihn. O, meinte er und setzte die Brille wieder auf, das Weiße Haus sei ja das Haus aller Häuser in den Vereinigten Staaten, und hier zu arbeiten, heiße etwas, im übrigen aus einem bei ihm sehr ausgeprägten Sinn für Fairness und Gerechtigkeit.

Ich begriff nicht, was er damit meinte.
Mir müsse doch aufgefallen sein, wie er die Kinder und Kleinen behandele, erwiderte er, ob ichs nicht gesehen hätte? Erst, wenn sie vorn an der roten Cordel stünden, wo sie etwas sehen könnten, fange er mit den Erklärungen an.
Hatte ich ihn mit meiner Frage gekränkt? Er sah mich etwas schulmeisternd an und nahm die Brille jetzt nicht ab. Ja, sagte ich, das sei mir aufgefallen. Ich hatte es für eine besondere Form der Rücksichtnahme gehalten, aber dabei nicht weiter an eine grundästzliche Entscheidung gedacht.
Stellen Sie sich vor, Sie pilgern nach Rom und verpassen den Petersdom, sagte er und wandte sich dabei ans ganze Auditorium. Da sind Sie doch todunglücklich und wollen nur noch weinen. Als ich als Kind hier zu Besuch war, habe ich nichts gesehen. Stellen Sie sich mal vor, was das heißt – für ein Kind: endlich hier zu sein, in diesem Haus, von dem Sie soviel gehört haben, und dann nichts zu sehen. Die Erwachsenen versperrten mir den Blick. Ich versuchte, mich nach vorn zu drängen. Sie ließen mich nicht durch. Es war auch noch Winter: die dicken Mäntel. Und der Führer scherte sich einen Dreck um mich. Ich war das einzige Kind. Ich war so wütend auf alle, so nachhaltig wütend, daß ich mir damals schwor, wenn ich erst Führer im Weißen Haus bin – und ich schaffe das –, werde ich dafür sorgen, daß alle sehen, Kinder, Behinderte, kleine Leute, und erst, wenn ich sie vorn an der roten Cordel aufgestellt habe, fange ich mit meinem Vortrag an. Er grinste und nahm wieder die Brille ab und putzte sie und schwieg. Dann setzte er sie wieder auf und sagte: und jetzt mache ich es so.
Er erntete ein paar Lacher dafür.
Okay? sagte er. Dann zeigte er auf den Stuhl, auf dem Golda Meir gesessen hatte, als sie J. F. Kennedy besuchen gekommen war. Darf ich bitten, sagte er.
Weiter ging es.
Erzählen Sie Ihre Geschichte jedesmal, fragte ich.
Ja, sagte er, ich erzähle sie jeder Gruppe, die ich führe.
Er öffnete die Tür ins nächste Zimmer, das die Gruppe, die uns voraus war, auf der anderen Seite gerade verließ. Gutes timing, dachte ich.
Er sagte: ich bin leider der einzige hier, der es so macht. Meine Kollegen sind alle viel älter. Vielleicht liegt es daran. Sie sind von meiner Art noch immer nicht überzeugt. Wieder grinste er und wieder putzte er die Brille ein wenig und wieder erntete er für seine Bemerkungen Lacher.

Richard Anders

1928 in Ostpreußen geboren, Germanistik- und Geographiestudium; Lehrertätigkeit und später Lektor für Deutsche Sprache an der Universität Zagreb.
Seit 1971 freier Autor.

Ein Lieblingssohn
Roman · DM 32.–

Thomas Ayck

1939 in Hamburg geboren, Studium der Germanistik, Anglistik und Kunstgeschichte; Redakteur und Dokumentarfilmer beim NDR.

Karp · Nachkriegskind
DM 14.80
»Luftsprünge« · DM 12.80
Rogner's Edition
bei Ullstein

Ernst-Jürgen Dreyer

1934 geboren, Studium der Musikwissenschaften in Weimar, Jena und Leipzig. Lebt seit 1959 in der Bundesrepublik; Hermann-Hesse-Preis 1980.

Die Spaltung · Roman
DM 32.–
Ein Fall von Liebeserschleichung · DM 16.80
Rogner's Edition
bei Ullstein

Georg Walther Heyer

1924 geboren, Studium der Romanistik und Anglistik; Arbeiten für Funk und Fernsehen, verantwortlich für ein Fremdsprachenprogramm der »Deutschen Welle«.

Lore, zum Beispiel
DM 18.80
Rogner's Edition
bei Ullstein

Roger Loewig

1930 in Striegau (heute Polen) geboren; Studium der Pädagogik, dann Lehrer in Ost-Berlin; daneben künstlerische Arbeit (schreiben, zeichnen, malen); lebt als freiberuflicher Künstler in West-Berlin.

Eine Hinterlassenschaft
Geschichten · DM 26.–

E. A. Rauter

1929 in Klagenfurt geboren; unter anderem Schriftsetzer, Buchdrucker, Tramp und Journalist; Autor einer Reihe erfolgreicher Bücher und Satiren.

Die kunstvolle Arbeit der Verführung · Roman
DM 28.–

Lutz Rathenow

1952 in Jena geboren; Studium der Gemanistik und Geschichte; Exmatrikulation; seit 1978 freischaffend; Gedichtveröffentlichungen, Prosa und Hörspiele; lebt in Ost-Berlin.

Mit dem Schlimmsten wurde schon gerechnet
Prosa · DM 25.–

Frank Werner

1944 in Thüringen geboren; studierte Geschichte und Publizistik; Autor von Hörspielen und Funkerzählungen; bis 1980 Dramaturg beim SFB; lebt als freier Schriftsteller in West-Berlin.

Der Anfang der Wildnis
Erzählung · DM 22.–
Erb Verlag

Manfred Auwärter / Edit Kirsch
Kein Kinderspiel
Der Erwerb des Alltags im Kindergarten

I

Spielregeln gelten als Normen, die in ihrer inhaltlichen Ausprägung keine besonders tiefe psychische Verankerung und keine besonders wichtige soziale Funktion haben. Es sind konventionalisierte Verfahrensregeln für Glücks- und Geschicklichkeitsspiele, Sport- und Kampfspiele, Sprach- und Gesellschaftsspiele usw. In Spielregeln wird festgelegt, etwa wer zu würfeln beginnen darf, wie Spielfiguren auf dem Spielfeld vorrücken, wann sie als geschlagen gelten, und was das Kriterium dafür ist, gesiegt zu haben. Diese Regeln sind inhaltlich äußerst vielfältig; ihre Funktion scheint ganz allgemein zu sein, Spielteilnehmer zu selegieren, mögliche Spielzüge sprachlicher oder nichtsprachlicher Art zu definieren und Handlungen in dem Sinne symbolisch zu verändern, daß sie ihre gewöhnliche, ›wörtliche‹ Bedeutung verlieren und eine durch die Gesamtheit der Regeln und die damit eingerichteten Ablaufpläne festgelegte Bedeutung gewinnen.

Der gekonnte Umgang mit Spielregeln stellt in der kindlichen Sozialisation eine Errungenschaft dar, die erst in der späteren Kindheit, im Alter von ungefähr 5 bis 7 Jahren erworben wird. Regelspiele haben einen bestimmten Entwicklungsstand kognitiver Fähigkeiten als Voraussetzung, etwa die von Piaget beschriebene Stufe der konkreten Operationen. Sie haben auch ein gehöriges Maß an Disziplin und Selbstkontrolle, etwa die Fähigkeit zum Aufschub von Gratifikationen, sowohl zur Voraussetzung wie vermutlich auch zur Folge.

Kinder spielen jedoch nicht erst, wenn sie sich an Regelspielen beteiligen können; sie spielen schon vorher, z. B. indem sie ganz allein eine Murmel hin und her rollen lassen, indem sie mit anderen im Sandkasten eine Autobahn bauen, oder indem sie sich in Polizisten verwandeln, die Räuber jagen, und in Mütter, die für ihre Kinder kochen. Aus dem Kinderzimmer wird dann ein Urwald, aus dem Flur ein Flugplatz, aus dem Teddybär ein gefährlicher Löwe. Dieses Spiel, in dem die objektive Realität symbolisch transformiert wird, kann allein oder zu mehreren gespielt werden. Sobald die Spieler in fiktionale Rollen schlüpfen, fingierte Charaktere darstellen und als solche miteinander interagieren, handelt es sich um ›Rollenspiel‹.

Auch Rollenspiel muß erlernt werden. Es setzt bestimmte kognitive,

interaktive und sprachliche Fähigkeiten voraus. Verschiedene Theorien sind entwickelt worden, um seine Natur, seine motivationale Verankerung und seine möglichen Funktionen zu erklären. In manchen Versionen ist dabei das kindliche Rollenspiel einfach als Imitation der sozialen Realität interpretiert worden, in anderen primär als Ausdruck von psychodynamischen Antriebspotentialen. Motiviert wäre das Rollenspiel diesen Ansätzen zufolge entweder durch die Faszination, die die Welt der Erwachsenen auf das Kind ausübt, oder durch eine biologisch angelegte Bereitschaft zum Probehandeln, zur Äquilibration, zur Reifung. Bezogen auf das einzelne Individuum bestünde die Funktion des Rollenspiels darin, einerseits den Erwerb von Kenntnissen zu ermöglichen, die das Kind zum handlungsfähigen Erwachsenen machen und andrerseits das Ausagieren von Ängsten, die Bearbeitung innerpsychischer Konflikte zu erlauben. Bezogen auf die Gesamtgesellschaft käme dem Rollenspiel eine Funktion bei der Überlieferung kultureller Traditionen und der Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung zu. Im Alltagsverständnis aber gilt das Rollenspiel, wie viele andere kindliche Beschäftigungen auch, weitgehend als ›Zeitvertreib‹, als mehr oder weniger nutzlose, auf jeden Fall unernste Tätigkeit, die keinen sonderlich wichtigen Lern- und Erfahrungskontext darstellt.

II

In einem großen, beinahe leeren Saal des Kindergartens einer süddeutschen Gemeinde steht ein Tonbandgerät in einer Ecke und zeichnet zwei Stunden lang das Spiel auf, von dem hier berichtet werden soll. Außer zwei kleinen Tischen und vier Kinderstühlen gibt es in dem Zimmer noch einen leeren Schrank, drei kleine Liegen und einen Mülleimer unter dem Waschbecken. Ein Plüschhase und eine Babypuppe, ein paar Wolldecken und Kissen, Holzklötze und Kleidungsstücke liegen noch vom letzten Spiel herum.
In diesem Saal spielen vier Mädchen eine nur einmal unterbrochene Sequenz von fiktionalen Szenen miteinander durch: die sechsjährige Kristina, die fünfeinhalbjährige Anna, die fast fünfjährige Katja und die vierjährige Clara. Ein Dreirad mit flachem Anhänger haben sie aus dem Gemeinschaftsraum mit heraufgebracht. Hier wollen sie nun, wie in der Vergangenheit schon öfters, ungestört spielen. Sie schließen alle anderen Kinder aus und ebenso die erwachsenen Beobachter, die die Aufnahme machen. Bis zur Frühstückspause eine Stunde lang und gleich anschließend während einer weiteren dreiviertel Stunde spielt die Gruppe in der gleichen Zusammensetzung unbeobachtet weiter, während das Tonbandgerät ihre Stimmen und die Hintergrundsgeräusche aufnimmt.

III

Erste Szene: Der generelle Rahmen

Nachdem die Beobachter, die das Tonbandgerät eingeschaltet haben, wie verabredet das Zimmer verlassen haben, gibt Kristina einigermaßen unvermittelt den Gesamtrahmen des Spiels vor. Wir können nicht ausschließen, daß sich die vier Mädchen schon unten im Gemeinschaftsraum abgesprochen haben. ›Das Kinderheim‹ soll inszeniert werden, ein Heim für verwaiste oder aus anderen Gründen verlassene Kinder. Einige Formulierungen (›das‹ Kinderheim, ›eure‹ Eltern, ›mit der Doofen‹ spielen, usw.) deuten darauf hin, daß dieses Spiel, egal in welcher Form, mindestens schon einmal von dieser Gruppe gespielt worden ist.

»Im Kinderheim ist es böse, ja?«

Kristina: Katja, eure Eltern machen einen Unfall, dann werdet ihr von eurer Tante und– von eurer netten zum Opa geschickt. Der Opa tut euch in'n Kinderheim. Im Kinderheim ist es böse, ja? Des weißt de.
Katja: Nö, ich will *nicht* des sein.
Kristina: Magst du die, die immer gutes Essen kriegt, sein?
Katja: Ah-ah. (verneinend)
Kristina: 's Kind von der Doofen?
Katja: Ja. (zögernd)
Kristina: Ich kann nämlich gut Doofe spielen, gell, Katja?
Anna: Nein, nicht mit der Doofen spielen.
Kristina: Magst du *doch* mit der Doofen? (zu Clara)
Clara: Nee.

Hier wird das fiktionale Spiel von Kristina eingeführt; die Rollen werden zum ersten Mal definiert. Katja sieht sofort, daß es sich um fiktionale Inhalte dreht; sie erhebt keinen Einspruch gegen den vorgeschlagenen Spielrahmen an sich, sondern nur gegen die ihr zugedachte Rolle eines Waisenkindes. Kristina versucht strategisch, sie für eine andere, ebenfalls wenig schmeichelhafte Rolle zu verpflichten: diejenige, die gutes Essen kriegt, ist nämlich das geistig behinderte Kind der ›Doofen‹, der bösen Kinderheimleiterin. Es ist frappierend, wie offen die psychodynamisch brisante Ausgangskonstellation des Spiels thematisiert wird. Verlassenheitsängste leiten das Spiel explizit ein. Allerdings fällt auch auf, daß die tragischen Ereignisse lediglich den Status von jetzt vorauszusetzendem – womöglich noch revidierbarem – Hintergrundwissen bekommen und nicht inszeniert, nicht ausagiert werden.

Kristinas Vorlage wird schließlich, wenn auch implizit, akzeptiert. Im Kinderheim gibt es außer der ›doofen‹, bösen Kinderheimleiterin auch eine ›lustige‹, freundliche Kinderschwester. Die ›Doofe‹ hat ein Kind, das ›blöde‹, geistig behindert ist, nicht artikuliert reden kann und versorgt werden muß. Die Kinderheim-Zöglinge bekommen meist schlechtes, verbranntes oder verfaultes Essen und werden auch manchmal mit Essensentzug bestraft. Sie werden in schlechte,

dreckige Kleider gesteckt, während die ›Blöde‹ gutes Essen und schöne Kleider bekommt. Manchmal läßt die Kinderheim-Leiterin, die ›Mater‹, den Kindern auch gutes Essen zukommen – allerdings sind das dann Reste, die die Blöde nicht mehr mag. In dieses Kinderheim werden Clara und Anna als ›Sabine‹ und ›Tommy‹ eingewiesen; Kristina übernimmt die Rolle der ›Mater‹, Katja die der ›Blöden‹.

Die schlimmen Zustände im Kinderheim werden ebenfalls eher berichtet als inszeniert. Bruchstückhaft werden Bestandteile des Handlungsplans oder Skripts in konstativer Einstellung aktualisiert, oft sogar nur schemenhaft angedeutet. Sie gelten offensichtlich als akzeptiert, solange ihnen nicht widersprochen wird. Die Herkunft dieser Skriptbestandteile ist vielschichtig und im einzelnen auch ungewiß: soziale Erfahrung, Imaginiertes und Märchenhaftes vermischen sich.

Zweite Szene: Die Vorgeschichte der Spielhandlung

Die zweite Szene entsteht unmittelbar nach der ersten Rollenverteilung. Ausgelöst wird sie offensichtlich rein assoziativ über die Funktionsbestimmung für einen Holzklotz, die Kristina vornimmt.

»Alle Kinder sind tot, Katja, alle Kinder«

Katja: Wer legt denn da so'n Klotz hin?
Kristina: Äh? Au ja, das ist die Alarmglocke, wenn's Hei- Kinderheim brennt.
Anna: Ich hab schon mal eine– am Starnberger See 'n Haus brennen sehen. 'S war auch bestimmt 'n Kinderheim. Das war unser Kinderheim. (geflüstert) Des war *unser* Kinderheim.
Kristina: (leiser werdend) Weil doch die netten Kinder drin waren.
Anna: (traurig, leise) Die sind jetzt tot.
Kristina: Mhm.
Katja: (laut) Scheiße!
Kristina: Die Katja war doch ⌜auch drin?
Anna: (gleichzeitig, laut) ⌞Scheiße!
Kristina: Die Katja war doch auch drin, gell?
Clara: Ja, Scheiße!
Kristina: Und die Clara.
Anna: Nee, die Cl-, die Katja nicht. (leiser werdend) Die Katja nicht.
Kristina: Aber die Clara, das weiß ich schon.
Clara: Nee!
Anna: Die Clara auch nicht.
Kristina: Nee, nur wir zwei.
Anna: Nur wir zwei.
Kristina: Alle sind tot, Katja, ⌜alle Kinder.
Anna: (gleichzeitig) ⌞Alle-
Clara: Hu!
Kristina: Alle Kinder.
Anna: Alle netten, netten und die glücklichen.

In dieser Szene wird ausgehandelt, wer zu den Opfern des Brands im

Kinderheim gehören soll. Die Vergangenheit des Spiels ist so offen wie sein zukünftiger Verlauf: ›objektive‹, in der Vergangenheit liegende Tatsachen sind für die Fiktion Verhandlungssache. Selbst der Status von Kristinas Vorschlag ist ungewiß: Ist der Brand nur Vorgeschichte oder schon ein erster Akt im Spiel? Als Szenenentwurf wird der Vorschlag zunächst ausgebaut; er wird jedoch sofort wieder zurückgenommen, als sich seine negative Folgen für den Spielverlauf abzeichnen. Clara verweigert explizit, Katja vielleicht nonverbal ihre Zustimmung. Wie Kristina und Anna von dem Brand betroffen sind und ob sie überlebt haben, ist unklar. Konsistenz zwischen den einzelnen Äußerungen kann nicht nur ›kognitiv‹, über die Rollen- und Situationsangemessenheit der Vorschläge zustandekommen, sondern auch ›affektiv‹ geleistet werden, über die empathische oder solidarische Übernahme oder Zurückweisung eines Handlungsentwurfs. Zumindest in dieser Szene sind die imaginativen Anteile und das assoziative und weniger ›realitätsadäquate‹ Verknüpfen von Handlungselementen spielbestimmend.

Für den Fortgang der Spielhandlung werden nun zunächst einmal Raum und Requisiten vorbereitet. Für die ›Neuankömmlinge‹ werden Kissen und Decken bereitgelegt, Liegen parallel zueinander ausgerichtet, Stühle um den Tisch gestellt. Für kurze Zeit findet eine erste Rollenumverteilung statt: Kristina, die Kinderheimleiterin, übernimmt zusätzlich noch die Rolle ihres eigenen Kindes, das nun auch nicht mehr so ›blöd‹ und klein sein soll wie zuvor. Sie bereitet damit die Möglichkeit vor, daß Katja nun doch – was diese eigentlich vermeiden wollte – eines der beiden eingewiesenen Waisenkinder werden kann. Zeitweise wird auch Anna zur ›Blöden‹, wenn auch eine, die im Gegensatz zu Kristinas Version weit jünger und ein ›Hosenscheißer‹ ist. Sie kreischt laut, lallt unverständlich und erklärt sich dann ebenso schnell wieder für ›normal‹.

Eingebettet in diese Sequenz findet eine ausgedehnte Verhandlung darüber statt, wie groß, stark, klug und freundlich die gespielten Charaktere relativ zueinander ›wirklich‹ sind. Dabei werden offensichtlich unter der Oberfläche des Aushandelns von Beziehungen zwischen den fiktionalen Rollen die ›realen‹ Beziehungen zwischen den Spielern erkundet und ausgetestet. Soziale Erfahrung und manipulative Strategien sind dabei ein ähnlich dominanter Statusfaktor wie das Alter der Kinder selbst. Daß der kooperative Zusammenhalt der Gruppe dennoch bewahrt bleibt und die Fortdauer der Spielsituation damit ermöglicht wird, verrät die vorsichtige Balance, in der die Kinder zwei konträre Motive halten: die im Handlungsentwurf enthaltenen Imperative einerseits und das Bedürfnis nach optimaler oder mindestens angemessener Selbstdarstellung andrerseits halten sich wechselseitig in Grenzen.

In einer ersten Rückblende wird nun die Ankunft der beiden Waisen im Kinderheim inszeniert. Die Mater erkundigt sich, wie viele Neuankömmlinge erwartet werden, und organisiert den weiteren ›Aufbau‹ des Heims, indem sie die definitorische Festlegung der unterschiedlichen Gegenstände und Räume vorantreibt.

Kristina erinnert nun doch daran, daß der Unfall, in dessen Folge Anna und Katja (!) ins Kinderheim eingewiesen werden, erst noch inszeniert werden müsse. Dies geschieht sehr schnell in einer zweiten, noch weiter zurückreichenden Rückblende: Vater und Mutter werden für tot erklärt, man hört kurz die Sirenen des Rettungswagens, und schon steht der Bericht über den Unfall in der Zeitung. Anna und Katja, die beiden Waisen ›Tommy‹ und ›Sabine‹, steigen in den Schrank, klopfen von innen gegen die Tür und treten dann, aus dem Schrank kommend, in das Kinderheim ein.

Dritte Szene: Ein Fest

Die Kinderheimleiterin hat den Neuankömmlingen in einer längeren Sequenz ihre Schlafstellen zugewiesen und die Räumlichkeiten und Gebräuche des Kinderheims erklärt, z. B. wo die (nicht vorhandenen) Treppen und Wände sind. Alle vier setzen sich dann um einen Tisch, und die Mater erkundigt sich danach, ob jemand Geburtstag habe.

»Freuen tust du dich nicht arg. Du wüsstest nicht warum.«

Kristina: Macht mal, macht. Hat hier heute jemand von euch vielleicht Geburtstag?
Clara: Ich! Ich bin größer, da kann man–
Anna: ⌜Ich! (gleichzeitig)
Katja: ⌞Ich! (gleichzeitig)
Anna: Eididü. (spielt Baby)
Kristina: Du mußt echt da– Komm du her, du hast heute Geburtstag. (zu Clara)
Anna: Stell mal eine Kerze auf'n Tisch, bitte.
Kristina: Wie alt wirst'n du?
Clara: Sechs.
Anna: Atütütütü. (lallt)
Clara: Nur sechs.
Anna: Atütü ⌜tütü. (babbelt)
Kristina: ⌞Eins zwei drei ⌜vier fünf sechs. (gleichzeitig)
Anna: ⌞Tütütü. (babbelt gleichzeitig)
Kristina: Sechs.
Anna: Ahgugu. (babbelt)
Kristina: Ihr seid erst fünf? Ha ja, ihr kommt nächstes Jahr schon in die Schule, gell, Sabine? Freust du dich da?
Clara: Ja.
Kristina: Ihr müßt ⌜euch so ganz klein machen.
Katja: ⌞Habt ihr ein Kind? (gleichzeitig, an die Mater)
Kristina: Ja, das da hinten, das krabbelt noch.
Anna: Ühhh. (lallt)
Kristina: Hast du heute dein schönstes Kleid angezogen, Sabine?
Clara: (unverständlich)
Kristina: Tommy, du hast deine schönste Hose angezogen, gell? Das ist ja schön. (leise, lobend)
Anna: Atü.
Katja: Ouh. (kurzes Stöhnen)
Kristina: Freuen tust du dich nicht arg. Du wüßtest nicht, warum.
Clara: Ich freu mich nicht hier.

KRISTINA: Weißt du warum? Nee, nicht. Das Kinderheim, Katja, ist ausgebrannt und die Kinder sind alle tot. Schade, gell?

In dieser Szene zeigen sich eine ganze Reihe normativer Richtigkeitsvorstellungen: situative Klischees, Rollenerwartungen, Interaktionsroutinen. Sie äußern sich u. a. in konventionalisiertem, formelhaftem Sprachgebrauch. Am Geburtstag zündet man Kerzen an, fragt nach dem Alter des Geburtstagskindes, äußert seine Freude über die Antwort – wenn auch nicht unbedingt mit der Formulierung ›erst fünf‹ – und erwartet, daß jedermann seine schönsten Kleider anzieht. Dabei macht Kristina die eigene soziale Realität, leicht ironisierend auf Formelhaftes reduziert, in der Fiktion zum Spielinhalt: sie steht selbst kurz vor ihrem 6. Geburtstag und wird häufig mit der Erwartung konfrontiert, daß man sich auf den bevorstehenden Schuleintritt zu freuen habe.

An einem für das Geburtstag-Skript zentralen Aspekt, nämlich der von allen, insbesondere vom Geburtstagskind erwarteten Freude, folgt sie allerdings dem konventionalisierten Handlungsmuster nicht mehr. In diesem Durchbrechen des Klischees äußert sich zugleich eine gewisse Distanz zu den sozialen Regeln und Konventionen, die dem Spiel zugrunde liegen. Daß Kristina es für möglich hält, Gefühle zu haben, die man nicht begründen kann, zeigt, daß in ihre Rollenerwartungen bereits komplexe, regelhafte Konzeptualisierungen der sozialen Welt eingehen, auch wenn diese ein wenig egozentrisch in Form einer Rollenvorschrift auf die Mitspieler projiziert werden.

Am Schluß der Szene tritt wieder das Motiv des abgebrannten Kinderheims auf, so als ob der bedrohliche Unterton, die Tragik der inszenierten Charaktere nicht vergessen und von den geschäftigen Alltagsroutinen nicht überlagert werden sollten.

Im weiteren Verlauf des Spiels verspricht die Mater den Heimkindern ein gutes Abendessen und macht vor allem den Neuankömmlingen allerlei Verhaltensvorschriften. Das Kinderheim wird noch besser eingerichtet, weitere Kissen werden aus dem Gemeinschaftsraum geholt. Katja versucht inzwischen, ein Bett zu machen, maßt sich damit indirekt die Rolle einer Betreuungsperson an und wird von Kristina zurückgewiesen. Statt dessen schickt Kristina nun alle Kinder zu Bett und gibt dabei genaue Anweisungen, wie sie zu schlafen haben – etwa auf dem Bauch und nicht auf dem Rücken – und daß sie beim Klingeln des Weckers sofort aufzustehen haben. Sie geht dann in die Küche, um das Frühstück vorzubereiten, führt erläuternde Selbstgespräche und fragt sich, wann die Kinder endlich aufstehen. Diese wecken sich gegenseitig und erhalten sogleich auch wieder Anweisungen, wie sie sich nach dem Aufstehen zu verhalten haben.

Kristina, nun plötzlich in der Rolle der guten Kinderschwester, erklärt ihnen bedauernd, daß sie die Befehle der Kinderheim-Leiterin auf jeden Fall befolgen müsse, selbst die Anweisung, die Kinder zu prügeln. Dies scheint ein vorbereitender Anklang an spätere Strafszenen zu sein und deshalb für Kristina vermutlich auch der Anlaß, die Rollentrennung zwischen guter und böser Bezugsperson weit eindeutiger vorzunehmen als in den vorangegangenen Sequenzen. Katja führt daraufhin eine weitere Rolle in das Spiel ein. Es handelt sich um ihr eigenes Kind, ein Baby, dem sie immer wieder den Schnuller in den Mund stecken muß und dem sie sich beschützend

zuwendet, so als wollte sie sich der von Kristina vorgesehenen Rollenverteilung entziehen und auf sicheres Terrain begeben.

Die vielen Verhaltensregeln und institutionell verankerten Vorschriften, die im Verlauf der Sequenz explizit werden – so privatistisch und unbegründet sie sein mögen und so sehr sie spontanes Verhalten reglementieren und unterbinden –, sind doch zugleich diejenigen, die den Kinderheim-Alltag strukturieren, Handlungsroutinen abgrenzen, das Verhalten ritualisieren und insofern das Spiel inhaltlich auffüllen. Auch dies ist ein Aspekt, unter dem sich die Regeln der sozialen Wirklichkeit im Rollenspiel äußern.

Vierte Szene: Der Kinderheim-Alltag

Immer noch schwankt Kristina zwischen den Rollen der bösen Mater und der guten Kinderheimschwester. Katja versorgt ihr Baby, und Anna hilft ihr dabei. Plötzlich müssen die Heimkinder wieder ins Bett. Kristina gibt genaueste Anweisungen und erklärt Katja, eben noch Mutter eines Babys, zu einem Heimkind, das selbst noch am Daumen lutscht.

»Tätst schlafen. Ihr könnt ruhig die Augen offen haben.«

Anna: 'S wär Mitternacht, 's wär Mitternacht. (Gerumpel)
Kristina: Also, du legst dich schön ins Bett, die anderen schlafen schon. Katja, du mußt *auch* noch Daumen lutschen.
Katja: Warum?
Kristina: Leg dich auf den Bauch schön.
Katja: Äh– (leise)
Kristina: Leg dich auf'n Bauch schön, nicht auf den Rücken.
Katja: (Stöhnen)
Kristina: Und nicht schon wieder–
Clara: Guten Morgen!
Kristina: Bist du aufgewacht? (überbetont) Schlaf schon schön. (gedehnt, geduldig) Tätst schlafen, ihr könnt ruhig die Augen offen haben, ja? Bei der Barbara muß man echt Augen zumachen, gell! (Pause) Ihr tät jetzt gar nimmer reden, gell? Sabine.
Anna: Grrrrrr. (der Wecker klingelt)
Kristina: Nee, jetzt hä– die täten uns so– Laß sie schlafen, die Kleine! (leise) Die sprechen jetzt nicht. (geflüstert)
Katja: (Weinen)
Kristina: Ja, ich deck dich schon zu.
Katja: Nah. (leise)
Kristina: Jetzt tätst du auch ein– Schlaf gut, Tommy! Bist du auch schon wieder aufgewacht? Bist du auch schon wieder aufgewacht? Die deckt euch immer so zu, gell? Bis daher, bis zum Kopf.
Clara: Ja.
Anna: Manchmal auch über'n Kopf.
Kristina: Sonst wirst du krank, die macht's ja, tut im– am Abend immer die Heizung– Du tätst ganz fest schlafen! Die macht am Abend immer die Heizung aus, gell, wißt ihr, Kinder.
Clara: (kurzes Summen)
Kristina: Gell, Kleine, du weißt es schon.

Die dramatische Dichte der Szene entsteht über das Zusammenspiel von

Kristinas Handlungsanweisungen und den Reaktionen der Kinderheim-Zöglinge, die sich nun in ihre Rolle gefunden haben. Viele von Kristinas Äußerungen zeichnen sich durch einen seltsamen Zwischenstatus aus (»Ihr könnt ruhig die Augen offen haben«, »die deckt euch immer so zu«, »die macht am Abend immer die Heizung aus« usw.). Sind es besonders liebevoll und höflich geäußerte Anweisungen der freundlichen Kinderschwester, oder sind es Regieanweisungen, hinter denen als Sprecher Kristina und nicht länger die fiktionale Rolle steht? Auf jeden Fall sind es indirekte, erläuternde Begründungen für das eigene Handeln, die das Fortdauern der fiktionalen Realität signalisieren und den inszenierten Charakter aller anderen Äußerungen noch deutlicher hervortreten lassen. Während im Regelspiel die Spieler allein schon dadurch, daß sie sich an die Spielregeln halten, signalisieren, daß sie sich im Spiel befinden, daß das Spiel fortdauert, müssen die Teilnehmer am Rollenspiel fortwährend erkennen und erkennen lassen, ob eine Äußerung der inszenierten Rolle oder dem Rollenträger zuzurechnen ist, ob sie in der Fiktion oder der Realität gültig sein soll.

Die Spielregeln des Rollenspiels erfordern, daß man eine Rolle definiert und übernimmt, daß man ihr, wenn möglich, eine spezifische Stimme leiht und andere, die Rolle identifizierende Merkmale in die Äußerungen einbettet, während man ›Regieanweisungen‹, Parameterfestlegungen, symbolische Veränderungen von Objekten und vorgeschlagene Handlungspläne von dieser Rolle abhebt und möglichst ›unpersönlich‹ äußert, so daß sie für die Mitspieler verhandlungsfähig bleiben. Insofern offenbart die Szene ebensosehr regelhafte Verknüpfungen von Handlungen und Begründungen, mit denen ›gespielt‹ wird, und entsprechende soziale Kenntnisse der Kinder, wie auch deren Fähigkeit, im fiktionalen Spiel Vorgaben zu machen, die den anderen das Fortführen ihrer Rolle ermöglichen.

Am anderen Morgen weckt die freundliche Schwester die Kinder auf. Sie hat das Frühstück schon vorbereitet; die Kinder müssen jedoch noch warten, bis sie auch die Betten gemacht hat.

Die Stühle am Frühstückstisch werden verteilt, streng nach Status, dem kleinsten Kind der kleinste Stuhl. Die Schwester bestreicht die Frühstücksbrote nach den Wünschen der Kinder mit Wurst und Nutella. Clara, immer noch Geburtstagskind, darf bestimmen, was es zu Mittag gibt. Die Auswahl ist beschränkt, Kristina macht die Vorschläge. Sie setzt nicht nur scheinbare Wahlmöglichkeiten ein, um den Spielverlauf zu kontrollieren; sie äußert auch Scheinbefehle, in denen sie nachträglich vorschreibt, was die Heimkinder bereits als Handlung vollzogen haben. Die bereits inszenierte Fiktion wird von nachträglichen Regieanweisungen untermauert, das spontane Handeln von der Regel eingeholt.

Als nächstes werden im Kinderheim gemeinsame Spiele organisiert, zunächst ein Regelspiel: »Der Fuchs geht um«. Die Heimleiterin erklärt die Regeln und sorgt dafür, daß sie eingehalten werden. Anna skandiert dazu singend den Vers, auf dem die Spielrunden aufbauen: »Der Fuchs geht um, der Fuchs geht um, es geht ein wildes Tier herum, wer umschaut oder lacht, der kriegt den Buckel voll gemacht. Eins, zwei, drei, faules Ei!« Das Spiel wird drei Runden lang gespielt; gegen Ende singen die anderen Kinder mit.

Die Kinder behalten während dieser Spiele ihre Rollen als Zöglinge und Betreuerin bei, ebenso

wie bei den anschließend inszenierten Bewegungs- und Geschicklichkeitsspielen, bei denen sie, jeweils ihren Rollen entsprechend, mangelnde Kompetenz entweder demonstrieren oder unterstellen. Kristina fordert Katja und Clara auf, miteinander Streit zu bekommen; sie legt auch gleich fest, wer der Stärkere sein und damit gewinnen soll: Katja muß sich von der kleineren Clara besiegen lassen.

Die Regelspiele, die hier, eingebettet in das Rollenspiel, nicht nur gespielt sondern sogar inszeniert werden, fesseln die Aufmerksamkeit der Kinder jeweils nur für zwei bis drei Spielrunden. Offensichtlich bieten sie mit ihren geronnenen Formen, ihren festgelegten Spielzügen und ihren abstrakten Rollen zu wenig Handlungsalternativen. Selbst in der vorliegenden Version, in der sie durch die Kinderheim-Inszenierung gefiltert werden, erlauben sie es kaum, interaktive Gehalte auszuleben, die ›normative‹, soziale Realität zu interpretieren. Dies aber scheinen die stärksten Motive zu sein, die dem Rollenspiel immer wieder zum Durchbruch verhelfen.

Nach einem Waldspaziergang und dem Besuch der Angehörigen, die im Kinderheim bewirtet werden, setzen sich die Zöglinge zum Essen an den Tisch. Das Geburtstagsmenü besteht aus Hendl, Kartoffelbrei mit Sauce und Coca-Cola-Eis als Nachspeise. In den darauffolgenden Sequenzen kämpft ein Kind gegen eine Puppe, führt ein anderes Hund und Esel in das Spiel ein, übt ein drittes Ballettschritte.

Der Kinderheim-Rahmen ist etwas aus den Fugen geraten. Das Eindringen allzu realitätsnaher Alltagserfahrung scheint ihn ebenso zu bedrohen wie die Realisierung allzu märchenhafter Phantasien. Die Kinderheim-Wirklichkeit setzt sich dann jedoch mit Angst- und Schreckensszenen wieder durch: Kristina aktualisiert den alten Spielrahmen, indem sie als böse Mater die Kinder in ihren Tätigkeiten unterbricht und sofort ins Bett schickt.

Fünfte Szene: Gewalt und Leid

Mitten in der Nacht überrascht die Heimleiterin die schlafenden Kinder. Sie nimmt ihnen Decken und Schnuller weg, drangsaliert sie mit Spritze und Fieberthermometer, schlägt mit Peitsche und Besen auf sie ein. Die Kinder sollen weinen und versuchen, sich mit den Händen vor ihren Schlägen zu schützen. Sie werden voneinander getrennt und in separate Zimmer gesperrt. Gleichzeitig behandelt die Heimleiterin ihre eigene imaginierte Tochter durchaus freundlich und fürsorglich. Tommy wird von ihr übersehen, er hat sich unter einer Decke versteckt. Anna übernimmt die Rolle des Handlangers der Heimleiterin.

»Du kommst jetzt dran zum Auspeitschen!«

Katja: Soll ich den Tommy bringen? Ja?
Kristina: Nee, der Tommy bringt–, den Tommy hätt' der– hätt der andere übersehn. So, du kommst jetzt dran zum auspeitschen! (zu Katja)
Anna: Du auch. (zu Clara)
Kristina: Katja, ich kann– ich wär schon stärker als du.
Katja: Äh–äh. (abwehrend, weinerlich)
Kristina: Mußt aufstehn!
Clara: Laß die!

KRISTINA: Du, ich–, Katja, ich wär noch stärker, ich wär schon länger hier wie du.
KATJA: Au, warum?
KRISTINA: Äh, äh (Poltern, Kinder raufen)
CLARA: Und *mich*?
KRISTINA: Deine Mutter ist eh krank. (zu Katja; Poltern, Rennen)
CLARA: Und *mich*? (etwas lauter)
KRISTINA: Die wär echt krank. Das Zimmer hätt' sie schnell zugeschlossen.
CLARA: Und ich? (laut)
ANNA: Du würdest jetzt– du würdest jetzt, äh, die Mutti sein, ja? (zu Kristina)

Die Gewaltszenen werden, wie alle anderen auch, in konstatierenden Sprechhandlungen aufgebaut, verbal inszeniert und schließlich bruchlos von der nächsten Szene abgelöst. Die ›böse‹ Wirklichkeit wird konstruiert wie zuvor die ›alltägliche‹. Die Kinder handeln auch hier die fiktionalen Handlungspläne und ihre Rollen untereinander aus. Katja etwa entzieht sich der Situation durch Verweigerung, Clara dagegen möchte stärker an ihr beteiligt werden.
Die Konsistenz der Rollen- und Handlungspläne ist nicht sehr groß. Kristina ist z. B. sowohl die bestrafende Mater als auch eines der Heimkinder, nur älter und stärker als die anderen. Umso deutlicher ist in dieser Szene der Aspekt des Austestens der Beziehungen zwischen den Kindern und der Erprobung ihrer psychischen Belastbarkeit. Wie werden die Spieler der Spielentwicklung standhalten, wie lange werden sie ›mitspielen‹, wie vermögen sie die Situation umzudefinieren, insbesondere da die bedrohlichen Handlungsentwürfe von den anerkannten ›Spielmachern‹ der Gruppe entwickelt werden? Hier ist es Anna, die versucht, der Szene eine neue Wendung zu geben – da wird das Rollenspiel jedoch für die Frühstückspause unterbrochen, die tatsächliche, die einen Stock tiefer mit der Kindergärtnerin und der gesamten Kindergarten-Gruppe im Gemeinschaftsraum stattfindet.

IV

Sechste Szene: Die schwangere Braut

Nach der Frühstückspause kommen dieselben vier Mädchen wieder in das obere Zimmer und spielen weiter. Sie beginnen damit, eine Hochzeit zu inszenieren; Katja spielt die Braut, Anna den Bräutigam; Kristina übernimmt die Rolle des Pfarrers, Clara soll das Kind des Paares werden.

»WILLST DU SIE HABEN? SAG JA!«

ANNA: Aus der Kirch– in der Kirche is– sind ⌐wir jetzt.
KATJA: (gleichzeitig) ⌊Ich hätte schon'n ganz dicken Bauch.
CLARA: Kann ich mal–
ANNA: Ja?

KRISTINA: Nee, noch nicht, wir sind ┌in der Kirche.
KATJA: (gleichzeitig) └'n bißchen dicken.
KRISTINA: (Singsang, ›Hochzeitsmarsch‹) Katja, du mußt ganz langsam gehen! (kurzer Singsang, ›Hochzeitsmarsch‹) Katja, du mußt dich in den Stuhl setzen.
ANNA: Ich kauf dir erst 'n Schnuller und 'n Anschnaller. (zu Katja)
KRISTINA: Willst du *sie* haben? Sag ja! (›amtlicher Ton‹, zu Katja)
KATJA: Ja.
CLARA: Ja. (leise)
KRISTINA: Du mußt dich wohin setzen. (zu Katja)
ANNA: Nee, zu *mir* sagen: Willst du *sie* haben, ja? (zu Kristina)
KRISTINA: Willst du *ihn* haben? (zu Katja)
KATJA: Ja. (Pause)
KRISTINA: Warte mal. (Singsang, ›Hochzeitsmarsch‹)
ANNA: Hm, fra– ┌mein Kleid!
KRISTINA: └Guck e'mal! (gleichzeitig)
ANNA: Gleich in die Kirche, gleich in der Kirche würde sie ganz tot umfallen, aber nicht tot, dann würde sie son'n dicken Bauch be– rauskommen.
KRISTINA: Nee.
KATJA: Hm. (summt)
KRISTINA: Erst daheim.

Obwohl die Kinder sich teilweise widersprechen bzw. vermeintlichen Plänen der anderen entgegentreten, gelingt es ihnen doch, ihre Beiträge zu koordinieren und ihre Spielvorstellungen zu einer Situation zu verdichten, der es an Komik nicht mangelt: Die hochschwangere Braut muß während der Zeremonie sitzen, der Pfarrer richtet seine Frage an den falschen, schreibt die Antworten vor und muß vom Bräutigam berichtigt werden; die drohende Geburt kann gerade noch in das Krankenhaus verlegt werden usw. Nicht nur die Handlungspläne an sich, sondern auch einzelne Handlungsschritte bleiben häufig unvollständig: so wird etwa der Bräutigam gar nicht mehr gefragt, ob er Katja zur Frau nehmen möchte. Trotzdem gelten die Handlungen für das Spiel als vollzogen, als Ereignisse, die stattgefunden haben. Auch was nur über Inferenzprozesse erschlossen werden kann, wird für die fiktionale Realität wirksam, ist schon ›inszeniert‹ – wenn auch für die einzelnen Mitspieler wahrscheinlich in unterschiedlichem Ausmaß.

Das Brautpaar fährt dann mit einer Kutsche weg, einem umgestülpten kleinen Tisch. Anna gibt dabei für kurze Zeit die Rolle des Ehemanns auf und spielt den Kutscher. Katja bekommt Wehen und wird ins Krankenhaus gebracht, wo Kristina schon als Krankenschwester auf sie wartet. Katja wird entbunden: Clara kriecht als ihr Baby unter ihrem langen, weiten Rock hervor. Das Baby bekommt einen Schlag auf den Rücken, wird gewaschen und versorgt.

Die Requisiten verändern unter dem Druck der Skript-Anforderungen ihre symbolische Bedeutung, Rollen werden für Sekunden übernommen und schnell wieder gewechselt, die situativen Zwänge von den Mitspielern gleichermaßen anerkannt und vor allem fast zur gleichen Zeit antizipiert. Was vordergründig als eine besonders gut ›eingespielte‹ Thematik wirkt, von

Kindern gespielt, die sich gut kennen, ist zugleich ein Test auf die Handlungs- und Koordinationsfähigkeit der Gruppe unter komplexen Bedingungen.

Siebte Szene: Die Taufe

Unmittelbar nach der Geburt kommt der Ehemann ins Krankenhaus. Seine Frau legt ihren Pelzkragen um; gemeinsam gehen sie weg, um einen Kinderwagen und einen Schnuller zu kaufen. Sie fahren dann, wieder mit der Kutsche, zurück zur Kirche, um ihr Kind taufen zu lassen. Kristina erwartet sie dort als Pfarrer.

»Grüss Gott, ich habe hier ein Baby.«

Kristina: So, jetzt sind wir bei der Kirche, bei der– die Kirche ist zu, jetzt schlagen die Glocken, bim, bim, bim, bim. Jetzt kommt der Pfarrer.
Anna: Grüß Gott, ich habe hier ein Baby.
Kristina: Kommt der Pfarrer und hebt dich raus. Tät dich rausheben.
Katja: Das ist ganz neu, das ist grade erst gekommen.
Kristina: Ja, das ist ja schön.
Anna: Ach, ⌜Kleine!
Katja: ⌞Der Schnuller. (gleichzeitig)
Kristina: Du mußt schreien anfangen. (zu Clara)
Clara: (›Baby-Geschrei‹)
Anna: Eine Kleinigkeit, dann haben wir den Schnuller wieder.
Kristina: Wer hat den Schnuller?
Katja: Ich tu ihn erstmal abwaschen.
Anna: Hier wär das Wasserbecken.
Katja: So, jetzt können wir ihn wieder reinlegen. So. Abwaschen. Da! (Pause)
Kristina: So, jetzt kommen Sie mit!
Anna: Du hast'n mit.
Katja: So.
Kristina: Der tät dich halten, jetzt– tätst du warten. Ich taufe dich im Namen von Gotte, vom heiligen Geist (gemessen) ⌜auf den Namen Sylvia.
Anna: (gleichzeitig) ⌞Seit wann ist der–
Clara: Nein!
Kristina: ⌜Sylvia.
Katja: ⌞Sylvia. (gleichzeitig)
Kristina: So, jetzt reiß dich hier raus. Komm!
Anna: La-la-Sylvia. (gesungen)
Kristina: La-la-Sylvia. Sylvia, komm! (mit hoher Stimme)
Clara: Sylvia, ha!
Anna: Ich hab sie Sylvia getauft.
Kristina: So, jetzt kannst kotzen. ⌜Hopp! Weggemacht.
Clara: (gleichzeitig) ⌞(stößt auf)
Katja: So, weg, daß sie gleich ins Bett kommt!

Wie schon in der vorausgegangenen Szene schaffen sich die Spieler auch hier systematisch Komplikationen, bauen Hindernisse auf, die den Ablauf der Handlungen hinauszögern und dabei die Inszenierung inhaltlich auffüllen: Das Baby schreit in der Kirche, verliert den Schnuller, wehrt sich vor allem

gegen den ihm zugedachten Namen und muß sich am Ende auch noch übergeben. Diese selbstgewählten Erschwernisse lassen das angekündigte Handlungsziel um so dringender erwarten und stellen die Fähigkeiten der Spieler, mit Komplikationen fertig zu werden, erst richtig unter Beweis. Dieselben Komplikationen verraten eine in gewissem Sinn pragmatische Einstellung der Kinder zu den institutionellen Normen, die sie inszenieren. Zumindest scheinen sich die Alltagsnormen gegenüber den wahrscheinlich weniger bekannten institutionellen Normen immer wieder durchzusetzen: So ist das Schreien des Säuglings ›eine Kleinigkeit‹, die mit dem Schnuller behoben wird; dieser wiederum wird vermutlich einfach im Taufbecken abgespült; nach beendetem Ritual soll das Baby sich übergeben und wird trotz aller Feierlichkeit rasch heim und zu Bett gebracht. Zwar verfügen die Kinder nur über bruchstückhafte Kenntnisse institutioneller Regeln, aber sie verstehen es bereits, aus dieser Inkompetenz das Beste zu machen: Dem Pfarrer wird das neue Kind nur präsentiert, alles weitere wird ihm in Unterstellung besserer Normenkenntnis einfach überlassen – einschließlich der Namenswahl.

Nach der Taufe fahren Mutter und Kind wieder mit der Kutsche nach Hause, wobei diesmal Kristina den Kutscher spielt. Kristina verkündet, daß sie nun Arzt werden wolle. Anna empfiehlt ihr, Arzt zu werden, und kündigt an, sie werde sie auch nach diesem Statuswechsel immer noch ›Schwester‹ nennen. Kristina sichert sich das Dreirad mit Anhänger als ›Krankenwagen‹; die zukünftigen Unfall- und Krankenhausszenen sind damit vorbereitet. Kristina übernimmt nun für einige Zeit die Vaterrolle, da Anna jetzt ebenfalls ein kleines Kind sein möchte. Die junge Familie macht sich Gedanken über ihre ökonomische Situation. Mit sich überbietenden Beiträgen stellen die einzelnen Familienmitglieder fest, daß sie bereits ein Haus gebaut haben, einen Esel, zwei Pferde und eine Kutsche besitzen, ferner ein Auto und viele Säcke mit Geld, erst achtzehn, dann zwölf, dann hundert, dann ›Millionen-drei‹, dann ›Gotteszahl‹ (»das hört gar nimmer auf, das ist die letzte Zahl, die's gibt«).

Achte Szene: Der Familien-Alltag

Die Familie geht zu Bett, das Baby weint und muß mit einem Schnuller und viel gutem Zureden beruhigt werden. Am anderen Morgen geht der Vater zur Arbeit, das Baby darf sich in sein Bett legen. Es wird verabredet, daß der Vater immer zum Mittagessen nach Hause kommen soll. Bevor er das Haus verläßt, erteilt er seiner Frau noch ein paar Anweisungen.

»Frau, zieh jetzt dein Nachthemd aus!«

Kristina: Du mußt noch deine, Katja, du mußt deine Sachen hier in die Waschmaschine rein, die sind ganz dreckig.
Anna: Quackquack. (als spielendes Kind)
Katja: So, [die ist dreckig, die ist auch dreckig. (sortierend)
Anna: [Quackquack. (gleichzeitig)
Kristina: Ähm, Frau, zieh jetzt dein Nachthemd aus. (zu Katja)
Anna: (Pfeifen)
Katja: Huahua. (›frierend‹)
Kristina: Hei, Katja, du mußt auch *mein* Bett machen, gell!

KATJA: Ja.
KRISTINA: Der Mann muß ja an die Arbeit.
CLARA: Heidsideidsi. (als Baby)
KRISTINA: Tschüß, Frau. Tu noch die Waschmaschine an.
So, da kommt dann draußen 'n Kind an mit'm- mit seinem Dreirad. (Anna kommt)
Tätst du- tät- tät die Clara auch raus wollen. Clara, du mußt jetzt raus wollen!
KATJA: Magst- ähm- jetzt gibt's Frühstück.
KRISTINA: Der Vater hat schon gefrühstückt.

Ein großer Teil der Regelkenntnis, die sich in dieser Szene äußert, besteht aus ›Normalitätserwartungen‹, nämlich einerseits Standards für altersgemäßes und geschlechtstypisches Verhalten, die die Beziehungen unter den Handelnden regeln, und andererseits Routinen, die den Ablauf des Alltags strukturieren und ihm Sinn verleihen.
Dabei ist weniger wichtig, wie adäquat die Kinder im einzelnen Situationen inszenieren und Rollen durchspielen. In dieser Hinsicht sind in ihrem Rollenspiel in der Tat Inkonsistenzen, Bruchstellen und mangelnde Detailkenntnis unübersehbar. Wichtiger dagegen ist, daß die Kinder spezifische Inhalte für wechselnde Rollen durchspielen und ihre Handlungen und Äußerungen den sich verändernden Situationen anpassen. Dabei üben sie etwas weit Grundlegenderes ein als Normalitätsstandards. Sie lernen die elementare Funktionsweise des Rollenhandelns, nämlich, daß Äußerungen und Handlungen situationsspezifisch und rollenadäquat sein müssen, daß Sprachstile und Verhaltensformen je nach Rolle und Situation differentiell interpretiert und bewertet werden, kurz, daß Handeln in wechselnden Rollen und Situationen unterschiedlichen Regeln unterliegt und deshalb unterschiedliche normative Kontexte aktualisiert, die es interpretierbar, bewertbar und begründbar machen.

Anna holt Clara zum Spielen ab. Eine Tante, Kristina, kommt zu Besuch. Sie stellt lobend fest, wie groß Clara inzwischen geworden sei. Gemeinsam unternehmen sie einen Spaziergang in den Wald. Claras Freundin Anna verabschiedet sich und kündigt gleichzeitig an, daß sie diese Rolle nicht mehr weiterspielen werde.

Neunte Szene: Dramatische Ereignisse

Als Vater kommt Anna jetzt müde von der Arbeit zurück, den alten Handlungsrahmen fortsetzend, der für ihre Zwischenrolle als kleines Kind unterbrochen worden war.

»KANNST- MUSST DU WEINEN ANFANGEN, WENN'S DU WILLST.«

ANNA: So, jetzt kommt der Mann: Ha, heute war wieder 'n Unfall.
KRISTINA: Hei!
KATJA: Was?
KRISTINA: Du bist traurig auf'm Hof.
CLARA: Nein!

ANNA: Nein! Gehst du runter! Das ist jetzt der Krankenwagen.
KRISTINA: Also, jetzt gehört der in'n Krankenwagen. Die tät jetzt schnell rausgucken, die Clara. Dann tät sie seinen Vater sehen, ja? Tatüü tata, tatüü.
Jetzt mußt du zum Fenster rennen. Tatüü, tata, ┌tata.
CLARA: (gleichzeitig) └Ich tät da rausschauen.
ANNA: Jetzt da!
KRISTINA: Jetzt mußt du schrein. Nee, du mußt daher rennen!
ANNA: Komm schnell!
KRISTINA: Du mußt halt rausrennen, zur Tür!
CLARA: Ich kann nicht.
KRISTINA: (leise) Warum denn?
ANNA: So.
KRISTINA: Kannst– mußt du weinen anfangen, ┌wenn's du willst.
KATJA: (gleichzeitig) └Jetzt fahren ┌wir weg.
ANNA: (gleichzeitig) └Du mußt doch–
KATJA: Mit der Kutsche, Clara.
ANNA: Nein, du mußt erst dein' Mann fragen.
KRISTINA: Du, Katja, Katja, jetzt mußt du die- dein Kind draußen weinen sehen, die Clara.

Anna berichtet von einem Unfall und wird durch Kristinas Umdeutung selber in ihn verwickelt. Obwohl Katja sich diesem Plan zu entziehen versucht, wird die existentielle Bedrohung weitergespielt, die im Unfall des Vaters liegt. ›Skriptbezogene‹ Annahmen über die Begleitumstände eines Unfalls im Alltag vermischen sich mit moralisch zu begründenden Verpflichtungen, nämlich der Betroffenheit und Anteilnahme, die von den Angehörigen erwartet wird.

Der Unfallwagen fährt schnell davon; er muß auch noch einen Krebskranken abholen, der jederzeit sterben kann. Anna sitzt dabei wieder am Steuer. Mutter und Kind bleiben allein zurück. Da wird eine neue Bedrohung von Kristina inszeniert: Ein Betrunkener, ebenfalls Anna, nähert sich in einem Auto. Er singt laut und lallend, wedelt mit einer Flasche und bedroht die Mutter. Katja und Clara müssen sich verstecken. Der Betrunkene bricht in ihr Haus ein und stiehlt das Häschen, einen Schnuller und eine Decke. Da er diese Sachen nicht freiwillig zurückgibt, soll Katja ihren Ehemann anrufen. Anna, jetzt wiederum Ehemann, verspricht, sofort zu kommen. Noch während der Fahrt läßt sie sich von Katja über das Autotelefon berichten, daß der Betrunkene auch noch die beiden Babies angefahren hat, und empfiehlt ihr, sie gleich ins Krankenhaus zu bringen.
Anna verhindert Kristinas Versuch, auch noch Katja zum Opfer des Unfalls zu definieren. Die beiden Kinder, Clara und die Puppe, kommen ins Krankenhaus und teilen sich dort ein Zimmer. Die Mutter darf bei ihnen bleiben und tröstet sie mit einem Schnuller und gutem Zureden.

Mit ihrem neuen Handlungsplan entzieht sich Anna einer ihr nicht genehmen Spielwendung. Eben noch selbst als Unfallopfer im Krankenwagen, wird sie ohne merkbaren Übergang zunächst zum betrunkenen Dieb, dann wieder zum Familienvater und zugleich zum Fahrer des Rettungswagens. Es gelingt ihr, diese Wende herbeizuführen, ohne das Spiel als solches zu behindern oder zu gefährden. Die Entfaltungsmöglichkeiten der Mitspieler werden berücksichtigt und das heißt: eine grundlegende Regel des gemeinsamen Spielens wird eingehalten.

Zehnte und letzte Szene: Der Kreis schließt sich

Kristina denkt sich inzwischen neue Komplikationen aus. Sie ist bereit, selbst die Rolle des Vaters einzunehmen, der auf dem Heimweg verunglückt ist.

»Dann tät der Onkel sterben.«

Kristina: 'S wär eine Reifenpanne, in einen Graben. Jetzt bin ich mal der Vater.
Katja: Nöö! Tatü, tata! (belustigt)
Anna: Das ist aber-
Kristina: Der Mann wär jetzt tot und krank. Wir denken, daß wir- nee, das wär euer Onkel gewesen, nee, eu- euer Onkel ist jetzt krank. Hätt ihr den gekennt. Der hätt' den-
Katja: Du, ich muß ganz schnell einmal runter.
Kristina: Da kommen zwei Männer und tragen den- äh- deinen Onkel auf'm Tragebett.
Clara: Öh! (erschreckt)
Kristina: Jetzt müßtet ihr euren Onkel sehen.
Clara: (erschreckter Laut)
Anna: Hier wär halt 'n Onkel, weil halt mal-, weil der besoffene Mann, der hätt, hätt den- hätt den in'n Reifen hinten reingefahren.
Katja: Ja, und in'n Graben reingeschubst.
Kristina: Nee, er tät ihn nicht, tät ihn nicht we- ve-. Jetzt tät jemand in euer Zimmer kommen.
Anna: Na, Kleine, wau! (zu Clara)
Kristina: Jetzt müßt ihr mal gucken, wer des ist. Spiel ich mal den Onkel.
Clara: Ja?
Kristina: Guckt, wer des ist?
Katja: Jetzt-
Kristina: Ich wär- äh- ich täte-
Clara: Mein Onkel! (leise)
Katja: Mein Onkel! (leise)
Kristina: Mm- ah so, so so halbtot, aber's macht'n der- dann tät der Onkel- der Onkel sterben. (sehr zögernd, Pause) Jetzt. (sehr leise)
Anna: Des wär auch des Unglück. Ich bin so kaputt!
Katja: Kommen jetzt- Wann kommen *die* dran? (die beiden Kinder)
Kristina: Wenn ich rumtelefoniert hab.
Katja: Nee, *die* da.
Kristina: Weißt du was? Die Kinder sind schon gefunden.
Anna: Ach so.
Kristina: Hab ich gestern noch gesucht. Den' sein Onkel ist tot.

Wie in der vorausgegangenen Szene Anna, so ist es hier Kristina, die mit raschen Rollenwechseln, die sie für sich selbst inszeniert, die Steuerung des Spiels übernimmt: zunächst ist sie der verunglückte Vater, dann der schwerkranke und sterbende Onkel, schließlich ebenso selbstverständlich derjenige, der die Angehörigen des Verstorbenen informiert und sich um dessen Belange kümmert. Katja widersetzt sich während der gesamten Szene diesem Handlungsplan. Sie ist offensichtlich daran interessiert, die Rolle der treusorgenden Mutter fortzusetzen, und versucht, beide Handlungsentwürfe miteinander kompatibel zu machen, und zwar indem sie ankündigt, sie

werde gleich im Krankenhaus bleiben, falls die Kinder noch einmal krank werden sollten.

Der schnelle Wechsel der innegehabten Rollen wirkt sich zuweilen, vor allem wenn die Rollenumbesetzungen nicht wegen irgendwelcher Skript-Erfordernisse notwendig zu sein scheinen, als mangelnde Konsistenz und Kontinuität der Spielhandlung aus. Erleichtert wird der rasche Wechsel sicherlich dadurch, daß die Rollen oft nur vage definiert sind und keine spezifischen sozialen Kenntnisse erfordern.

Gleichzeitig geht jedoch von dieser Rotation von Rollen und Rollenträgern ein starker Anreiz aus. Die Kinder lernen dabei nicht nur, sich auf unterschiedliche Rollen einzulassen und diese ›normengerecht‹ auszufüllen. Sie lernen auf einer generelleren Ebene auch, daß man je nach der Rolle, die man innehat, unterschiedliche Aspekte der gleichen Tatbestände wahrnehmen und gleiche Aspekte unterschiedlich bewerten kann – ein wichtiger Schritt in der Entwicklung der Fähigkeit, sich auch außerhalb von Spielsituationen in die Perspektive des anderen zu versetzen und die eigenen Handlungen reflexiv zu sehen.

An dieser Stelle bahnt sich die letzte Rollenumverteilung an: Katja, bislang die Mutter, soll die ›Andrea‹ spielen; Anna, seither ihr Ehemann, wird jetzt ›Heidi‹ genannt; vermutlich ist sie Andreas Schwester; Kristina spielt die ›Christiane‹, eine ältere Freundin der beiden verletzten Kinder, die in das Krankenhaus eingeliefert worden waren. Andrea und Heidi werden vom Tod ihres Onkels, der offensichtlich auch ihr Betreuer gewesen ist, in Kenntnis gesetzt. Sie lassen die beiden kleinen Kinder bei Christiane im Krankenhaus zurück und machen sich auf den Weg ins Kinderheim. Sie wissen, daß sie Christiane nie mehr wiedersehen werden.

Damit hat sich der Kreis geschlossen: zwei Waisen kommen in ein Kinderheim. So hatte das Spiel zwei Stunden zuvor auch begonnen. Alle vier Beteiligten lassen erkennen, daß sie das Spiel damit für beendet halten, so als sei die Thematik abgearbeitet und ein geschlossenes Ganzes entstanden, das keiner Fortsetzung mehr bedarf. Clara und Katja würden zwar gern die Krankenhausszene mit den verletzten Kindern neu inszenieren, aber Anna und Kristina schlagen vor, etwas ›Spannenderes‹ zu spielen. Nach einer kurzen Sequenz, in der sie sichtlich ermüdet versuchen, Räuber und Gefangene zu spielen, hören sie endgültig auf. Es ist Mittag geworden und die ersten Eltern treffen ein, um ihre Kinder abzuholen.

V

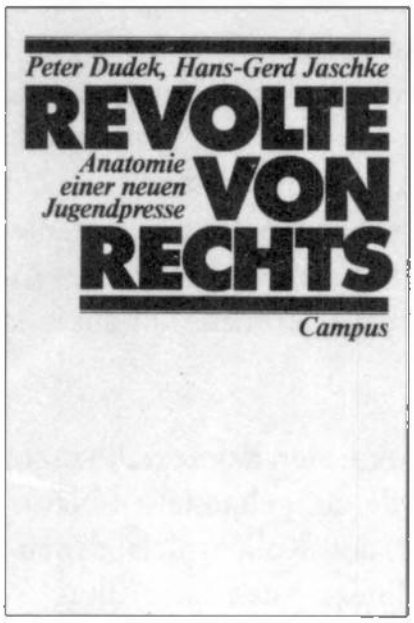
Im Verlauf der zehn Szenen hat sich herausgestellt, daß die imaginativen Anteile am kindlichen Rollenspiel weitaus größere Bedeutung als die imitativen haben. Nicht viele Handlungen und Äußerungen und noch weniger zusammenhängende Handlungspläne können so, wie sie im Rollenspiel inszeniert worden sind, von den Kindern tatsächlich erfahren und im Gedächtnis gespeichert worden sein.

Ebenso ist offenkundig geworden, daß das Lernen von Inhalten und der Erwerb von sozialer Erfahrung und normativen Kenntnissen im Rollenspiel hinter die Einübung in Prozeduren – etwa der Sicherung von Verständigung und Kooperation – zurücktreten. Nicht die wirklichkeitsgetreue Kopie eines Rollenvorbilds oder Ereignismodells wird von den Kindern angestrebt, sondern der rasche, koordinierbare Wechsel von Rollen in Situationen, die sich nach eigenen Gesetzen entwickeln.
Allmählich hat sich beim Nachvollziehen des gesamten Rollenspiel-Zyklus auch der Eindruck verstärkt, daß das ›kognitive‹ Spielen mit den inszenierten Inhalten insbesondere der sozialen Realität ein nicht weniger starkes Motiv ist als das ›emotionale‹ Spielen mit aktualisierten Gefühlen, mit ausagierten Ängsten und Konflikten.

In der Betonung der Verständigungsprozeduren, der Kontextabhängigkeit von Interpretationen oder Bewertungen und der ausgehandelten Natur des erreichten Konsensus sind die ›Spielregeln‹ des Rollenspiels denen des Alltags nicht unähnlich. Der Handelnde findet auch im Alltag keine eindeutigen Situationen und keine festgeschriebenen Beziehungen zwischen Normen und Situationen vor, was implizit vorausgesetzt wird, wenn man soziales Handeln nach dem Muster von Regelspielen konzipiert. Der Handelnde ist auf interpretierendes Vorgehen angewiesen, wenn er Situationen und Handlungen bewerten will, er muß dazu die Äußerungen und Handlungen anderer in konstruktiver Eigenleistung selbst mit Sinn ausstatten, und er kann diese interpretativen und konstruktiven Leistungen nicht losgelöst vom interaktiven Kontext erbringen. Denn die Zuschreibung von Bedeutungen, die Definition von Relevanzkriterien und die Anwendung von Bewertungsmaßstäben sind genuin ausgehandelter Natur.
In dieser Hinsicht geben Rollenspiele ein angemesseneres Paradigma für die Analyse des sozialen Handelns als Regelspiele ab. Der Versuch, die Spielregeln des Alltags nach dem Muster formalisierter, konventionalisierter Spielregeln zu konzipieren, verkennt die basale Funktionsweise sozialer Normen.

DIE RECHTE SZENE

taktisch und offensiv



Peter Dudek,
Hans-Gerd Jaschke
Revolte von Rechts
Anatomie einer neuen Jugendpresse
1981. Ca. 170 S., Abb., ca. DM 12,–

Moderne rechtsradikale Ideologien von Jugendlichen für Jugendliche zielen in raffinierter Weise auf das ab, was viele Jugendliche heute bewegt: Umweltfragen, Arbeitslosigkeit, Schulangst.

DIE LINKE SZENE

offen und lebendig

Hans Ostwald
Vagabunden
1980. 232 S., 13 Abb., DM 24,–

Bruno Schoch
Marxismus in Frankreich seit 1945
1980. 323 S., DM 38,–
„Schoch ist ein wirklich informatives, überzeugendes und interessantes Buch gelungen."

Frankfurter Rundschau

campus
Schumannstr. 65 6000 Frankfurt

alternative

125/126 **Pasolini: Genosse Nichtgenosse**

Der Traum vom Volk — Pasolini und die Klassengewalt in den römischen Vorstädten — Pasolini: Friaulische Gedichte / Römische Gedichte / «Die KPI an die Jugend!!» (1968) — Pasolini aus der KPI ausgeschlossen / Chronik einer Verfolgung — Pasolini kein Dissident

132/133 **Faszination Benjamin**

Positives Barbarentum? — Erfahrung und Armut heute: Warum ein brennendes Auto interessanter ist als ein politischer Inhalt — Erfahrungsverlust und ‹chock-förmige Wahrnehmung› — Kraut & Unkraut & Literaturkritik — ‹Moskauer Tagebuch›: Fragen an den Herausgeber

134/135 **Fürsorgliche Macht**

Zweihundert Jahre Gefängnis — Das Entstehen von Anstalten um und in uns — Wissenschaften vom Menschen, Erfindung und Erprobung im Gefängnis: Pädagogik, Psychologie, Sozialarbeit

136 **Linke und Tod**

«Tote auf Urlaub»? Heldentod und Selbstzerstörung — Ein Trieb zum Tode? — Der Tod der Philosophen — Aber Sterben ist anders und der Tod ist ein Thema — Wir suchen uns nicht aus, Linke zu sein — Mit Beiträgen von Herbert Nagel, Frieder O. Wolf u. a.

137 **Louis Althusser**

Frühe Schriften zu Literatur und Kunst (dt. Erstveröffentlichungen)

Jahresabonnement 25 DM (Ausland 30 DM): nur über den Alternative Verlag, 1 Berlin 15, Postfach 150 230. Einzelnummer 6 DM, Doppelnummer 9 DM: über jede Buchhandlung

Yvette Delsaut
Die doppelte Hochzeit

Die Personen

Die Familie Célisse wohnt in einem Vorort von Valenciennes, außer dem zweitältesten Sohn (Jacques), der in Paris lebt. Eine heitere Familie. Alle sind ziemlich kleingewachsen und freundlich.

Die Mutter: Witwe, 71, Büroangestellte im Ruhestand (auch der Vater war Büroangestellter). Kleine, immer schwarzgekleidete Frau, immer etwas verwirrt, von ihren Söhnen sehr umsorgt. Sie hat vier Söhne:

Daniel: 41, Angestellter. Spielt ein bißchen Saxophon. Mag ausgiebige Familienessen, versäumt kein einziges, amüsiert sich köstlich dabei.

Seine Frau: Verkäuferin, ohne Prüfungszeugnis, Tochter eines angelernten Arbeiters. Spezialistin der Familie für alle Zeremonien (Beerdigungen, Hochzeiten). Da ihre Familie auf dem Dorfplatz wohnt, gegenüber dem Rathaus und der Kirche, weiß sie über alle Ereignisse dieser Art Bescheid.

Jacques: 38, leitender Verwaltungsangestellter in Paris, hat die *Ecole normale d'instituteurs* in Douai absolviert. Steht sich mit allen sehr gut, macht den Schiedsrichter aufgrund der Autorität, die er genießt, weil er weit weg wohnt und im Ruf steht, wegen seiner Ausbildung und seiner Stellung in Paris (die nur sehr vage bekannt ist und daher um so höher bewertet wird) über viele Dinge besser Bescheid zu wissen. Seit dem Tod des Vaters verläßt sich die Mutter bei allem, was anfällt, auf ihn: zu treffende Entscheidungen, zu unternehmende Schritte, auszufüllende Formulare. Er und seine Frau (ebenfalls Absolventin der *Ecole normale d'institutrices* in Douai) besuchten nach ihrer Heirat die Universität (bis zum Examen), nachdem sie mehrere Jahre ihren Lehrerberuf ausgeübt hatten.

Claude: 35, Angestellter. Ihm fällt es schwer, mit seiner Umgebung auszukommen, großer Angeber und Spötter. Geht sonntags mit seinen Freunden auf die Jagd. Besucht liebend gern mit seiner Frau Bälle. Jedes Jahr macht er mit seiner Frau und seinen Kindern Ferien im Wohnwagen an der bretonischen Küste. Hat es nicht sehr weit gebracht, hat mehrmals den Beruf gewechselt, war einige Monate arbeitslos (ohne daß seine Familie – außer Jacques – es wußte), bevor er seine derzeitige Stellung als Angestellter in den Zechen erhielt, wo er wenig verdient.

Seine Frau: Angestellte. Tochter eines Grubenarbeiters (Kommunist und Freidenker) und einer italienischen Einwandererin. Ihre Familie ist sehr weitläufig und kompliziert. Versteht sich gut mit ihrer Schwägerin, der Frau von Jacques.

Jean (der Bräutigam): 26, Lehrer der Naturwissenschaften in einem Gymnasium. Hat die Realschule, dann die Hochschule besucht, ohne daß ihn jemand dazu gedrängt hat und ohne sich selbst wirklich dafür entschieden zu haben, in einer Zeit, da beide Eltern auf dem Höhepunkt ihrer Angestelltenkarriere standen und er das letzte und inzwischen das einzige zu versorgende Kind war.

Die Enkelkinder: 5 Mädchen (16, 14, 12, 9, 5) und ein Knabe (9).

Die Familie Elleboode wohnt in der Nähe von Dunkerque, die beiden ältesten Kinder haben ein Zimmer in Lille, wo sie studieren. Sehr aktive, ernste Familie.

Der Vater: 60, Bauführer. Wenig gesprächig, »aber deswegen denkt er nicht weniger«, sagt man von ihm.
Die Mutter: 55, Hausschneiderin. Große energische Frau, sehr lebhaft, spricht hastig. Mitglied eines Elternrats. Hat die schulischen Fortschritte ihrer Kinder immer genau verfolgt, ließ sie abends Diktate schreiben und in den Ferien Aufgaben machen. Läßt sie auch medizinisch beobachten, sorgt sich um ihre Wachstumskurve (besonders beim jüngsten). Außer ihrer Tätigkeit als Schneiderin, die ihr Eintritt in große Häuser verschafft, verwaltet sie den Gemüsebau, den sie mit ihrem Mann in ihrem gemeinsamen Garten betreibt, wie ein wirkliches Unternehmen (mit minutiöser Kostenberechnung usw.). Das Ehepaar hat drei Kinder:
Edith (die Braut): 25, Lehrerin der Naturwissenschaften in einem Collège d'Enseignement Supérieure (wo sie Schülerin war).
Francis: 20, Schüler der Technischen Hochschule in Lille. Will nächstes Jahr nach Paris gehen. Großer junger Mann mit gepflegtem Backenbart. Seine Braut ist Studentin der Rechte im ersten Semester in Lille.
Michel: 14, Schüler in einem Collège d'Enseignement Générale, 3. Klasse.

Jean Célisse und Edith Elleboode sind einander in der naturwissenschaftlichen Fakultät von Lille begegnet, wo sie dieselben Vorlesungen besuchten. Sie kennen einander jetzt seit vier Jahren. Er kennt die Familie Elleboode seit langem, als Kamerad des jungen Mädchens, das seinerseits vor ein paar Monaten zum ersten Mal bei den Célisse war. Dieser Schritt hat den Übergang vom Status als Kameraden zu dem von Verlobten offiziell besiegelt. Die Eltern haben sich einmal gegenseitig besucht.

Die Anfangskrise: die zweigeteilte Hochzeit

15. November, Paris. Telefonanruf der Mutter von Jean Célisse bei ihrem zweiten Sohn, Jacques: sie teilt ihm mit, daß Jeans Hochzeit nun endlich feststeht. Sie ist bestürzt (und seltsamerweise auch erbost), weil die beiden Zeremonien – Standesamt und Kirche – am selben Ort (im Dorf der Braut) mit einem zeitlichen Abstand von acht Tagen stattfinden sollen: »So was hab ich noch nie erlebt«, sagt sie. Über die erste Zeremonie weiß sie überhaupt nichts, aber die zweite, die in der Kirche, soll »eine große Hochzeit in Weiß sein«. Sie schließt heftig: »Ich finde, daß Jean sehr nachgiebig ist.«
20. November, Paris. Jacques erhält einen Brief von seinem jüngeren Bruder Jean, der den Telefonanruf der Mutter bestätigt: er lädt Jacques ein, nach eigener Wahl zu einer der beiden Zeremonien zu kommen, wobei er ihm eher die erste empfiehlt, die auf dem Standesamt, wegen des nachfolgenden Essens – hier schlägt er humorvoll den Tonfall einer vertraulichen Mitteilung an –, das »eine Reise wert« sei. Der allgemeine Ton des (mehrere Seiten langen) Briefes ist betont scherzhaft und jedenfalls ungewöhnlich für den Autor, der

in der Familie für seine lakonischen Schreiben berühmt ist. Jacques gedenkt zu keiner der Zeremonien zu gehen. Er kennt die Braut seines jüngeren Bruders nicht.

25. bis 28. November. Ziemlich verworrenes Hin und Her von Anrufen und Briefen, aus denen hervorgeht, daß die Beziehungen zwischen Jean einerseits, seiner Mutter und seinen Brüdern andererseits gespannt sind. Denn Jean (der bisher gern sehr freie Ansichten über die Institution der Ehe äußerte und beispielsweise die wilde Ehe befürwortete) spricht kaum über die Feierlichkeiten und läßt die Familie seiner Braut gewähren. Da er außerdem erklärt hat, daß er selbst die Kosten übernehmen wolle – im Namen seiner Mutter –, ist er keine Rechenschaft schuldig und gibt keine Einzelheiten preis, nicht einmal, was die einfache praktische Organisation betrifft, womit er zeigt, daß er nichts davon wissen will, um seine Mißbilligung zum Ausdruck zu bringen. Diese Distanzierung von seiner doppelten Rolle als Bräutigam und Vermittler zwischen den beiden Familien gefällt seiner Umgebung insgeheim, aber gleichzeitig kränkt sie sie: mißmutig zählt die Mutter immer wieder die Versäumnisse ihres Sohns auf (fehlende Heiratsanzeigen – Jean hat nur 15 für seinen beruflichen Bekanntenkreis bestellt, die Braut dagegen 150 –, die nun mit der Hand geschrieben werden müssen; lückenhafte Informationen; spärliche Anweisungen: »man muß ihm die Würmer aus der Nase ziehen«) und beginnt schließlich, ihm immer häufiger Vorwürfe zu machen, im Namen seiner Brüder, um ihnen mehr Gewicht zu verleihen, wie sie sagt, insbesondere im Namen von Jacques. Jacques beschließt, das Wochenende bei seiner Mutter zu verbringen.

Wochenende vom 29./30. November, Vorort von Valenciennes. Besuch von Jacques bei seiner Mutter. Samstag abend, nachdem die Kinder im Bett liegen. Um den Tisch die Mutter, Jacques und seine Frau, Jean und seine Verlobte Edith. Man probiert einige von der Mutter gebrannte Schnäpse aus winzigen Gläsern, spricht über dieses und jenes. Jacques schneidet das Problem der beiden Hochzeiten an. Jean (der Bräutigam) gibt ihm sofort ein Zeichen, still zu sein, aber Jacques läßt nicht locker, zum einen weil es ihm Spaß macht, seinen Bruder in Verlegenheit zu bringen (und damit auch die Braut, die er zum ersten Mal sieht und die er anläßlich ihres Eintritts in die Familie gern ein bißchen hänselt), und zum anderen weil er das Gefühl hat, der einzige zu sein, der genug Autorität besitzt, um es sich erlauben zu können. Die zeitweilig fast dramatische Diskussion bricht ab. Man spürt, daß noch nicht alles gesagt worden ist: Jacques, der über die Angelegenheit weit erhaben ist, hat keine Lust, noch weiterzugehen, und Jean, der Bräutigam, kann es nicht. Beide kommen stillschweigend überein, sich an die offizielle Version dieser doppelten Hochzeit zu halten, die an die Stelle einer unmöglich auszusprechenden und zu hörenden Wahrheit tritt.

(Tonbandaufzeichnung):
Jacques: Ihr heiratet also zweimal?
Der Bräutigam (schlaff): Nein . . . (macht ihm ein Zeichen mit der Hand, den Mund zu halten).
Jacques: Doch, am 13. und am 20., das ist doch zweimal, oder?
(Lachen)
Der Bräutigam: Nein, sondern . . .
Edith (seine Braut, ihn unterbrechend): Doch!
Der Bräutigam: Nein!
Jacques: Wieso nicht?
Der Bräutigam: Stell dir vor, es ist idiotisch, aber es scheint, daß man zuerst im Standesamt heiraten muß.
Jacques: Klar. Übrigens die einzige Trauung, die gilt.
Der Bräutigam: Genau.
Die Mutter (sich einschaltend): Wie? Was hat du gesagt?
Jacques (weiter zu seinem Bruder): Ich sehe nicht ein, was das hier ändert.
Der Bräutigam (die Stimme erhebend): Doch! Es scheint, daß man im Standesamt heiraten muß, bevor man in der Kirche heiratet!
Jacques: Ja, das schon, aber man kann es eine Stunde vorher tun, oder zwei.
Der Bräutigam: Nein, das geht nicht, weil sie arbeitet (auf Edith zeigend).
(Schweigen)
Die Mutter: Das Standesamt stellt immerhin die Papiere aus, das Standesamt macht . . .
Der Bräutigam (weiter zu seinem Bruder): Sie arbeitet, und auf dem Standesamt, ich weiß ja nicht, da wird doch nicht gearbeitet, Samstag früh, oder? (sieht fragend seine Braut an)
Edith: Samstag nachmittag.
Der Bräutigam: Also, äh . . .
Die Mutter (die noch öfter den Ältesten wiederholen läßt, was vor allem der Jüngste gerade gesagt hat, nicht weil sie schlecht verstanden hat, sondern weil sie durch die Art der Objektivierung, die durch diese Wiederholung, insbesondere eines Dritten, entsteht, das Gespräch gleichsam anhalten und die Aufmerksamkeit auf einen Punkt lenken will, der ihr wichtig erscheint, ohne daß sie selbst eingreifen müßte):
Wie? Was?
Der Bräutigam (laut, aufgebracht): Es muß zweimal gemacht werden, in zwei Wochen, weil . . .
Edith (ihn unterbrechend): Nein, wir waren nicht gezwungen, es zweimal zu machen.
Der Bräutigam: Dann hättest du einen Tag freinehmen müssen.
Edith: Das werde ich trotzdem tun!
Der Bräutigam: Ach! (Schweigen, dann Lachen). Das wußte ich nicht! (lacht)
Die Mutter: Eine Hochzeit, die wird immer so gemacht, zuerst geht man . . .
Edith (ihr ins Wort fallend): Nein, weil wir das nicht wollten, zuerst mittags aufs Standesamt, um uns trauen zu lassen, dann wieder nach Hause und für die kirchliche Trauung nochmal rausgehen!
(Schweigen)
Die Mutter: Aber warum hätte man das nachmittags machen müssen . . .
Edith (scharf): Man hätte sich mehrmals am Tag umziehen müssen. (Schweigen)
Der Bräutigam (ehrlich erstaunt, zu Edith): Das leuchtet mir nun gar nicht ein . . .
Edith: Aber ja!
(Schweigen)
Jacques: Dann gebt ihr also zwei verschiedene Empfänge?
(Sein Bruder gibt ihm wütende Zeichen)

Der Bräutigam (halb amüsiert, halb feierlich, die Worte hervorhebend): Darauf haben wir uns schließlich geeinigt, um zwei Wünsche zusammenzukriegen . . .
Jacques: Was für Wünsche?
Der Bräutigam (lachend): Weil ich mich eigentlich hab reinlegen lassen . . .
Edith (protestiert lachend): Ach, sei doch still!
Der Bräutigam (immer noch lachend): Doch das stimmt, ich wollte ja keine Hochzeit . . . zuerst wollte ich keine, und dann wollte ich eine in engem Kreis, das Höchste, wozu ich bereit war. Und der enge Kreis, das war . . . halt der enge Kreis! Nur wir zwei!
Edith: Immerhin brauchen wir Trauzeugen.
Der Bräutigam: Ja, mit den Trauzeugen.
Die Mutter: Was erzählt er da?
Edith: Ach, wie immer!
Die Mutter: Ich muß mich doch . . .
Edith: Jedenfalls braucht man gar nicht hinzuhören.
Der Bräutigam: Also, äh . . .
Edith (ihn unterbrechend, zur Mutter): Sie machen sich Sorgen wegen nichts.
Der Bräutigam (fortfahrend): Und sie (auf Edith zeigend), sie konnte einfach nicht anders, so scheint's, und mußte ein paar Leute einladen.
Edith: Das hättest du nicht zu sagen brauchen, Jean.
Der Bräutigam: Wie?
Edith: Das brauchst du nicht zu sagen.
Jean: Aber wieso denn nicht? (Schweigen) Dann hat sie endlich die Lösung gefunden: ein intimes Essen, mit den Brüdern und den Schwägerinnen, das gibt doch nicht mehr als 20 Personen! (lachend)
Edith: Also, dafür kann ich wirklich nichts, ich hab nur zwei Brüder . . . Meine Schuld ist das nicht!
Der Bräutigam: Und ein Ehrentrunk. Das ist die ganze Erklärung.
Jacques: Ach so, am nächsten Samstag gibt's also nur einen Ehrentrunk, was?
Edith: Ja.
Jacques (zu Jean): Da kommen alle deine Freunde von der Uni?
Der Bräutigam (kategorisch): Also ich, ich lade niemand ein. (Allgemeines Gelächter)
Jacques: Und wer ist dann bei dem Ehrentrunk dabei?
Der Bräutigam: Na ja, da er in R. sein wird (dem Dorf der Braut), werden die Leute von R. dasein.
Edith: Ich hab ein paar Freundinnen, ich war bei ihrer Hochzeit, und Familie, Bekannte, so arg viel Leute sind das nicht . . .
Der Bräutigam (plötzlich explodierend): Nicht arg viel Leute für eine Hochzeit bei euch . . .
Edith (lachend): Dafür kann ich doch nichts, Jean!
Der Bräutigam: Nein, aber . . . (zu seinem Bruder) bei ihnen . . . sie sagt, das sind nicht viele Leute, na rat mal . . . 100 Personen, und für sie sind das nicht viele Leute! Bei uns sind 20 Personen das Maximum, ich meine, das ist eine normale Hochzeit, und 50 Personen wär schon eine große . . .
(Zwiegespräch zwischen der Mutter und Jacques' Frau über die Zahl der Gäste bei dieser oder jener Hochzeit, usw. »Ja«, sagt die Mutter, »bei Claudes Hochzeit waren viele Leute da, um die 30 vielleicht, da war was los.« Langes Schweigen, dann Austausch süßsaurer Worte ohne präzisen Gegenstand zwischen Jean und seiner Mutter, die schließlich zu Jean sagt):
Die Mutter: Zu mir hat er immer gesagt, daß es um den 20. Dezember wäre, wie? (zum Bräutigam), hast du mir das nicht immer gesagt?

Der Bräutigam (außer sich): *Es ist* am 20. Dezember!
Die Mutter: Ja, aber trotzdem fängt es acht Tage früher an, das wußte ich nicht.
Der Bräutigam (sehr laut und deutlich): Nein, die acht Tage früher, da haben wir immer gesagt, daß es keine Hochzeit gibt, wir heiraten auf dem Standesamt, aber . . . wenn . . . Das Essen, das ist kein Hochzeitsessen, so, das muß doch mal gesagt werden.
Jacques (gespielt enttäuscht): Ach, wirklich nicht?
Der Bräutigam: Nein.
Jacques: Das ändert alles! (Lachen)
Der Bräutigam: Nein . . . weil . . . (Lachen der anderen) . . . versteht doch . . .
Die Mutter (Jacques und seine Frau als Zeugen nehmend): Seht ihr, wie das Haar in der Suppe fällt!
Der Bräutigam: Weil . . . na ja . . . Edith und ich, wir laden . . . na ja . . . ein paar Leute ein.
Jacques: Immerhin zu eurer Hochzeit! (Lachen)
Die Mutter (zu Jacques): Was hast du gesagt?
Der Bräutigam (zu Jacques): Ja . . . einverstanden . . . aber sieh doch mal, es gibt welche (auf seine Mutter zeigend), die kein Wort mehr verstehen . . . (lacht).
Jacques (zu seiner Mutter): Er sagt, daß er ein paar Leut einlädt, und ich sage, daß es immerhin zu seiner Hochzeit ist! (Lachen)
Der Bräutigam (schwach): Nein . . .
Jacques: Nun gut, anläßlich deiner standesamtlichen Trauung.
Der Bräutigam: Sagen wir, damit unsere beiden Familien sich kennenlernen. Sagen wir (plötzlich bitter werdend), es ist eine Art, die Dinge darzustellen, die alles Weitere sehr vereinfacht.
Jacques: Wie feierlich du bist! Und außerdem scheinst du mir einen sehr merkwürdigen Standpunkt zu vertreten; weil nämlich das einzig offizielle Papier, das bezeugt, daß du geheiratet hast, die standesamtliche Trauung ist: offiziell wirst du am 13. geheiratet haben.
(Schweigen, dann verlagert sich das Gespräch unmerklich auf andere Themen, die Trauzeugen, das Menü usw.).
Die Mutter (die spürt, daß die Unterhaltung umschlägt, will nochmals insistieren): Zu mir hat er gesagt, und ich sagte ihm immer . . .
(Ihre Stimme geht unter, Gläserklirren, erneut werden Schnäpse eingeschenkt, Satzfetzen, plötzlich allgemeines Gelächter)
Die Mutter: Ich fragte immer, wann heiratest du? So um den 20. Dezember. Und da hab ich nicht gedacht, daß es früher anfängt.
Der Bräutigam: Eben doch! (lacht)
Die Mutter: Eben doch . . . jetzt hör mal zu (böse werdend), so war es doch, immer um den 20. Dezember.
Der Bräutigam (zu seinem Bruder): Da siehst du, was du angerichtet hast!
Die Frau von Jacques (zur Mutter): Ist doch halb so schlimm.
Die Mutter: Wie bitte? Nein . . . aber . . . meine Vorbereitungen und alles, ich muß mich doch schön machen . . .
Jacques: Auf acht Tage kommt es nun wirklich nicht an . . .
(Zwiegespräch zwischen den Verlobten: er ist wütend auf seinen Bruder, Edith rät ihm, ihn gewähren zu lassen, und in der Tat sagt er nichts mehr zu diesem Thema, nachdem er laut ausgerufen hat: »Das wichtigste Datum ist der 20., oder? Und nur das müssen wir im Kopf behalten!«)
Die Mutter: Ja, trotzdem müssen wir am 13. hin.
Der Bräutigam: Aber das ist weniger wichtig. (Dann beginnt er zu pfeifen und die größte Gleichgültigkeit zur Schau zu tragen, bis die Unterhaltung sich einem anderen Thema zuwendet.)

Die Mutter: Nein, wirklich . . . meine Vorbereitungen . . . Ich brauche einen Mantel . . .
Jacques: Du kannst ja schon anfangen, dich drum zu kümmern.
Die Mutter: Natürlich, aber ich hab halt mit dem 20. gerechnet, und daß ich noch Zeit hätte.
Jacques: Ach, es wird schon klappen, du hast noch einen ganzen Monat Zeit!
Die Mutter: Ja, aber ich wußte nicht, daß es zwei gibt! (Verzweifelte Winke des Bräutigams) Ich muß mich für zweimal vorbereiten.
(Die Mutter klagt noch eine Weile, ohne Jean anzusehen; Jacques tröstet sie.)

Sonntag, Mittagszeit. Familienessen bei der Mutter, mit ihren vier Söhnen und deren Familien. Es sieht nach einem Verlobungsessen aus, ohne Ringe. Die Braut ist offensichtlich der Star, sie wurde sofort geduzt, man fotografiert von allen Seiten rings um den Tisch. Der älteste Sohn, Daniel, hat das Essen bei sich zu Hause gekocht und es fertig hergebracht (Soufflé, Roastbeef mit grünen Bohnen), der dritte Sohn, Claude, hat die Torten gebacken. Jacques und Jean haben sich um den Tisch gekümmert, Geschirr und Stühle beim Nachbarn ausgeliehen, usw. Das Essen dauert etwa drei Stunden.
Die Braut läßt die Hochzeitsliste herumgehen, die sie eigenhändig geschrieben hat. Daniel und seine Frau haben sich bereits entschieden, das Dessert-Service zu übernehmen, die beiden anderen Söhne (vielmehr ihre Gattinnen) beschließen, für das Tischservice zusammenzulegen: man spricht über die Preise, die Geschmäcker, blättert im Katalog von Manufrance, um sich anregen zu lassen. Die Braut soll ein Service aus weißem Porzellan mit Goldrand vorziehen (damit sie es, wie sie sagt, leichter vervollständigen kann), doch im Katalog ist es sehr teuer. Es wird keine Entscheidung getroffen.
Später wird dann ein sehr buntes Service gekauft mit großen weißen und roten Blumen auf ockerfarbenem Grund. Der Bräutigam dankt sehr herzlich und sagt sogar, daß ihm dieser Stil besser gefalle als das weiße Porzellan.

Die erste Zeremonie: Übertretung des Rituals und unverhohlener Ulk

Dorf der Braut, Standesamt, 12.00 Uhr. Braut und Bräutigam eröffnen den Zug und kommen gemeinsam im 2 CV des Bräutigams beim Standesamt an; mit ihnen fährt die Mutter des Bräutigams. Die anderen folgen ohne besondere Ordnung, je nachdem, wie die Autos im Hof des Hauses der Braut geparkt waren.
Als Treffpunkt ist das Rathaus vereinbart worden, aber die Hälfte der Familie des Bräutigams kommt zu spät, da sie die Örtlichkeiten nicht genau kennt. Dabei hatte der Bräutigam jedem seiner Brüder vorsichtshalber eine handgezeichnete Skizze geschickt, mit einer Vielzahl von Angaben über die

verschiedenen möglichen Zufahrtswege. Diejenigen, die sich verfahren haben, holen den Autokorso unterwegs oder vor dem Rathaus oder erst bei der Rückfahrt zum Haus der Braut ein.
Das Rathaus steht mit dem Haus des Bürgermeisters in Verbindung: aus seiner Küche leiht man die fehlenden Stühle aus. Er selbst läßt auf sich warten, man scherzt: »Dann trauen wir sie eben ohne ihn« usw.
Die Reihenfolge der Rückfahrt ist dieselbe wie bei der Ankunft, doch die Gäste, die später ausdrücklich zu diesem Punkt befragt werden, widersprechen sich alle und sagen schließlich: »Das macht doch nichts, es war ja nicht die richtige Hochzeit.«

Apéritif, nach der standesamtlichen Trauung im Haus der Braut. Eingeladen sind nur die Personen, die später am Essen teilnehmen werden, d. h. die Eltern und die Brüder (mit Familie) der Brautleute. Alle stehen, ein Glas in der Hand, um den Wohnzimmertisch. Alle reden zur gleichen Zeit, die Familie des Bräutigams ist zahlreicher und gratuliert sich lärmend, erzählt nochmals, wie dieser oder jener sich in der Stadt verfahren hat. Die Mutter der Braut achtet auf alles, antwortet allen, fragt nochmals, wie einer es schaffen konnte, sich zu verfahren, erkundigt sich nach der Person im Dorf, die ihnen Auskunft gegeben hat, weiß nicht, wer das hätte sein können, alle stoßen Schreie aus.
Einige Mitglieder der Familie der Braut finden sich während des Apéritifs ein: sie werden abseits empfangen, in einem kleinen Raum, der als Eingang dient, man schließt die Tür hinter ihnen, und keiner der Apéritif-Gäste bekommt sie zu Gesicht (außer den Mitgliedern der Familie der Braut, die jeweils kurz verschwinden). Der Bräutigam fragt seine junge Frau: »Wer ist denn alles da?«, und erhält zur Antwort: »Vettern, kennst du nicht.« Sie gehen wieder, ohne das Zimmer betreten zu haben, wo der Apéritif eingenommen wird.

Mittagessen, ab 14.20 Uhr im Saal einer Gaststätte des Dorfs. Backsteinkamin, in dem Holzscheite brennen. Holzlüster mit kleinen karierten Lampenschirmen. Aneinandergestellte Tische mit Plätzen für etwa zwanzig Personen, bedeckt mit einer Reihe karierter Deckchen. Auf jedem Teller eine handgeschriebene Speisekarte mit dem Namen eines Gastes. In jedem Glas eine kleinkarierte Serviette, fächerförmig gesteckt.
Die Gäste suchen neugierig ihre Plätze, man begrüßt sich unter Tischgenossen, als sei man sich gerade begegnet, größte Überraschung vortäuschend.
Jacques hat seinen Hund mitgebracht, der überall frei herumläuft, kläfft und bellt, die Nase an den Waden der Leute bei den Rundtänzen. Während des Essens wirft man ihm Brocken hin.

Allenthalben knacken die Fotoapparate: Zwei Schwägerinnen des Bräutigams, der älteste Bruder der Braut sowie die beiden Neuvermählten selbst haben jeweils einen Apparat. Jeder läuft herum und fotografiert, kniet sich nieder, will seinen Nachbarn überraschen.
Der älteste Bruder der Braut gibt Ratschläge bezüglich der Aufnahmetechnik. Eigenhändig hat er – in acht Tagen, könnt ihr euch das vorstellen? kommentiert die Mutter – Stereoboxen gebastelt. Die Mutter gibt Ratschläge, um das Werk zu vollenden: »Du solltest schwarze Farbe auf die Schrauben pinseln, es sieht nicht schön aus, weil sie weiß sind, man sieht sie zuviel. Hä, du wirst doch schwarze Farbe drauftun, mit einem kleinen Pinsel durchs Gitter?« usw.
Das Essen wird sehr langsam serviert, die Wirtin bedient selbst, in einer großen weißen Latzschürze, manchmal vertritt sie ihr Mann in weinrotem Polohemd.
Die Mutter der Braut, die die Tischordnung gemacht hat, hat ihrem ältesten Sohn (mit seiner Braut, das einzige Paar, das nicht getrennt sitzt, da es als einziges nicht verheiratet ist) einen Platz gegenüber den Neuvermählten gegeben, womit sie in der Tischmitte, in deren nächster Nähe sie selbst sitzt, ein kleines Netz fast privater Unterhaltung schafft und gleichzeitig die anderen Gäste auf beide Seiten dieses Zentrums abschiebt. Die Mutter des Bräutigams beunruhigt es sogar, daß eine ihrer Schwiegertöchter – ausgerechnet die älteste, die den Rangfragen die größte Aufmerksamkeit schenkt – ganz am Ende des Tischs sitzt, neben der den Kindern reservierten Ecke. Aber die Mutter der Braut rügt sie freundlich und rät ihr, sich nicht so viel um ihre Kinder zu sorgen, die jetzt doch groß seien.
Der Familie des Bräutigams fällt es schwer, sich als Gast der Familie der Braut zu fühlen (die Einladung ist nie deutlich formuliert worden, eine Zweideutigkeit, die übrigens nie aufgehoben wird). Die Mutter des Bräutigams tauscht mit einem ihrer Söhne, der ihr gegenübersitzt, sehr laut und mit Kennermiene die in Restaurants üblichen Witze aus: »Gar nicht übel für so ein Kneipenessen«, oder im Hinblick auf die »Crème Argenteuil«: »Mit zwei oder drei Spargeln oben drauf macht das was her.« Gemeinsam schätzen sie den Preis »pro Pfeifenkopf«.
Überall am Tisch winkt man sich zu, zieht Erkundigungen ein (»Wie geht's?«), spricht Warnungen aus (»Paß bloß auf deine Nachbarin auf, sie hat schon allerlei . . .«, usw.), dann begrenzt sich die Unterhaltung auf kleine Gruppen. Ab und zu ruft jemand seinen Gatten an, um seine Zustimmung einzuholen (»Nicht wahr? Ich sagte gerade, daß wir im Urlaub diesen Typ getroffen haben, der einen Wohnwagen verkaufen wollte. O Gott, erzähl mir nichts, ein schöner Schweinehund«), und der Angesprochene greift den Faden auf und erzählt seiner Gruppe die gleiche Geschichte. Gelächter von einem Ende des Tischs zum anderen.

Das Essen wird häufig von Spielen und Tänzen unterbrochen, an denen alle teilnehmen (außer der Mutter des Bräutigams, die von ferne zuschaut).
Man spielt Volksmusik, zuerst peruanische (eine Schallplatte, die dem ältesten Bruder der Braut gehört), dann Musik aus dem Norden (Verschuren, der aus der Gegend stammt), heimatliche Lieder (Die Kinder von Jean Bart, usw.), die jeder kennt und die man im Chor mitsingt, dabei mit der Gabel auf den Tellerrand oder mit dem Fuß den Takt schlagend; später Tanzmusik (Paso doble, Walzer, Slowfox).
Aber nur die Familie des Bräutigams tanzt mit Partnertausch. Das einzige Paar auf seiten der Braut, ihr ältester Bruder und seine Verlobte, verabschiedet sich sehr früh, da es an dem Jahresball der Technischen Hochschule teilnehmen muß, wo der junge Mann studiert.
Alle Spiele werden von Daniel organisiert, dem ältesten Bruder des Bräutigams. Er spielt hier alle Rollen: den Trauzeugen des Bräutigams, den Vater des Bräutigams (in Abwesenheit des verstorbenen richtigen Vaters) – in dieser Eigenschaft sitzt er links neben der Braut –, den Organisator der Lustbarkeiten. Die Eltern der Braut machen mit, der Vater mit echtem Vergnügen, die Mutter mit dem offenkundigen Wunsch, das Notwendige für das Gelingen des Festes zu tun.

Die Spiele oder die Kunst der Zweideutigkeit

Die Farandole (Rundtanz), Hände auf den Schultern des Vorgängers: Sie kann »gedrängt« getanzt werden, mit plötzlicher Kehrtwendung des Spielleiters, so daß alle Beteiligten im größten Durcheinander zusammenprallen, oder auf einem Fuß usw.
Andere Variante: man stellt sich im Kreis auf und berührt, mit dem Gesicht zur Mitte, seine Nachbarn zur Rechten und zur Linken, wobei der Spielleiter die Körperteile, die berührt werden sollen, durch einen durchsichtigen Euphemismus in Küchenlatein benennt.
Die Stühle (»Reise nach Jerusalem«): Die Spieler drehen sich – langsam, schnell, rennend oder im Galopp, im Rhythmus der Musik – um eine Gruppe von Stühlen, deren Zahl kleiner ist als die der Mitspieler. Beim vereinbarten Signal – wenn die Musik abbricht – muß sich jeder so schnell wie möglich hinsetzen, wobei derjenige, der am langsamsten reagiert, in Ermangelung eines Stuhls ausscheidet. Nach jeder Runde wird ein Stuhl entfernt. Zweck des Spieles ist es, durch Beschleunigung des Rhythmus und abruptes Anhalten der Musik unschickliche Situationen hervorzurufen: der Schwiegersohn fällt beispielsweise der Schwiegermutter in den Schoß, der Schwiegervater auf die Knie eines jungen Mädchens. Am spannendsten ist das Spiel am Anfang, weil da die meisten Leute mitspielen und die komischsten Paarungen zu erwarten sind. In dem Maße, in dem die Spieler ausschei-

den, läßt das Interesse nach, und der Sieger wird nur der Form halber beklatscht.

Der Tortenboden: Die Spieler sitzen im Kreis und sind numeriert. In der Mitte des Kreises läßt der Spielleiter einen Tortenboden auf seiner Kante kreisen und ruft eine Nummer auf. Der Träger der Nummer muß den Tortenboden dicht am Boden auffangen, bevor er flach umfällt. Gelingt es ihm, dann nimmt er die Stelle des Spielleiters ein, andernfalls muß er ein Pfand zahlen.

Der Witz besteht darin, den Tortenboden möglichst weit entfernt von der Person, die man aufrufen will, in Drehung zu versetzen und sie erst im allerletzten Moment aufzurufen, wenn der Tortenboden sich schon der Erde zuneigt, womit man sie zu einer Eile zwingt, die oft sehr komisch wirkt, besonders, wenn es sich um eine ältere Dame handelt, die sich mit Kleid, Strümpfen und hohen Absätzen nur unbeholfen bewegen und niederknien kann: hier ist die Schwiegermutter ein ausersehenes Opfer, und sie wird in der Tat viele Male aufgerufen. Das Spiel endet, wenn einer der Teilnehmer drei Pfänder losgeworden ist, woraufhin eine Strafe für ihn erfunden wird; hier zum Beispiel muß er auf allen Vieren und wie ein Hund bellend einmal durchs ganze Zimmer laufen: alle achten darauf, daß seine Knie nicht den Boden berühren, und fordern ihn auf, schneller zu laufen oder lauter zu bellen; der Bestrafte steht auf, widerspricht, macht weiter, schüttelt sich vor Lachen, die Strafe nimmt kein Ende.

Die Streichholzschachtel: Die Gäste müssen sich den Deckel einer kleinen Streichholzschachtel weitergeben: der Geber hält den Deckel, indem er seine Nase in eine der Öffnungen steckt, der Empfänger muß ihn am anderen Ende ebenfalls nur mit der Nase abnehmen, ohne die Hände zu benutzen.

Hier hat der Schwiegervater großen Erfolg, als er versucht, seine dicke Nase in die Öffnung der Schachtel zu stecken, die ihm ein junges Mädchen hinhält, das er kaum kennt (die älteste Tochter von Daniel Célisse, 16): er muß sich sehr lange und nahe an sie heranmachen, bis es ihm gelingt, ihr die Schachtel abzunehmen.

Die Waden: An diesem Spiel nehmen alle erwachsenen Männer und nur die verheirateten Frauen teil (einschließlich der Braut). Die betreffenden Frauen verschwinden zunächst aus dem Saal und verstecken sich alle (es sind fünf) hinter dem großen Kleiderständer, hinter dem man unterdrücktes Lachen, Geflüster, Schreie hört, als er umzufallen droht; von Zeit zu Zeit ein Blick durch zwei auseinandergeschobene Kleidungsstücke. Unterdessen haben sich die Männer auf aneinandergereihte Stühle gesetzt, die Schuhe ausgezogen und die Hosen bis zu den Knien oder zum Oberschenkel aufgekrempelt. Die Frauen kommen nun nacheinander mit verbundenen Augen herein und betasten die nackten Beine der Männer, um herauszufinden, welche ihrem

Mann gehören, wobei die Männer jedesmal die Plätze wechseln, um die Spuren besser zu verwischen.
Auf dem Spiel steht die Ehre der Ehefrau, die sich nicht irren darf, sowie die Ehre der jungen Braut, die sich im Gegenteil irren muß. Hier aber kommt es anders: daraufhin spöttisches Gelächter, schamhafte Proteste der jungen Frau, die schwört, nur zufällig richtig geraten zu haben, gespielte Verwirrung der Schwiegermutter, die ihren Gatten zu identifizieren glaubte, während es sich in Wirklichkeit um einen jungen Mann handelte, usw.
Die Knoten (das einzige Spiel, das nicht von Daniel, dem ältesten Bruder des Bräutigams, sondern von Claudes Frau organisiert wurde): Dieses Spiel ist dem jungen Paar vorbehalten, dem man ein langes Haar überreicht, mit der ebenso knappen wie obskuren Anweisung, gemeinsam Knoten hineinzupraktizieren. Sobald sich das Haar in den Händen der Brautleute befindet, werden alle Worte, die sie austauschen, zweideutig verstanden, als handle es sich um das Gespräch der Neuvermählten während der kommenden Hochzeitsnacht: daher schweigen alle Umstehenden, um besser hören zu können und die Fiktion aufrechtzuerhalten; sie kommunizieren nur mit den Augen, um die Brautleute, die nicht informiert wurden, laut reden zu lassen, ohne je einzugreifen, ohne auf ihre Fragen zu antworten, und ohne zu lachen. Die Mutter der Braut, die im Prinzip nicht an diesem Spiel teilnimmt, ist wohl nur aufgrund der Tatsache anwesend, daß sie seine Absicht nicht begriffen hat.
Der Ehemann (verdutzt): »Aber wie denn? Was sollen wir machen? (zu seiner Frau) Hast du das kapiert? Gut, ich mach halt irgendwas . . .« (Schweigen, dann zur Umgebung, die stumm bleibt:) »Ist das richtig so?« (Es folgt eine Reihe von doppeldeutigen oder, wie man sagt, »schlüpfrigen« Sätzen). Das Geheimnis des Spiels wird schließlich gelüftet, zur großen Verwirrung der jungen Eheleute, die kaum wagen, sich an ihre Worte zu erinnern. Boshaft werden sie von anderen wiederholt.
Die Kinder ziehen kleine gefaltete Papierlose, die sie aus Teilen der Speisekarten und aus Zigarettenpäckchen usw. selbst hergestellt haben und auf denen Schimpfwörter und Beleidigungen, z. B. »du bist doof«, »du bist mies«, »Scheiße« usw., sowie groteske Karikaturen stehen: das Opfer heuchelt Erstaunen, liest mit lauter Stimme vor, die Kinder lachen sich tot, die Eltern schmunzeln und werfen sich wissende und belustigte Blicke zu. Ab und zu ziehen die Kinder ihre Mäntel an und rennen hinaus, um draußen zu spielen, kommen kurz zurück und vergessen, die Tür zu schließen, rennen wieder raus, usw. Dann spielen sie mit dem Holzfeuer, indem sie die verschiedensten Geschosse hineinwerfen, nur um des Vergnügens willen, sie brennen zu sehen: die Eltern helfen ihnen, neue Geschosse zu finden und die schlecht geworfenen aufzulesen, die neben das Feuer gefallen sind.

Am Ende des Tages, gegen 20 Uhr, beginnt die Mutter der Braut vom Gehen zu sprechen, da der Saal für den Abend freigemacht werden müsse. Sanft drängt sie die Gäste zum Kleiderständer, organisiert bei den anwesenden Paaren (also praktisch bei der Familie des Bräutigams, die insgesamt vier Ehepaare aufweist, gegenüber nur einem einzigen auf der Seite der Mutter selbst), die Sammlung der »Münze« für die Küche, wobei sie die Summe jedesmal selbst festsetzt. Sie ist es auch, die diese Münze den Nutznießern übergibt, die sie, wie es scheint, mit Namen kennt.
Da die Familie der Braut an Ort und Stelle wohnt, sind die einzigen, die wegfahren müssen, die drei Brüder des Bräutigams: alle versammeln sich um drei Autos, der eine wischt dem anderen seine Windschutzscheibe, man diskutiert über die Straße, die man nehmen soll, trödelt herum, die Wagentüren stehen weit offen, die Kinder steigen wieder aus und setzen sich woanders rein, wo sie gerade Lust haben, keiner achtet darauf, schließlich sitzen alle im Auto, man schaltet falsch, hupt, hält an, betrachtet sich die Sache nochmal, alle reden gleichzeitig. Endlich setzen sich die Autos ganz langsam in Bewegung, nehmen die richtige Reihenfolge ein, die Scheiben werden heruntergekurbelt, die Fahrer rufen einander zu: »Alles okay? Fahren wir? Kleb mir nicht so am Arsch, es ist glatt . . . Und ich muß noch tanken, laßt mich nicht hängen, ich kenn mich hier nicht aus«, usw. Die Neuvermählten fahren in ihrem 2 CV ein Stück mit, führen die Kolonne an, um den Weg zu zeigen.
Die drei Brüder »beschließen die Hochzeit« bei demjenigen von ihnen, der als erster seine Wohnung erreicht. Sie nehmen die Mutter mit, die sich plötzlich Sorgen macht: »Aber Jean (der Bräutigam), was hat er gesagt? Fährt er nach Hause, oder was? Vielleicht sollen wir auf ihn warten?« Die anderen sehen sich belustigt an: »Vielleicht sollten wir ihn auch noch ins Bett bringen? Mach dir um ihn keine Sorgen für heut abend, er wird sich bestimmt nicht langweilen . . .« Man lacht. Die Mutter schweigt einen Augenblick: »Also, ich glaube nicht (gemeint ist: daß sie heute nacht zusammen schlafen), nein, das würde sie nie zulassen.« Alle verstehen, daß mit »sie« die Mutter der Braut gemeint ist.

Die zweite Zeremonie: die Kosten der Ehrbarkeit

Vorbereitungen

Der Priester kommt in Zivilkleidung ins Haus der Braut, um die offiziellen Brautbilder zu machen. Vor der Kirche, 15 Uhr, versammeln sich Leute, andere stehen an den Fenstern oder Türen, man erwartet die Ankunft der Autos.
Jacques Célisse und seine Frau sind da, sie haben ihre Kinder nicht

mitgebracht. Sie unterhalten sich mit einem Ehepaar, das aus Jacques' Dorf gekommen ist, die einzigen Personen, die sie hier kennen. Sie wundern sich, daß sie Claude und seine Frau nicht sehen.
Ankunft der Autos (die vom Haus der Braut kommen): zuerst der Bräutigam in seinem 2 CV in Begleitung seiner Mutter, dann die Familie der Braut (ihre Eltern und ihr jüngerer Bruder einerseits, ihr älterer Bruder und seine Braut andererseits, in deren Auto auch die beiden Töchter von Daniel Célisse sitzen), schließlich die Braut, die von Daniel geführt wird (dicht gefolgt von seiner Frau). Der Wagen der Braut ist mit weißem Tüll drapiert, in dem Blüten aus rosa Kreppapier stecken. An jedem Türgriff sowie an der Spitze der Antenne befindet sich eine weiße Schleife.
Die Braut fühlt sich wohl. Langsam steigt sie aus dem Auto. Sie trägt ein langes, sehr schlichtes weißes Kleid, über das ein kurzer, mit weißen Federn gesäumter Umhang aus Satin fällt. Um den Hals trägt sie ein kleines goldenes Kreuz, in der Hand einen Strauß rosa und weißer Blumen. Ihre kurzen Haare sind Strähne für Strähne zu einem lackierten Knoten aufgesteckt und mit kleinen Blüten gespickt.
Die Mutter ist sehr geschäftig. Bisher hat sie den Strauß der Braut getragen, sie überreicht ihn ihr, bringt die Falten des Umhangs in Ordnung, weist die Célisse zurecht, die sich damit aufhalten, einander zu begrüßen. Sie trägt einen kurzen perlgrauen Mantel mit weißem Pelzkragen. Sie organisiert den Hochzeitszug.

Der Hochzeitszug

Der Bräutigam und seine Mutter werden aufgefordert, den Weg zu nehmen, der zum Kirchenportal führt, wo sie der Priester in vollem Ornat begrüßt. Für die Mutter kommt das sichtlich unerwartet; sie geht neben ihrem Sohn los, man folgt ihnen mit den Augen, sie schauen einander nicht an, fassen sich nicht an, er tut so, als würde er den Himmel inspizieren, läßt die Arme baumeln; er trägt einen neuen, graublauen Anzug und einen weißen Rollkragenpullover. Sie, ganz in Schwarz, sieht beim Gehen auf ihre Füße.
Als sie am Portal angelangt sind, gibt die Mutter der Braut das Zeichen, daß man folgen kann, aber der Zug bildet sich nur langsam; die einen (die Leute aus dem Dorf) stürzen in die Kirche, um den Einzug der Braut nicht zu versäumen, die anderen (die Célisse) fragen sich, ob sie die Braut begleiten sollen oder nicht.
Unter der Vorhalle nimmt die Braut den Arm ihres Vaters, der einen schwarzen Anzug und ein weißes Hemd trägt, das Kinn hochreckt und sichtlich bewegt ist. Er winkt ungeduldig nach hinten (jedoch ohne zu wagen, sich umzudrehen), damit man sich vor ihn stelle.
Aber nur Francis Elleboode und seine Braut plazieren sich korrekt: er trägt

seine Uniform der Technischen Hochschule, sie ein langes Kleid, Stil Liberty, darüber einen langen, bis zu den Füßen reichenden Umhang. Ihre langen blonden Haare fallen anmutig über die weit zurückgeworfene Kapuze. Sie halten sich bei der Hand und gehen sehr langsam vor der Braut den Mittelgang hinauf.
Vor ihnen versucht die Frau von Daniel Célisse etwas zu improvisieren: da ihr Mann seitwärts verschwunden ist, stellt sie ihre beiden Töchter nebeneinander (beide in ihrem Festtagsstaat: langer Rock, weiße Bluse, weißer Schal sowie zu einem Knoten aufgesteckte Haare, während sie bei der ersten Zeremonie in superkurzem Minirock erschienen waren) und dirigiert sie, indem sie rückwärts vor ihnen hergeht. Auch sie hat ihre Staatsgarderobe angelegt, einen langen Rock mit Goldborten; in der Hand hält sie einen kleinen, von einem Fotoapparat zerdrückten goldenen Netzbeutel, weiße Handschuhe.

Messe

Die Célisse machen einen schlechten Eindruck: Daniel hat den Hochzeitszug verpaßt, setzt sich neben seine Frau, die ihn zu den Männern hinüberschickt; um dorthin zu gelangen, überquert er erneut den Mittelgang, setzt sich in die vierte Reihe, wird vom Vater der Braut zur Ordnung gerufen, der allein in der ersten Reihe sitzt, und benutzt abermals den Mittelgang, um neben ihm Platz zu nehmen.
Jacques und seine Frau verlieren sich zunächst in der Menge, überlegen kurz, ob sie hinten bleiben sollen, gehen dann aber zögernd den Mittelgang hinauf, kehren wieder um, finden sich schließlich auf der Seite der Frauen wieder.
Claude und seine Frau kommen zu spät und bleiben in der Vorhalle stehen. Mitten in der Messe geht er den Mittelgang hinauf, um das Brautpaar mit einer sehr geräuschvollen, großen Polaroidkamera zu fotografieren, aus der er so schnell wie nur möglich das fertige Foto herauszieht; er verzieht das Gesicht, weil das Foto nicht sehr gelungen ist, steckt es in seine Tasche, fängt unter einem anderen Blickwinkel nochmals an, wobei er mit großen Schritten den Chor durchquert.
Beim Meßopfer stellt sich die Mutter am falschen Ende der Reihe an und wird von der Mutter der Braut auf den richtigen Weg gebracht. Da sie ganz spontan aufgestanden war, hat sie ihre Handtasche auf dem Stuhl liegenlassen, so daß sie ohne Geld dasteht, als sie ihren Obulus in die Schale legen soll, die man ihr reicht, nachdem sie den Hostienteller geküßt hat. Sie wühlt in ihren Taschen, gerät in Verwirrung, bleibt stehen und weiß nicht, was sie tun soll. Man stößt sie an, um ihr zu verstehen zu geben, daß sie weitergehen soll.

Jacques und seine Frau bleiben sitzen, statt sich einzureihen, als sie dran sind: damit verursachen sie eine abermalige Unterbrechung der Prozession, da die Leute hinten einen Augenblick zögern, bevor sie sich entschließen, sie zu überholen.
Bei den Célisse scheint sich nur die Frau von Daniel auf vertrautem Terrain zu befinden, aber auch sie läuft hierhin und dorthin, um die Höhepunkte der Zeremonie mit Blitzlicht aufzunehmen (Tausch der Ringe, Eintragung ins Kirchenbuch), wobei sie durch ihren rationellen Umgang mit dem Raum und dem Ritual ein fast routiniertes Verhältnis zur Sache an den Tag legt, im Gegensatz zu den Elleboode, die diesmal keinen Fotoapparat hervorgeholt haben und wissen, daß sie auf der Seite der handelnden Personen stehen.
Die Elleboode, die vor ihrem Publikum, ihren Freunden und Bekannten auftreten, haben ganz offensichtlich das Gefühl, einen großen Tag zu erleben, und ihr Verhalten steht in vollkommenem Einklang mit der Feierlichkeit des Zeremoniells.
Die Mutter, die Verlobte von Francis sowie eine Freundin der Familie gehen unmittelbar nach der Braut zur Kommunion, und sie tun es als einzige (der Bräutigam kommuniziert nicht). Michel, der jüngere Bruder, hält die Opferschale neben dem Priester, der den Hostienteller reicht.
Die Braut spricht mit klarer und deutlicher, weit hörbarer Stimme die Sätze, die sie nach einem modernisierten Ritual mit ihrem Bräutigam austauscht (»Jean, willst du mein Gemahl sein . . .« oder »Jean, ich gebe dir diesen Ring . . .«), der, ungenügend vorbereitet, leise und stockend antwortet und durch seine Wiederholungen und langen Pausen zwischen den Worten eine Art ängstliches Unbehagen schafft, wenn die Reihe an ihm ist zu sprechen.

Hochzeitszug

Hinter dem Brautpaar bildet sich erneut eine Art Zug mit den Eltern der Braut und ihrer Familie, dann gehen alle durcheinander.
Claude Célisse und seine Frau warten hinten in der Kirche, bis Jacques und seine Frau sie einholen, sie küssen sich, zeigen sich die mehr oder weniger mißglückten Fotos, geben beim Hinausgehen Kommentare ab.
Das Brautpaar läßt sich folgsam fotografieren, die Eltern Elleboode stellen sich spontan rechts und links daneben auf, lächeln.
Dann geht man langsam zu den Autos, setzt sich hinein. Die Célisse folgen der Wagenkolonne, ohne recht zu wissen, was passieren wird. Schließlich gelangt man zum Festsaal.

Gratulationen

Das Brautpaar stellt sich an die Eingangstür des Festsaals, um die Glückwünsche entgegenzunehmen.
Folgende Personen stellen sich, von der Tür aus gesehen, in einer Reihe auf: die Braut, der Bräutigam, die Eltern der Braut, Francis Elleboode (ältester Bruder der Braut) mit seiner Verlobten, Michel Elleboode.
Am Ende der Reihe befinden sich ein erster Tisch für die eingepackten Geschenke, die mitgebrachten Blumen (Topfpflanzen, kunstvoll arrangierte Immortellen usw.), sodann ein zweiter, sehr großer Tisch mit einem weißen Tischtuch, das bis zur Erde reicht; auf ihm stehen etwa hundert aneinandergereihte Gläser sowie eine Armee von Schinkenbrötchen, die von einer Kellnerin in weißer Schürze verteilt werden.
Man ruft die Mutter des Bräutigams herbei, damit sie sich zwischen ihren Sohn und die Elleboode stelle. Die Leute defilieren, verweilen lange bei den Brautleuten, grüßen dann rasch die Mutter des Bräutigams, die sie nicht kennen, und bleiben erneut bei den Eltern Elleboode und ihren Kindern stehen: die Mutter des Bräutigams ist zwischen zwei kleinen Menschenansammlungen ständig allein.
Tatsächlich haben sich auf seiten der Célisse nur ein Cousin mit seiner Frau eingefunden, die bald nach Douai zurückfahren wollen, wo sie ihre Kinder gelassen haben, sowie ein junges Ehepaar, Nachbarn und alte Freunde der Brüder Célisse, die mit ihnen in einer Ecke des Saals stehen und sich von fern über das Gesicht lustig machen, das der Bräutigam und seine Mutter ziehen; dieses Paar beglückwünscht das Brautpaar in Begleitung der Brüder Célisse im allerletzten Moment, als alle Gäste schon vorbeigezogen sind, und wenden sich, wie diese, nur an die Brautleute.

Erfrischungen und Lustbarkeiten

Die Leute (fast 200 Personen) bleiben stehen, ein Glas in der Hand, essen die Brötchen (von denen es immer wieder Nachschub gibt) und plaudern in kleinen Gruppen. Dann setzt die Musik ein, die Lampions gehen an. Die Leute setzen sich auf die Stühle, die rings an den Wänden verteilt worden sind, um in der Mitte eine große Tanzfläche freizulassen.
Die Célisse sind verwundert (auch der Bräutigam), sie ziehen ihre Mäntel aus. Die Frauen von Jacques und Claude haben Stiefel an, was sie bedauern.
Der Ball dauert bis 1.00 Uhr morgens; zwischendurch, im Abstand von mehreren Stunden, werden zunächst mit Creme Chantilly gefüllte Kuchen, dann Torten und schließlich Obstsalat verteilt. Rot- und Weißwein sowie Orangensaft werden nach Belieben gereicht.

Die Farandole, an der alle teilnehmen, hat hier nichts mehr mit der »gedrängelten« gemein. Man tanzt sie als Reigen, Hand in Hand, mit kleinen Schritten: jemand stellt sich in die Mitte des Reigens und wählt in der Runde eine Person des anderen Geschlechts aus, die er in die Mitte führt; dort hocken sie sich auf einen imaginären Teppich einander gegenüber, halten sich an den Schultern und küssen sich viermal auf die Wangen. Der erste begibt sich wieder in den Reigen, der zweite wählt seinerseits einen Partner, und so fort. Bei dieser »Teppich-Farandole« sieht die Spielregel gewöhnlich vor, daß man nie seinen eigenen Gatten wählt, und die Übertreter müssen alle möglichen faulen Witze über sich ergehen lassen (außer dem Brautpaar); aber hier weiß man nicht genau, wer wessen Gatte ist, so daß diese Regel nicht zum Zuge kommt.
Bei der ersten Farandole hat sich der Bräutigam selbst in die Mitte gestellt; er hat die Braut gewählt, die wiederum ihren Schwager Jacques Célisse wählt, der die Höflichkeit erwidert und die Verlobte von Francis Elleboode wählt, dann geht alles durcheinander. Diese Farandole ist gewöhnlich sehr lang, um jedem eine Chance zu geben, gewählt zu werden. Hier wird sie häufig wiederaufgenommen, immer wenn die Tanzfläche leerer wird und die Stimmung sinkt. Die Célisse sind von dieser Art Farandole nicht begeistert: Jacques klagt über schmerzende Knie, die Frau von Claude hat angeblich eine Allergie und zeigt verärgert auf ihre von den Küssen und männlichen Bärten gerötete Haut.
Die Stühle: Dieses Spiel kommt hier nur sehr schwer in Gang; zwar nimmt Daniel Célisse sich seiner an, aber er weiß nicht so recht, wer spielen und wer zuschauen will. Schließlich gibt es etwa zwanzig Teilnehmer. Da man auch hier die Beziehungen zwischen den Spielern kaum kennt (außer den Alters- und Geschlechtsunterschieden), ist die Anstößigkeit der Situationen schlecht einzuschätzen, man weiß nicht, wer auf wessen Knien landet usw., was die Komik des Spiels entschärft. Die beiden letzten Spieler, die sich um den letzten Stuhl reißen müssen (eine Freundin der Braut und ihr eigener Bruder, ein Physiklehrer), entfalten eine wahre Strategie um diesen Stuhl, indem sie ihn z. B. genau in dem Augenblick wegziehen, da der andere im Begriff ist, sich darauf zu setzen, was bei der vorherigen Hochzeit niemandem in den Sinn gekommen wäre.
Der Sohn von Claude Célisse (9 Jahre), der überflüssigerweise eine große Tasche mit vielen Papieren und Bleistiften in Erwartung diesmal undurchführbarer Spiele mitgeschleppt hat, will unbedingt das Tortenbodenspiel spielen (in dem er ein Meister ist): man erklärt ihm, daß das hier unmöglich sei, und um ihm eine Freude zu machen, versucht sein Onkel Daniel ein Spiel mit Partnertausch zu organisieren, indem er den Knaben mit einem Kochtopf

ausrüstet, auf den er schlagen soll, wenn der Wechsel auf der Tanzfläche stattfinden soll. Doch das Signal geht im Lärm unter, nur die Célisse achten darauf, die anderen schauen den Knaben belustigt und nachsichtig an, ohne zu gehorchen. Das enttäuschte Kind gibt auf und zieht sich schmollend in eine Ecke zurück.
Als letztes Mittel schlägt Claudes Frau schließlich einen anonymen Streich vor, der dem Brautpaar gespielt werden soll: man befestigt eine alte Konservendose am Auspuff ihres 2 CV. Die Wirkung verpufft dann aber, weil die Heimfahrt keinen kollektiven Charakter hat wie beim ersten Mal, so daß die einzigen Zeugen des Streichs die wenigen Personen sind (fünf oder sechs), die bis zum Schluß geblieben sind.

Heimfahrt

Sie erstreckt sich über den ganzen Nachmittag und Abend. Die Mutter der Braut gibt sich ganz ihren Pflichten als Gastgeberin hin (sie trägt genau dieselbe Kleidung wie bei der ersten Hochzeit, was jedoch nur die Fotografien beweisen: ihr Verhalten unterscheidet sich in beiden Fällen so stark, daß man glaubt, sogar ihre Garderobe habe sich verändert): Sie bietet Kuchen an, läßt die Gläser füllen, fordert jemand zum Tanzen auf, der sich zu langweilen scheint; sie geleitet die Abschiednehmenden bis zur Tür und dankt ihnen fürs Kommen.
Zwischen zwei Tänzen läßt sie eine Ecke des Tischs abräumen, arrangiert einen Immortellenstrauß und läßt vor diesem Hintergrund ihren Sohn öffentlich in seiner Uniform der Technischen Hochschule neben einem kleinen Mädchen posieren, dessen Pate er ist, um sie zu fotografieren.
Die Célisse wissen nicht recht, wann sie gehen sollen: ein erster, verfrühter Versuch wird von Jacques unternommen. Schon zieht man die Mäntel an, doch die Eltern der Braut eilen herbei und machen darauf aufmerksam, daß die Torte noch nicht serviert worden ist, daß man dableiben müsse usw. Man setzt sich wieder.
Ein zweiter Versuch wird eine Stunde später unternommen, aber da haben die Brautleute gerade angefangen, ihre Geschenke auszupacken, wieder muß man warten. Endlich beschließt Jacques aufzubrechen, indem er die Müdigkeit seiner Mutter vorschiebt. Es ist 11 Uhr abends. Die Elleboode begleiten sie an die Tür und danken ihnen mechanisch für ihr Kommen. Die anderen Célisse (Daniel und Claude sowie die befreundeten Nachbarn) gehen später, jeder für sich.

Um die zweigeteilte Hochzeit sowie die systematischen Gegensätze im Ritual, in den Festtechniken, den Kleidern, den Verhaltensweisen zu verstehen, braucht man nur zu erkennen, daß sie eine alles in allem harmonische Lösung des äußerst schwierigen Problems ist, das eine Hochzeit immer stellt, indem sie zwei Familien, die sich nicht selbst ausgesucht haben, in einem Fest zusammenbringt. In diesem besonderen Fall handelt es sich darum, die Normen der Geselligkeit und die ethischen Erwartungen zweier Gruppen miteinander zu versöhnen, die zwar *derselben Klasse* angehören (da sie auf ökonomischer und kultureller Ebene nichts voneinander unterscheidet), jedoch *in verschiedenen Augenblicken* und daher mit ganz verschiedenen Eigenschaften erfaßt werden: in den fünfzehn Jahren, welche die Eltern der Braut von den Eltern des Bräutigams trennen (die Mutter der Braut steht dem Alter nach dem ältesten Bruder des Bräutigams näher als seiner Mutter), hat *die Klasse in ihrer Gesamtheit* kollektive Veränderungen erfahren, insbesondere in ihrem Verhältnis zum Unterrichtswesen, die unweigerlich die wirtschaftlichen und schulischen Strategien, insbesondere die Vorstellungen über die Zukunft und den sozialen Aufstieg, bestimmt haben müssen (eine der subtilsten Auswirkungen der Verschiebung der Sozialstruktur, die sich aus der allgemeinen Erhöhung des Lebensstandards ergibt, besteht darin, daß kollektive Veränderungen – beispielsweise bei Begegnungen von Gruppen ähnlich der hier beschriebenen – als Leistungen individueller Mobilität wahrgenommen werden können). Dieser Abstand wird noch dadurch vergrößert, daß die Mutter der Braut, die aufgrund ihres Berufs als Hausschneiderin relativ enge Kontakte mit bürgerlichen Familien unterhält, die relative Öffnung des Unterrichtswesens voll ausgenutzt hat: während man sich in der Familie des Bräutigams den Verdikten der Schule beugte und die Träume von sozialem Aufstieg in das Reich des »glücklichen Zufalls« oder des »großen Loses« verwies, hat die Mutter der Braut alle zur Verfügung stehenden Mittel aufgeboten, um ihre Kinder durch eine rationelle Inanspruchnahme des Schulsystems zu fördern (daher ist der mittelmäßige Erfolg ihres jüngsten Kindes ein Problem, zu dessen Lösung sie ihre ganze Energie aufwendet, indem sie die Lehrer aufsucht, an den Elternabenden teilnimmt, Rechenschaft fordert usw.).

Ebenso unterscheiden sich die beiden Familien in ihren Ehestrategien sowie in der Vorstellung, die sie sich von einer gelungenen Hochzeit machen: auf seiten der Braut hat man ein schärferes Bewußtsein dafür, daß es Normen gibt, und ist stärker darauf bedacht, sich nach ihnen zu richten. Der Bräutigam ist der Familie der Braut seit langem bekannt, und sie war es, die den günstigen Zeitpunkt ausgewählt hat, um die Hochzeit zu begehen (die

beruflichen Verhältnisse sind auf beiden Seiten geregelt und der Bausparplan seit langem von der Braut unterzeichnet). Die Familie des Bräutigams dagegen hat sich von den Ereignissen gleichsam überrumpeln lassen (ohne daß sich diese Asymmetrie gänzlich mit der Tatsache erklären ließe, daß im allgemeinen die Familie der Braut für die Organisation der Hochzeit verantwortlich ist). Mehr noch: da auf seiten des Bräutigams die Kinder seit langem etabliert sind und nahezu endgültig feststehende (und anerkannte) Positionen erreicht haben, zeigen sie wenig Neigung, in der gesellschaftlichen Hierarchie aufzusteigen, und können von der Hochzeit ihres kleinen Bruders kaum etwas anderes erwarten als einen Anlaß zur Fröhlichkeit. Der Bräutigam ist das letzte, spät gekommene Kind; was immer er tut, seine älteren Geschwister haben über ihn die gelassene Autorität des Alters. Alles deutet darauf hin, daß seine Frau, ohne daß irgend jemand es wollte, einige Schwierigkeit haben wird, einen behaglichen Platz in dieser Familie zu finden, in der seit zehn oder zwanzig Jahren (was die Frauen der älteren Geschwister betrifft) alle Stellungen fest besetzt und die Beziehungen geknüpft sind. Auf der anderen Seite dagegen »sind noch alle Hoffnungen erlaubt«, wie es heißt, da alle Kinder in der Ausbildung stehen; die Braut ist die älteste und ihre Heirat zunächst ein Ereignis für ihre eigene Familie, um so mehr, als die lokale Tradition zu einer gewissen Feierlichkeit zwingt: es handelt sich um eine Familie aus Dunkerque (als solche definiert sie sich jedenfalls, obwohl sie geographisch näher bei St. Omer als bei Dunkerque wohnt); und die Hierarchie, die zwischen den beiden Familien entsteht, verdankt sich ohne Zweifel zum Teil dem – nicht nur ökonomischen – Vorrang dieser katholischen Region über das Bergbaugebiet, das traditionell als »rot« gilt und sich heute in der Rezession befindet (was die Verbundenheit der Familie des Bräutigams mit ihrer Heimat nur noch verstärkt). Noblesse oblige, oder wie die Mutter der Braut es in ihrer eigenen Sprache sagt: »Der Flame ist stolz, da kann man nichts machen.«

Die Strategie der zeitlichen Verdoppelung, die hier verfolgt wurde, ist nur eine der möglichen Lösungen (in einem anderen Fall konnte man z. B. eine nicht verdoppelte, sondern wirklich doppelte Zeremonie beobachten, eine Art Kombination zwischen diesmal zwei Auffassungen der Religion, mit einer sogenannten Messe unter freiem Himmel, während einer Art Picknick, begleitet von der Lesung von Texten Garaudys und Saint-Exupérys). Die hier gefundene Lösung, auch wenn sie in ihrer Brutalität sehr gewagt ist, stellt eine Art Gleichgewicht her: ihr kommt zumindest das Verdienst zu, sich dem Problem klar gestellt zu haben, und auch wenn die Dinge nicht völlig transparent werden, so bleibt doch nur soviel Vertuschung übrig, wie notwendig ist, um den Bruch zwischen den Gruppen zu vermeiden. Aber es ist eine kostspielige Lösung. Zunächst für den Bräutigam, eine plötzlich verdoppelte Figur, dessen Verhalten, Habitus und Sprache bei beiden

Hochzeiten völlig verschieden sind und der ein weiteres Mal dem Problem, das ihm seine doppelte Zugehörigkeit unaufhörlich stellt, ins Auge sehen muß: Zugehörigkeit zu seiner Herkunftsgruppe mit volkstümlicher Dominante sowie zu seiner Zielgruppe mit kleinbürgerlichen Bestrebungen. Hier aber prallen die beiden Personen, die er vor einem Publikum allein jeweils mit Leichtigkeit spielt, aufgrund der Tatsache aufeinander, daß sich beide Gruppen vereinen, und er ist gehalten, das Doppelspiel vor aller Augen zu spielen: unter dem Blick seiner Verlobten (und deren Familie), wenn er sich in Gesellschaft seiner Brüder vergißt; unter dem Blick seiner Brüder, wenn er seine Verlobte feierlich zum Altar führt. Es ist ihm kaum möglich, sich dem Zauber des Augenblicks zu überlassen oder irgend etwas Spontanes zu tun, da er unaufhörlich gezwungen ist, sich mit den Augen seines Doubles zu sehen und immer auf irgend jemand Rücksicht zu nehmen, auf seine Verlobte bei der ersten Hochzeit, die er von Zeit zu Zeit fragt »wie geht's?«, und auf seine Brüder bei der zweiten, denen er einen neckischen Blick zuwirft, als er am Arm seiner jungen Frau auf dem Mittelgang der Kirche an ihnen vorbeigeht: diese Blicke, so anzüglich sie sein mögen, wollen die Komplizenschaft des Bräutigams mit beiden Gruppen zugleich bekräftigen (und gleichzeitig betonen, daß er weder zur einen noch zur anderen gehört), aber es liegt auf der Hand, daß sie ganz besonders notwendig sind, wenn er sich seiner Herkunftsfamilie zuwendet, deren Unbehagen und Verwirrung angesichts eines unbekannten Zeremoniells er kennt (und teilt) und die sich im übrigen mit diesem Wenigen begnügt, um ihn freizusprechen und bereit zu sein, an der Hochzeit eines der Ihren als Fremde teilzunehmen. Wie man sieht, ist diese Lösung für die Familie des Bräutigams nicht weniger kostspielig, denn sie ist gezwungen, illusionslos die Rolle zu spielen, welche die Symmetrie ihr aufnötigt, obwohl sie ihr nicht gewachsen ist: da sie versucht, den Verpflichtungen ins Auge zu sehen, gelingt es ihr, sich zweckmäßig zu verhalten, indem sie sich damit begnügt, allen Bewegungen zu folgen, und es vermeidet, irgendeine Initiative zu ergreifen. Diese Vorsicht setzt sich sogar bei den Kindern durch, denen die Umstände befehlen, sich in beiden Fällen nach ihren Eltern zu richten, also auch nach der Umsicht, die sie bei der zweiten Hochzeit an den Tag legen, so wie sie bei der ersten Hochzeit ihren Überschwang teilen konnten.

Sie sind für ihre Eltern um so verwirrendere Zeugen, als sie sichtlich die Normen des ersten Festes einbringen und keinerlei Bereitschaft zeigen zu verstehen, was sich verändert hat: sie erleben als – empörende, da ungerechtfertigte – Willkür was doch nur den Umständen zuzuschreiben ist und was die Eltern, die deren erste Opfer sind, nicht zu erklären vermögen und nur durch moralisierende Vorschriften vermitteln können (»das tut man hier nicht«, »kannst du nicht aufpassen?«).

Schließlich ist es auch für die Familie der Braut eine kostspielige Lösung,

denn sie hat, weil sie die Initiative ergreifen wollte, die gesamte Verantwortung für beide Hochzeiten zu tragen, was nicht ohne Sorgen und Ängste abgeht. Was die Organisation der zweiten Hochzeit betrifft, so genügte es freilich, sich auf ein fix und fertiges Ritual und eine Anzahl »einkalkulierter« Dienstleistungen zu verlassen, was augenblicklich sowohl die Entscheidungen bestimmte als sie auch der Sorge um ihre Legitimität enthob und der Familie zu der Überzeugung verhalf, »alles richtig zu machen«: da war die Friseuse, der es mit Hilfe von Nadeln und Spray gelungen war, aus den kurzen Haaren der Braut einen vornehmen Knoten zu machen, um sie einer bestimmten Vorstellung von Respektabilität anzugleichen; der Priester, der zu Hause das offizielle Hochzeitsbild aufnahm, dann die Messe nach einem Ritual zelebrierte, das er selbst gestaltet hat – eine Mischung aus Altem und Neuem; der Gaststättenwirt, der zum genannten Zeitpunkt die Brötchen, Kuchen und Torten für den »Lunch« geliefert hat (schon die Wahl dieses Wortes ist bezeichnend): lauter Spezialisten, die an dem Ereignis teilhaben – und davon profitieren – und die man nur gewähren zu lassen brauchte. Desgleichen gibt es kein Detail des Zeremoniells, das nicht von der offenkundigen Notwendigkeit eines fertigen Entscheidungssystems geprägt wäre, ob es sich nun um die weißen Tüllschleifen an den Wagentüren oder um die in einem Boden aus Moos steckenden Immortellen im Ballsaal handelt, um das langsame Defilee der Gratulanten oder den gedämpften Ton, in dem sich die Leute in kleinen getrennten Gruppen unterhalten, um den gemessenen, rhythmischen Schritt des Brautpaars, das aus der Kirche kommt, oder um den gerührten Gesichtsausdruck der Eltern der Braut. Doch wegen der real beschränkten finanziellen Mittel und der großen Ausgaben (Saalmiete, Lohn der Kellner, Kleider, Friseur, Lebensmittel usw.) hat man immer in der Befürchtung gelebt, »knickrig« zu sein (z. B. wurden die Brötchen serienmäßig bestellt, von einer einzigen Sorte, ebenso die Kuchen und Torten, was den Gästen das dunkle Gefühl geben mochte, von oben herab behandelt zu werden) – mit dem Risiko, dadurch den ganzen Gewinn dieser schweren Organisation einzubüßen. Denn der Gewinn existiert, obwohl nur abstrakt, nämlich in Form der Ehrbarkeit, die jedoch desto schwerer zu erringen ist, je geringer die Mittel sind: daher eine gewisse Spannung bei der Familie der Braut, eine verdächtige Redseligkeit bei der Mutter, eine übertriebene Lustigkeit beim Vater.

Man kann die so verschiedene Tonalität der beiden Zeremonien nicht den, selbst stillschweigenden, Erwartungen der Teilnehmer zuschreiben, die, sozial gesehen, in beiden Fällen dieselben sind: wir sahen ja, daß sich die beiden Familien im Hinblick auf die soziale Zugehörigkeit kaum voneinander unterscheiden und daß die Gäste der zweiten Hochzeit, also der Familie der Braut, ebenso die der Familie des Bräutigams sein könnten; Nachbarn, Freunde und Verwandte sind Arbeiter in den Zechen oder in der Metallurgie,

kleine Angestellte, Landwirte. Dazu kommen nur einige wenige »Kunden« der Mutter, Frauen aus landwirtschaftlichen Großbetrieben, sowie ein paar Freunde des jungen Paars, Lehrer wie sie, deren – leicht auszumachende – Anwesenheit freilich dazu führen kann, daß jeder sich zensiert (obwohl häufig sie es sind, die »Stimmung zu machen« versuchen, wenn die Fröhlichkeit nachläßt: besonders einer der »Chefs« der Mutter der Braut ist ein »unermüdlicher Tänzer«, der seine Ehre daransetzt, keinen Tanz auszulassen und immer die Dame zu wechseln). Auch die Örtlichkeiten sind mit im Spiel: die Kirche, dann der große Festsaal, der üblicherweise kollektiven Veranstaltungen vorbehalten ist und die Zeichen seiner Funktion behält (erhöhte Bühne, beeindruckende Anzahl von Stühlen und Kleiderständern, riesige Tanzfläche in der Mitte des Saals, große Lautsprecheranlage, ausgeklügelte Beleuchtung usw.), sind Orte, die von sich aus eine bestimmte Kompetenz erheischen sowie Feierlichkeit und Zensur auferlegen.

Vor allem aber hat sich von einem Mal zum anderen nicht so sehr die Zusammensetzung der Gruppe als vielmehr ihre *Struktur* verändert. Das erste Fest versammelt Gäste, die sich sehr gut kennen (das einzige unbekannte Paar – der Bruder der Braut und seine Verlobte – hat sich sehr früh verabschiedet, bevor die Tänze und Spiele begannen), und die momentane Übertretung der Regeln des Anstands kann das Bild, das die Gäste voneinander haben, nicht beeinträchtigen, da sie durch die Tradition erlaubt ist und kollektiv vollzogen wird, unter der Leitung der »Spaßmacher«, die die Aufgabe haben, die Leute anzufeuern, und jedem erlauben, »aus sich herauszugehen«, »sich am Spiel zu beteiligen«, d. h. in die Gruppe einzutreten, um mit ihr zu verschmelzen, ohne sich um Respektabilität und Distinktion zu kümmern. Die unbehagliche und zwiespältige Rolle des Beobachters, des gleichgültigen Teilnehmers, wird niemals so deutlich wie in solchen Augenblicken: falls er nicht aus dem Fest und damit aus der Gruppe herausfallen will, die er objektiviert und der gegenüber er Distanz wahrt, um sie zu betrachten und zu fixieren, kann er keine Fotografien von jenen starken Momenten machen, in denen die Gruppe sich gehen läßt, statt sich zur Schau zu stellen, ohne irgendeinen Verdacht zu erregen oder diskret zur Ordnung – d. h. zur geteilten Unordnung – gerufen zu werden. Man kann nur dann wirklich »feiern«, wenn jeder Teilnehmer sich in der feiernden Gruppe »vergißt«, statt sich unablässig von den anderen Teilnehmern beobachtet zu fühlen, die durch diese gegenseitige Zensur zur selben Zurückhaltung gezwungen sind. In einer halb anonymen Gruppe (wo die Zeit damit vergeht, daß man sich vorstellt), wie derjenigen, welche die zweite Zeremonie versammelt, wird jedes Individuum zu einem selbst zensierten Zensor aller anderen; es zensiert die anderen durch seine bloße Anwesenheit und zensiert sich selbst durch die antizipierte Einschätzung der negativen

Sanktion, die ihm jede Verfehlung eintragen würde. Die relative Anonymität – die meisten Teilnehmer sind Unbekannte, aber es läßt sich immer in Erfahrung bringen, wer wer ist – untersagt die kollektive Mobilisierung, die notwendig ist, um die kollektive Übertretung der Verbote sowie die heimliche Freiheit zu ermöglichen, welche die absolute Anonymität von Zufallsversammlungen verleiht. Damit erstreckt sich auf alle symbolischen Äußerungen, Verhaltensweisen, Gesten und vor allem auf die Sprache dieselbe Zensur: so kommt es, daß die Unterhaltungen vernünftigerweise unpersönlich bleiben, sogar unter nahen Bekannten, da jeder sich bemüht, längere Zwiegespräche zu vermeiden, und daß die Mutter der Braut ihre Zeit damit verbringt, sich in allzu beharrliche Gruppen einzuschalten, andere Gäste dagegen, die einen Moment allein stehen, zusammenzubringen, jeden mit einer gleichförmigen Rede zu unterhalten, kurz, das Minimum an Kommunikation aufrechtzuerhalten, das dieser rein *seriellen* Gruppe ihren minimalen Zusammenhalt verleiht. Niemand, nicht einmal der bemühteste »Stimmungsmacher«, vermag etwas gegen diese ständige Überschneidung von Zensuren, die jeder jedem aufzwingt, ohne daß irgend jemand sie wirklich anderen oder sich selbst aufzwingen will, gegen diese wechselseitige Berufung auf die Normen des bürgerlichen Anstands, die voll und ganz einzuhalten niemand sicher sein kann – daher so viele Vorsichtsmaßnahmen und Ängste. Anstand und Ehrbarkeit sind der Gewinn dieses etwas traurigen Festes, das niemand feiert, niemand wirklich will und von dem jeder sagen und denken wird, daß es gelungen war.

Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer

SCHREIBEN

Frauen Literatur Verlag

GLÜCKLICH – ODER NICHT?

Frauen im goldenen Käfig
Protokolle

gesammelt und herausgegeben
von ELFI HARTENSTEIN
mit einem Nachwort von Inge Buck
und Elisabeth Hannover Drück

10 Frauen erzählen aus ihrem Leben als Partnerinnen, Hausfrauen und Mütter: Was es heißt, in einer von Männern auf Erfolgszwang getrimmten Welt auf die eigene Karriere zu verzichten, abhängig zu bleiben trotz materieller Sicherheit – und: wie sie sich ihr Leben eigentlich vorgestellt haben. Und was passiert, falls sie plötzlich doch wieder für sich allein verantwortlich sind.

150 S., DM 16,80 ISBN 3 922768 01 6

• • •

ALLERLEI FRAU

Geschichten, Gedichte, Erträumtes
aus den Gruppen schreibender Frauen

zusammengestellt und herausgegeben von
ELFI HARTENSTEIN und
DENNY HIRSCHBACH

Frauen schreiben
– weil sie sich selbst kennenlernen wollen
– weil sie sich zur Wehr setzen mit unerlaubten Gedanken
– weil sie Widerstand leisten durch geschriebenes Leben.

Sich schreibend befreien ist der erste Schritt, am Leben nicht nur zu leiden.

208 S., DM 18,00 ISBN 3 922768-00 8

SCHREIBEN FRAUENLITERATURVERLAG
2800 Bremen 1, Lothringer Straße 11 A

Rotbuch

Frauen und Film 27: Kamerafrauen

56 Seiten · DM 6

Raumwahrnehmung und Schärfentiefe — Gespräche / Interviews / Portraits; Jutta Brückner über die Arbeit mit Hille Sagel; Interview mit Babette Mangolte; Dokumentarische Kamera: Gespräch mit Gisela Tuchtenhagen; Arbeitsjournal aus Polen; Filmkritiken zu »Wie der Handkäse ins Laufen kam«, »Laufen lernen« und »Hungerjahre«, »Flora Tristan«; Buchrezensionen und Filmkatalog.

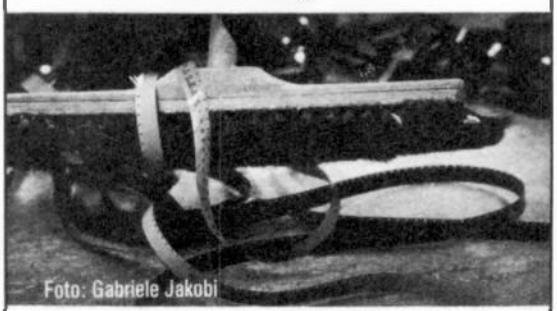


Foto: Gabriele Jakobi

Frauen und Film 28: Trauer muß Sappho tragen?

56 Seiten · DM 6 · erscheint im Juli 1981

Lesben und Film: Produktion/Konsumtion — gestern und heute; Hosenrollen und andere Zweideutigkeiten: das Spiel mit der verdrängten Homosexualität; Die Monster im Zelluloidkäfig oder »Schwester George muß sterben«. Neurotikerinnen, Mannweiber, Kesse Väter, Vampire...: Heterosexistische Stereotypen von Lesbierinnen im herrschenden Kino u.a. Artikel.

Frauen und Film kann über jede Buchhandlung bezogen werden. Wenn Sie **Frauen und Film** direkt in die Wohnung geschickt haben möchten, schreiben Sie bitte direkt an den Rotbuch Verlag. Ein Abonnement kostet DM 24 plus DM 4 Porto. Im Jahr erscheinen vier Hefte.

Wir schicken Ihnen gerne unseren kostenlosen Almanach **Das kleine Rotbuch** zu. Eine Postkarte genügt:

Rotbuch Verlag
Potsdamer Straße 98 · 1000 Berlin 30

Beatrix Campbell
Mit dem Feind schlafen?

Heterosexualität als politisches Problem

Eine Zeitlang wurde der Feminismus als eine Bewegung karikiert, die sich fast zwanghaft auf Orgasmus und die Intimbereiche des Daseins fixierte. Heute wäre eine solche Karikatur weder realistisch, noch zu erwarten, vielleicht nicht zuletzt deswegen, weil eine feministische Sexualpolitik als positives Vermächtnis in die Frauenbewegung eingegangen ist. Jetzt ist es an der Zeit, unsere Sexualpolitik zu überprüfen, und ich habe ohnehin das Gefühl, daß man aus der großen Zahl der Aktivistinnen der Bewegungen das deutliche Murren vor einem Aufstand vernehmen kann. Natürlich gibt es auch Unzufriedenheit bei homosexuellen und alleinlebenden Frauen, doch die größten Klagen kommen von heterosexuellen Feministinnen, die sich ausgeschlossen fühlen: sie sind die Sekundanerinnen, die die Mittlere Reife nicht geschafft haben, sie sind die ungezogenen Mädchen, die im Umkleideraum rauchen und mit Männern gehen.

In unserer Politik muß Heterosexualität mehr sein als nur ein verschämtes Geheimnis: sie muß wieder ein legitimes Anliegen im Gesamtkatalog feministischer Belange werden, damit wir Frauen ihren politischen Streitwert ausnutzen können. Schließlich geht es hier für die meisten von uns um die Form der Sexualität, die wir am häufigsten ausüben. Außerdem können wir dann genauer die Rolle der weiblichen Homosexualität innerhalb des Feminismus bestimmen. Weibliche Homosexualität ist eine spezifische Verhaltensweise, sie hat ihre eigene Geschichte und Kultur, aber sie ist nicht einfach identisch mit sexuellen Gefühlen zwischen Frauen, mit der politischen Zurückweisung von Männern oder einer geschichtlich genau bestimmbaren sexuellen Befreiungsbewegung.

Es ist schon ziemlich banal, darauf hinzuweisen, daß der Feminismus zum Teil aus der sexuellen und der studentischen Revolution der sechziger Jahre hervorwuchs. Doch das Wie und das Warum sind weniger klar. Zugestanden, jede Darstellung dieser Jahre muß selektiv und subjektiv sein, die meine macht da keine Ausnahme. Dennoch würde ich sagen, daß sich in der Reaktion der Frauen zwei wichtige Themen hervorheben lassen: eine Zwiespältigkeit über den Gewinn der sexuellen Freiheit auf Kosten der sexuellen Geborgenheit (es ist dabei übrigens zweifelhaft, ob die Männer jemals glaubten, daß ihre sexuelle Freiheit auch die unsere bedeutete) und

eine aufkeimende Kritik an patriarchaler Heterosexualität. Wenn wir heute an die sechziger Jahre denken, stimmt uns das nicht gerade nostalgisch. Was in der Erinnerung bleibt, ist weniger der Widerstand gegen das Balzen der Männer nach Sex, sondern daß es in einer eher altmodischen Vielfalt mehr davon gab. Und natürlich verlor auch eine Freiheitsideologie an Anziehungskraft, die die Ungleichheit der sozialen und sexuellen Stellung von Mann und Frau nicht zur Kenntnis nahm. Die sexuelle Freiheit des Mannes war historisch für viele Frauen mit dem Verlust von Schutz verknüpft, einem Schutz allerdings, der mit Abhängigkeit verbunden war. Trotzdem brachten die Jahre der Permissivität den Frauen auch einige Nebeneinnahmen, denn sie erschlossen ihnen politisch-sexuelle Freiräume: Sex war auch für Frauen erlaubt. Doch damit waren die Frauen noch nicht vor den unterschiedlichen Auswirkungen der Permissivität auf Männer und Frauen geschützt. In dieser sexuellen Revolution schwang die Trennung zwischen Sexualität und Kinderkriegen mit, aber das blieb unterschwellig, außerdem gab es damals genausowenig wie heute einen absoluten Schutz vor Schwangerschaft. Davon abgesehen war es vor allem ein Aufstand junger *Männer:* es ging um die Bestätigung des Maskulinen und der Promiskuität junger Männer, wahllos und – was das Sexualobjekt anging – nicht weiter festgelegt (solange es sich um eine Frau handelte). In der Bejahung der Sexualität wurde die *männliche* Sexualität abgefeiert.

Zu Beginn der Frauenbewegung zielte unsere Kritik an der sexuellen Revolution auf die Qualität des Beischlafs. Wir waren mit ziemlichem Hurrah auf den Sex losgegangen und standen dann vor einer schnellen und schonungslosen Enttäuschung. Die Sexualität von Frauen war ein anerkannter Tatbestand – der *Kinsey-Report* und Masters und Johnson hatten das bereits gezeigt. Es war die Aufgabe des Mannes, die Frau zu befriedigen. So stand es in den Büchern. Die Männer mußten nur geduldig sein, wir wußten ja, daß wir etwas länger brauchen würden, um zu kommen. Und daß wir kommen würden, stand außer Frage, dafür sorgten der rechte Kniff und eine starke Hand. Für uns war es ein Geduldspiel und für sie ein Fitness-Test. Das Erreichen des Höhepunkts wurde mit der Tapferkeitsmedaille für Ausdauer in unwegsamem Gelände belohnt. Es gab keine größere Schande, als hierbei kampfesmüde zu werden.

Die Nostalgie, mit der Frauen die sexuellen Spielchen erinnern, die sie trieben, bevor es mit dem Beischlafen ernst wurde (im Gegensatz zu jenem ersten, kaum denkwürdigen Beischlaf), bezieht sich wohl auf die zügellose Sinnlichkeit des Gefummels und Getastes der Heranwachsenden. Als die qualvolle Entscheidung, ob man nun »alles« machen solle oder nicht, positiv gefällt worden war, schien der Spaß vorbei. Die ganze Geschichte schnurrte zu einer schnellen Einleitung zusammen, damals als »das Vorspiel« bekannt (dessen Bedeutung für die Frau alle Bücher betonten), und dann »Bums«. Die

Bücher schienen die Enttäuschung der Frauen vorwegzunehmen, wenn sie – angesichts von Fehlschlag oder Frigidität – Geduld empfahlen. Daß Frigidität eine weibliche Befindlichkeit sei, wußten wir, doch nachdem wir uns erst einmal auf Sex eingelassen hatten, konnte uns nichts Schlimmeres passieren, als daß wir zugestehen mußten, selbst unter diese Befindlichkeit zu fallen. Wenn in meiner Schule eine »es« einmal »gemacht hatte«, dann stieß die kollektive Neugier, die wissen wollte, »wie es ist«, selten auf Begeisterung. Bestenfalls war es »ganz in Ordnung«. Ich glaube nicht, daß diese unterkühlten Reaktionen oder die liebevollen Erinnerungen an das endlose Geknutsche auf Parties oder in Jazzkellern etwas über die weibliche Bevorzugung des Sensuellen vor dem Sexuellen aussagen. Vielmehr äußerte sich darin wohl die sprachlose Kritik an einem normativen, patriarchalischen Beischlaf. Dumm war nur, daß es sich hierbei nicht einmal um eine provisorische Kritik handelte, in die die Informationen einer Masturbationskultur hätten eingehen können, wie sie den Männern zur Verfügung standen. Das hätte uns zumindest einige Aufschlüsse vermitteln können. Statt dessen rutschten wir, ohne uns dessen so recht bewußt zu sein, in den Feminismus: entweder aus einem geheimnisvollen Gefühl der sexuellen Enttäuschung oder mit dem starken, aber untheoretischen Gefühl eines Mißverhältnisses zwischen der natürlichen Ordnung heterosexueller Praktiken und der Eigenart weiblicher Bedürfnisse.

Im Anfang hat die Frauenbewegung diese ganze Problematik in die Luft gesprengt, nicht zuletzt deswegen, weil die Frauen in der Form kleiner, bewußtseinsbildender Gruppen ihre Vorstellungen zur Sexualität gemeinsam, also ohne Männer, zu ordnen begannen. Damit verfügten sie über ein politisches Instrumentarium, mit dem sie ihre sexuellen Beziehungen zu Männern reorganisieren konnten. Doch obwohl das Prinzip der Autonomie bestärkt wurde, in diesem Fall das Recht der Frauen, sich unabhängig von Männern zu organisieren, blieb die Politik der Autonomie ohne Theorie, und sie fiel letztlich einer lähmenden Verwirrung zum Opfer, als innerhalb der Bewegung die hervortretende radikal-feministische Tendenz Autonomie mit Separatismus gleichsetzte. Tatsächlich wurden zwei durchaus unterschiedliche Dinge durcheinandergebracht: eine aus Ziel-Mittel-Erwägungen bestimmte politische Trennung und eine getrennte Lebensführung.

Zur Erreichung politischer Autonomie hat Trennung eine politische Funktion: sie stellt einen Kontext her, innerhalb dessen Frauen ihre Eingriffe in die Gesellschaft, in soziale Beziehungen mit Männern und Frauen und in die Politik vorbereiten. Es handelt sich um ein Mittel, diese Eingriffe zu organisieren. Es handelt sich nicht um eine Schutzzone innerhalb der Gesellschaft. Bis zum Jahre 1973 war die Auseinandersetzung zwischen sozialistischen Feministinnen und radikalen Feministinnen zu einem Dauerzustand geworden. Sie brachte die Vorherrschaft der radikal-feministi-

schen Rhetorik, einer Rhetorik, die das Schuldbewußtsein und die Schwierigkeiten, die in heterosexuellen Beziehungskämpfen auftreten, verdammte und das Ganze als »mit dem Feinde schlafen« geißelte. Natürlich sprachen noch viele heterosexuelle Frauen miteinander über das, was sie beschäftigte, doch weder gab noch gibt es in der Frauenbewegung eine Kultur, in der ihre Auseinandersetzungen vertreten oder legitimiert sind. So wurde verweigert, was zuvor sorgsam erreicht worden war. Der radikale Feminismus lehnte die Männer ab, damit war Heterosexualität als eine politische Problematik erledigt. Problem gelöst.
Aus dieser Perspektive sind die folgenden Bemerkungen zu verstehen, die sich auf die sexuellen Reformbewegungen vor dem heutigen Feminismus beziehen und die die Entwicklung von Sexualpolitik innerhalb der Frauenbewegung untersuchen.

Sexualreform im 20. Jahrhundert

Neben der Kontrolle von Schwangerschaften lag ein beherrschender Zug der Bewegungen zur Sexualreform im 20. Jahrhundert in der Mobilisierung der Frauen zu einer aktiven Teilnahme an Heterosexualität, im Gegensatz zu der fetischistischen Zurückhaltung, die die Sexualität der Frau als Weibchen in der Ideologie des 19. Jahrhunderts ausgemustert hatte.
Wenn im 20. Jahrhundert über Sexualität diskutiert wird, dann ist die Frau als Objekt das Rätsel. Die Frau ist Objekt, ein Problem für Männer und ein Problem für Heterosexualität. Bis zur Frauenbewegung, als die Frauen das Subjekt von Sexualpolitik wurden, lag das Streben nach Sexualreform in einem gewissen Sinne darin, die tumbe Insolenz, den haßerfüllten, sich selbst Fallen stellenden Immobilismus aufzuheben, die die sexuellen Beziehungen vieler Frauen zu Männern charakterisierten. Da das Weibliche als geschlechtslos konstituiert worden war, mußte es nun neu aufgebaut werden, wenn auch in aller Zurückhaltung, als (wie Simone de Beauvoir es ausdrückte) das sexuelle Gegenstück zum Mann. Es ging darum, bei den Frauen wieder eine aktive Teilnahme an Sexualität zu stimulieren; dazu wurde das, was man an ihrem organischen Wesen verscharrt hatte, wieder ausgegraben und ihre Biologie Stückchen für Stückchen instandgesetzt, damit sie ihre »natürliche« Stellung und Zweckbestimmung wieder einnehmen konnten (wie der Zufall es wollte, handelte es sich in der Regel um die falschen Stückchen).

Frigidität und Orgasmus – bald sieht man sie, bald nicht

Probleme der Frigidität und der Schwangerschaftskontrolle waren die Schlüsselfragen, die die Bewegungen zur Sexualreform des frühen 20. Jahrhunderts beschäftigten. Frigidität schien für etwas symptomatisch, das bei Frauen an Massenneurose grenzte. Frigidität, wir erinnern uns, lautete die Diagnose, die Männer den Frauen stellten, die sie nicht »befriedigen« konnten – oder vielmehr den Frauen, die sich nicht zufriedenstellen lassen wollten. Es sah so aus, als ließe sich weibliche Beteiligung nicht durch Selbstentzündung garantieren; denn Weiblichkeit war durch die Konstitution als passiv bestimmt, die Frau mußte umworben und gewonnen werden, und das alles mit Geduld. Außerdem war die Frau nicht nur passiv, sie war auch noch rätselhaft. Sie zu fesseln verlangte vom Mann Virtuosität und hing von seinem organisatorischen Flair ab. Sein Versagen war ihre Frigidität. Damit war weibliche Sexualität von männlichem Einfallsreichtum abhängig gemacht worden, genauer noch: die sexuelle Zielsetzung des Mannes schien die subtile Auseinandersetzung mit einer tendenziell frigiden Weiblichkeit einzuschließen.

In der ersten großen medizinischen Untersuchung von Ehen enthüllten R. L. Dickinson und L. Beam ein Bild, das schrecklich viel Schmerz und viele Fehleinstellungen enthielt. Von den tausend Fällen, die sie untersucht hatten, erwiesen sich nur 363 als »angepaßt« und ohne Beschwerde. Einige Autoren schlugen – versuchsweise – vor, Frigidität als die Möglichkeit einer versteckten Rebellion in Erwägung zu ziehen. Eine Umfrage unter etwa 150 Frauen stellte fest, daß einige der Befragten die Schwierigkeiten mit der Sexualität nicht als Frigidität bezeichneten, sondern als »fehlende Zustimmung«. Dickinson, ein verständnisvoller Gynäkologe, der 40 Jahre lang mit Frauen gearbeitet hatte, sagte: »Es sind immer zwei Personen daran beteiligt, daß eine frigide Frau entsteht. Am besten sollten wir Frigidität als eine positive Qualität verstehen und sie nicht als die Abwesenheit sexueller Wünsche interpretieren.«

Dr. Magnus Hirschfeld, der Gründer der Weltliga für Sexualreform, zu deren Mitgliedern auch Dora und Bertrand Russell und Bernard Shaw gehörten, in der aber auch Ehe- und Geburtsberater organisiert waren, deren Betätigungsfeld in Arbeiterdistrikten lag, warnten vor den erschütternden Auswirkungen weiblicher Frigidität auf Männer und erläuterten anhand von Graphiken den traurigen Effekt, den die unterschiedliche Erregbarkeit bei Männern und Frauen hervorrief. Hirschfeld machte für dieses Problem die »Abweichung zwischen der Kurve sinnlicher Erregung bei Mann und Frau« verantwortlich: »Der Mann hat den Höhepunkt sexueller Erregung bereits überschritten, während die Frau noch auf dem Wege dazu ist.« In den meisten aller Fälle, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts untersucht

wurden, lag die Zahl der Frauen, von denen entweder durch direkte Beobachtung oder indirekte Befragung bekannt wurde, daß sie nicht zu einem Orgasmus kamen, zwischen 30 und 60 Prozent.
Doch die Bewegung der Sexualreformer litt trotz aller guten Absichten an einer fundamentalen Fehleinschätzung: nämlich der Hervorkehrung der Frau als *des* Hauptproblems in heterosexuellen Beziehungen. Zwar wurde die nachdrückliche Bejahung der Sexualität der Frauen gleichzeitig mit der Praktizierung von Schwangerschaftsverhütung propagiert, aber es erfolgte keine Kritik der »normalen« Heterosexualität und ihrer (für Frauen) im wesentlichen auf Fortpflanzung abgestimmten Erscheinungsform. Diese Form bedeutete für Frauen also immer das Risiko der Schwangerschaft. Zweitens existierte (und existiert) die Vorstellung einer notwendigen Entsprechung zwischen der sexuellen Ausstattung von Männern und Frauen, und das bedeutete, daß beim Kampf um den Sitz der weiblichen Sensualität die Vagina die Klitoris verdrängen mußte.
Damit verschwanden die radikalen Implikationen dessen, was Simone de Beauvoir später als die Unabhängigkeit der Klitoris für ein nicht auf Fortpflanzung zielendes Vergnügen nannte, und die Idee des Beischlafs konnte wieder auf Penis und Fortpflanzung gebaut werden. Dora Russells Ansichten werfen ein Licht auf diese Schwierigkeiten und auch auf einige der gesellschaftlichen Auswirkungen der Unabhängigkeit der Frauen. Sie begrüßte das Aufbrechen erzwungener Keuschheit und erzwungener Monogamie und unterstützte eine etwas weniger verbiesterte Einstellung zu Sexspielen (auch bei den Kindern in ihrer Schule) – sie bemerkte dazu, daß die Kinder noch Witze über Sex machten; das sei ganz in Ordnung, sagte sie: »Was in der Sexualität vorgeht, ist schließlich ziemlich komisch.« Andererseits polemisierte sie gegen jene kapriziösen Feministinnen, die damit beschäftigt waren, ihr eigenes Geld zu verdienen, und ein unabhängiges Geschlechtsleben führten: denn so würde ja Elternschaft verhindert. Sie beharrte auf dem Standpunkt, für Frauen sei das sexuelle Moment »lediglich eine geringfügige Nebensache in der Befriedigung des viel älteren Dranges, durch eine Vervielfältigung des eigenen Körpers Macht und ein üppiges und ewiges Leben zu gewinnen«. Für sie ließ sich sexuelle Freiheit nicht auf Kosten der Mutterschaft erreichen – ein Dilemma, das viele Feministinnen heute teilen. Und zur damaligen Zeit gab es nur wenige (doch immerhin einige), die nicht dazu bereit waren, die Mutterschaft hochleben zu lassen.
Sogar in der Darstellung der feministischen Sexualreformer war das Subjekt der Sexualität normalerweise männlich; das verwischte den Unterschied zwischen den Anlagen der Frau, die für die Fortpflanzung, und denen, die für die Sexualität zuständig sind. Nun wäre es zu einfach zu sagen, daß die Klitoris aus diesem Schema herausgedrängt wurde. Sie war immer da,

irgendwie. Havelock Ellis meinte, ihre Bedeutung sei erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erkannt worden. Es sei so wenig über sie bekannt gewesen, daß im Jahre 1593 ein Mann namens Columbus als erster behauptete, dieses Organ »entdeckt« zu haben. Allerdings konnte später bewiesen werden, daß andere Anatomen diese Entdeckung früher gemacht hatten. Für ihre Besitzer kam die Entdeckung vielleicht als eine ebensolche Überraschung wie die Entdeckung Amerikas für die Urbevölkerung.

Auffällig ist nicht so sehr die Verleugnung der Klitoris als vielmehr ihr Auftauchen und Verschwinden in den Theorien weiblicher Sexualität. Wird ihre Rolle zur Kenntnis genommen, so verschwindet sie zugunsten einer mythologisierten Vagina, sozusagen zur Rückendeckung des Penis als des organisierenden Prinzips des Geschlechtsakts. Diese Verdrängung ermöglicht die Idealisierung des gleichzeitigen Orgasmus und erlaubt es, eine Fülle neurotischer Symptome, insbesondere Ejaculatio praecox, für Frigidität verantwortlich zu machen. So hat Marie Stopes immer wieder betont, »wie außerordentlich wichtig der gleichzeitige Orgasmus ist«. Doch leider passiert es zu häufig, daß der Mann »zu schnell kommt«, daß die Frau noch nicht wirklich dazu bereit ist, und so bleibt sie ohne »ihn«. Marie Stopes verurteilt den Coitus interruptus: »Vielleicht hat er der Frau die Angst genommen, gegen ihren Willen schwanger zu werden, doch er ist sehr schädlich für sie und abzulehnen. Er führt dazu, die Frau ›auf halber Strecke‹ stehen zu lassen, sie erregt und unbefriedigt zu lassen.«

Der holländische Gynäkologe Thomas van de Velde stand für die fortschrittliche Anschauung. Für ihn war die Klitoris »ein Organ, ausschließlich für wollüstige Empfindungen«, und er bestätigte die multiple Orgasmusfähigkeit der Frau. Dennoch verlagerte er diese Sensibilität in die Vagina, denn er insistierte darauf, daß der Höhepunkt nur dann erreicht würde, wenn die Kontraktionen des männlichen Penis während seines Orgasmus ein Signal auslösten oder seine Ejakulation auf die Scheidenwände traf.

Van de Velde nahm einen Gedanken von Havelock Ellis auf und bestätigte, daß beim Geschlechtsverkehr Mann und Frau beglückt die männliche Dominanz auskosteten; in diesem Akt werde »die essentielle Kraft der Männlichkeit« ausgedrückt, denn maskuline Erotik »steht für den Moment des Koitus und nicht für das, was zu seiner Vorbereitung geschieht«. Wenn es dieser Kraft nicht gelingt, das Organ der wollüstigen Empfindungen zu entflammen, dann muß der Mann der Frau mit der Hand zu einem »gemeinsamen Wurf« verhelfen, und falls auch das daneben geht, sind die Widerstände mehr als nur trivial.

Bislang haben wir nur einen ganz speziellen Ausschnitt der Sexualreform betrachtet, die Auswirkungen der Psychoanalyse sind darin noch nicht vorgekommen. Ohne darauf jetzt einzugehen, ist es wichtig, den Konsens festzuhalten, der zwischen Sexualreform und Psychoanalyse über die

untergeordnete Rolle bzw. die Unreife des klitoralen Orgasmus herrschte. Nach der Veröffentlichung des *Kinsey-Reports* 1953 schieden sich die Geister gerade in der Diskussion über die Rolle der Klitoris, und diese Diskussion nahm in den fünfziger Jahren eine besonders erbitterte Form an.

Kinsey zerstörte den Mythos, daß zwischen dem weiblichen Orgasmus und dem Akt der Empfängnis irgendein notwendiger Zusammenhang bestehen müsse. In seinem *Report* ritt er auch noch Attacken gegen andere Mythen. So stellte er die These auf, daß es zwischen dem Orgasmus des Kindes und dem der Erwachsenen keinen wesentlichen Unterschied gäbe – über diesen Punkt regten sich seine Freudianischen Gegner besonders auf. Der *Report* legte auch ein sehr viel weiter gestreutes erotisches Interesse nahe, als die Moralisten für schicklich hielten. Ein Drittel der von Kinsey Befragten erinnerten sich an heterosexuelle Vergnügungen in der Zeit ihrer Präadoleszenz, ein weiteres Drittel an homosexuelle Praktiken: Letzteres erwies sich als sehr wichtig, um Frauen erfolgreich das Masturbieren beizubringen; tatsächlich scheint es sich dabei um ein sehr viel wesentlicheres pädagogisches Hilfsmittel gehandelt zu haben als heterosexueller Hokuspokus. Etwa zwei Drittel aller verheirateten Frauen hatten vor ihrer Ehe bereits Orgasmus erfahren, die meisten durch Selbstbefriedigung, die Hälfte ging nicht mehr als Jungfrau in die Ehe, und 71 Prozent der Befragten erreichten beim »ehelichen Beischlaf« Orgasmus.

Der *Kinsey-Report* war eine soziologische Untersuchung, die immense Auswirkungen hatte, einmal wegen der hohen Zahl der erfaßten Daten (obwohl es sich vorzugsweise um Angehörige der Mittelschicht handelte) und zum zweiten, weil die anvertrauten Daten sowohl die Fixierung auf Penis und Vagina erschütterten wie die Mythen von der weiblichen Keuschheit. Der *Report* wurde zum Gegenstand öffentlicher Auseinandersetzungen. Kinseys erbittertste Gegner standen im Lager der Freudianischen Fundamentalisten, die nicht nur die Grundlage seiner Untersuchung in Frage stellten (da sie die *unbewußten* Reaktionen nicht einbezog), sondern auch die Kriterien für Frigidität. So beharrte Edmund Bergler, der die Ergebnisse Kinseys leidenschaftlich angriff, darauf, daß »wir unter Frigidität das Unvermögen verstehen, während des Beischlafs zu einem vaginalen Orgasmus zu kommen . . . Das einzige Kriterium für Frigidität ist das Nichterreichen eines vaginalen Orgasmus«. Da konnte es nicht überraschen, daß er von einer Frigiditätsrate ausging, die zwischen 80 und 90 Prozent lag. Diese Angaben mußten unter der medizinischen Beweislast zusammenbrechen, die ein Jahrzehnt später von William H. Masters und Virginia Johnson vorgelegt wurde. Doch schon vorher griff Albert Ellis mit einem Argument in die Kinsey-Debatte ein, das die Haltung des modernen Feminismus vorwegnahm. Er lehnte die Freudianische Vorstellung, nach der ein klitoraler

Orgasmus unreif ist, ab und bestätigte, daß es sich hierbei für die meisten Frauen um eine Angelegenheit von höchster Intensität handele. Nach Ellis war es »medizinisch sicher«, daß einige Frauen »die intensivsten Orgasmen erleben, die man sich vorstellen kann, und daß sie diese als das einzige oder als das hauptsächliche Ergebnis einer Stimulierung der Klitoris erfahren«. Es gibt keinen Beweis, schrieb Ellis, daß der sogenannte vaginale Orgasmus von dieser Stelle herrühre, noch daß der klitorale Orgasmus sich nicht auch weitläufig im weiblichen Becken bemerkbar mache. Später folgerte er aus dem *Kinsey-Report* eine sehr viel weitläufigere Kritik an der Emphase, die die sexuellen Handbücher auf koitale Techniken gelegt hatten, und schlug vor, den Schamlippen und der Klitoris größere Beachtung zu schenken, »statt sich auf die Positionen beim Beischlaf zu konzentrieren«.

Masters und Johnson vollendeten dieses Projekt der Rehabilitierung der Klitoris, das sich über Jahrzehnte hingezogen hatte. »Phallische Phantasien« seien so ins Kraut geschossen, daß »medizinischer Irrtum die Zuordnung der Funktion der Klitoris beherrscht . . . Der Hauptsitz der sexuellen Reaktion im Becken der Frau ist die Klitoris.« Ehehandbücher konzentrierten ihre Aufmerksamkeit auf die Stimulierung der Klitoris als »Grundlage eines angemessenen Vorspiels zum Beischlaf«, während doch das »unendlich viel wichtigere Problem« darin liege, daß man die Klitoris so anspricht, wie es ihr zusteht. Männer sähen das nicht ein und bemühten sich blind um einen »möglichst tiefen Vorstoß in die Vagina« und dann – während der Ejakulation – »um eine krampfhafte Verschanzung« dortselbst. »Falsch!« sagten Masters und Johnson.

Doch trotz dieser umwerfenden Einsichten verhielten sie sich störrisch, als es um die völlige Trennung der Penetration von den unabhängigen Interessen der Klitoris ging, denn, so argumentierten sie, beim Stoßen in die Vagina würde die Klitoris durch den »Reibungsdruck auf die Seitenflügel der kleinen Schamlippen« erregt. Damit wiederum konnten sie die Vagina als »das wesentliche physische Element der Frau beim Erleben der Heterosexualität« lokalisieren. Für sie wurden vaginaler und klitoraler Orgasmus ein und dasselbe. (Ein kurioses Memento an die heterosexistische Gleichsetzung von Penetration und Geschlechtsakt erfolgte im Verfahren gegen Jeremy Thorpe, den ehemaligen Führer der Liberalen Partei Großbritanniens. Er stand unter der Anklage, mit Norman Scott eine homosexuelle Beziehung unterhalten und später dessen Ermordung arrangiert zu haben, als Scott drohte, die Beziehungen an die Öffentlichkeit zu bringen. Während der Verhandlung wurde Thorpes angebliche Affaire mit Scott nicht als »Unzucht« (buggery) angegeben, sondern vielmehr als »Geschlechtsakt« oder dessen Synonym: Penetration – ein Beweis, daß »wirklicher Sex« stattgefunden hatte).

Kinsey und die anderen erwähnten Autoren schürten die moralischen Ängste, die die Debatten der fünfziger und sechziger Jahre über Sexualität

umgaben und die sich insbesondere in Großbritannien auf eine Reform des Homosexuellengesetzes und auf Sex vor der Ehe konzentrierten. Was immer es mit der Krise des Moralklimas auf sich haben mochte, klar war, daß die Leute »es machten« und das nicht zu knapp, unter der Mittäterschaft einer Lobby, die sich gegen Zensur und Obszönitätsparagraphen gebildet hatte und die, wenn sie auch vielleicht nicht jede Art von Sex in jeder Form guthieß, doch bestätigte, daß es sich möglicherweise um ein Vergnügen, ein Sakrament und – wenn es um Geschriebenes ging – um Kunst handelte.

Je mehr die sexuelle Revolution an Bedeutung gewann, desto undeutlicher wurde die politische Bedeutung der Geschlechtsunterschiede, der Widerstand der Frauen galt als konservative Schüchternheit. Weibliche Homosexualität hätte, einfach als ein Ergebnis des Liberalismus, mehr Entwicklungsspielräume haben können, doch letztlich konsolidierte die Ära der Permissivität die Gebote der Heterosexualität. Elizabeth Wilson schrieb in einem Essay, daß weibliche Homosexualität dem Junggesellentum gleichgestellt würde. Das Ziel der Ära der Permissivität stand im Einklang mit dem Generalthema des 20. Jahrhunderts, das wir bereits beschrieben haben: Frauen für eine aktive Teilnahme an der Heterosexualität zu gewinnen. Natürlich gab die Keuschheitslobby nicht nach, aber eine Reihe von Umständen stärkten die Position der Liberalisierer: So wurde 1950 jedes vierte Kind in England vor dem Hochzeitstag empfangen.

Ich habe dieses ganze Material ausgebreitet, um einige der ideologischen Bedingungen aufzuzeigen, unter denen eine feministische Sexualpolitik entstand, und ganz besonders, um die Instabilität herauszustellen, die den Ansatz der Sexualreformbewegungen zum Problem der Heterosexualität kennzeichnete. Erstens ist klar, daß in der Darstellung des physischen Bereichs der weiblichen Sexualität die Vagina zu einer Nebenrolle herabsank. Doch zweitens gab es in den Vorstellungen von Heterosexualität immer noch eine fortwährende Abhängigkeit von der Vagina. Das Zentrum der Schwerkraft hatte sich zwar auf die Klitoris verlagert, aber die Quintessenz der Heterosexualität blieb die Penetration, der traditionelle Geschlechtsakt. Das ist in einer feministisch-heterosexuellen Position noch nicht vollständig und positiv verarbeitet – indem die Frau zum Subjekt wird, schwindet die Bedeutung der Penetration für die Frau und damit die Vorstellung des herkömmlichen Geschlechtsakts. Bislang resultierte aus der Notwendigkeit der Penetration für die Männer die Bedeutung dieses Aktes als *des* Moments der Sexualität. Die feministischen Praktiken der Heterosexualität müssen Penetration nicht ausschließen, doch sie könnten sie in das Arsenal der Hilfsgüter verweisen. Praktisch, vermute ich, könnte das der Fall sein, doch so recht verstanden wurde die Auflösung der Vorstellung von Penetration als *dem* Geschlechtsakt in einer feministischen Sexualpolitik noch nicht.

Mit den folgenden – polemischen – Bemerkungen will ich auf die heutige Entwicklung einer feministischen Sexualpolitik in Großbritannien eingehen.

Als erstes kann man sagen, daß der Feminismus das politische Potential von Sexualität viel weitgehender ausschöpfte, als es die Verteidiger der Ära der Permissivität jemals getan haben: Einmal durch die Hervorkehrung der Frau als des Subjekts feministischer Sexualpolitik, zum anderen durch die Formulierung einer Politik der persönlichen Lebensführung. Zweitens setzte die Bewegung durch, daß im Kampf der Geschlechter Orgasmus und das Vergnügen der Frau zum Streitwert wurden. Das verschob den Schwerpunkt einer permissiven Sexualpolitik, in der die Frauen nur Lustobjekte waren. Möglicherweise war die Frauenbewegung vom permissiven Radikalismus linker Sexualpolitik der sechziger Jahre beeinflußt, doch sie kritisierte prompt die fehlende Zuspitzung auf die Widersprüche zwischen Mann und Frau und das Aussperren des patriarchalischen Charakters normativer Heterosexualität in den Ansätzen von Marcuse oder Reich. In der Entfaltung der feministischen Sexualpolitik schwang auch immer eine Kritik an dem Essentialismus mit, der in der Repressionsthese von Marcuse steckt, die die Befreiung erotischer Sinnlichkeit als eine sozialpolitische Zündkapsel konzipierte. Diese Kritik ging viel weiter als der libertäre Zynismus späterer Tage, dem zur sexuellen Revolution nur eine müde Enttäuschung einfiel: das Kapital, hieß es dort, benötige die erzwungene Monogamie nicht mehr und habe daher die angeblich zerstörerischen Auswirkungen der sexuellen Befreiung eingesackt. Dem Feminismus ging es ursprünglich um eine genaue Analyse der Heterosexualität als einer Form der Praxis, die Weiblichkeit selbst herstellt. In dieser Hinsicht wies die Bewegung über das Lustprogramm der sechziger Jahre hinaus, obwohl sie vielleicht noch nicht über ein Vokabular verfügte, das die Erstellung einer Theorie ermöglicht hätte, in der Sexualität die Stelle bezeichnet, in der Weiblichkeit hergestellt wird, eine Stelle, die deshalb zum Kampfplatz wird. Erst als in den siebziger Jahren der Marxismus Althussers und die Psychoanalyse ausgewertet wurden, entstand hierfür ein theoretisches Idiom.

Praktisch geschah die Politisierung der Sexualität durch Bewußtseinsbildung: In der Gemeinschaft mit anderen Frauen wurde kollektive Selbsterkenntnis möglich. Trennung, Distanz und autonomer politischer Freiraum boten eine Alternative zur Aufsplitterung der Frauen in einer von Männern dominierten Politik. Man darf dabei nicht vergessen, daß sich all das im Kontext einer herrschenden heterosexuellen Praxis abspielte. Die meisten Feministinnen *waren* heterosexuell, die Frauenbewegung ermöglichte ihnen die *Gestaltung* ihrer heterosexuellen Beziehungen. Zumindest ermutigte sie

den Aufbau einer Kultur, in der eine Kritik der Heterosexualität möglich war – ich werde später darauf kommen, daß dieser Prozeß unglücklicherweise durch andere Probleme innerhalb des Feminismus zum Stillstand kam. Das Ergebnis war jedenfalls, daß das Anwachsen einer selbstbewußten feministischen Mobilisierung um das Thema der Heterosexualität abgeblockt wurde. Bewußtseinsbildung diente auch als vorläufiges Mittel, um eine alternative Selbstdarstellung der Frauen zu erarbeiten, denn in diesem Prozeß konnten die Frauen die Kategorie ›Frau‹ problematisieren. Mit Bewußtseinsbildung ließ sich gegen die überkommenen Möglichkeiten, Frau zu sein, opponieren. Außerdem wurde dadurch eine Plattform für die politische Artikulation untergeordneter sozialer Klassen oder Gruppen geschaffen (hier handelte es sich um eine der Funktionen, die schon Antonio Gramsci angedeutet hat). Doch das ganze politische Potential, das in der Entwicklung offensichtlich lag, wurde nicht aktualisiert – hauptsächlich wegen der Risse in der Bewegung nach 1973. Eine feministische Sexualpolitik wurde aber auch durch den *Ansatz* der Feministinnen zum Sex vereitelt. Man würde eigentlich erwarten, daß in einer feministischen Sexualpolitik feministische Erotik eine wichtige Rolle spielt. Aber mit wenigen Ausnahmen war nicht viel davon zu sehen. Noch immer gab es kaum Platz für feministische Erotika, die Heterosexualität gleichzeitig als erotisch und als einen Kampfplatz darstellen konnten. Für Lesbierinnen gibt es heute einige Erotika, doch soweit ich sehen kann, sind viele der einschlägigen Werke eher weinerlich, selbstzufrieden oder didaktisch als erotisch. Offenbar ist es schwer, erotische Kunst zu schaffen, die nicht vorschnell beglückt oder eine Schönwetterlage ausmalt.

Männer, das steht fest, sind bei dieser Auseinandersetzung eher ein Erschwernis. Um wenige scheint sich der Aufwand zu lohnen. Die Beziehung der Frauen zur Weiblichkeit bleibt genauso problematisch wie unsere Reaktion auf Männlichkeit. Eine einfache Umkehrung bringt es nicht: Die Verweiblichung des Männlichen, die Schwächung der Männer und das Bejubeln von männlicher Passivität und Energieverlusten, wodurch dann weicher Sex zur ›soliden‹ Verkehrsform wird. Die Lage wird auch nicht besser durch jene Männer, die vom Feminismus eine schlichte Umwandlung der Frauen von Passivität in Aktivität erwarten – die fleischgewordene Vision von der Geliebten als Feuerwerksexpertin. Und wenn sie passiv bleibt, kann man ihr natürlich den Feminismus um die Ohren schlagen.

Schwestern in der Krise

Der Konflikt zwischen sozialistischen und radikalen Feministinnen machte der Frauenbewegung schwer zu schaffen. Dazu zerbröckelte das Vertrauen in die Autonomie dieser Veranstaltung einerseits durch die Erfahrung, daß

der Bewußtseinsbildung Grenzen gesetzt sind, andererseits durch das Gefühl, in bezug auf politische Kräfte außerhalb der Bewegung ein Randgruppendasein zu fristen. Darüber hinaus wurde in der Bewegung eine Form der Schwesternschaft zelebriert – auch wieder durch das Medium der Bewußtseinsbildung –, die von einer gemeinsam geschaffenen Identität als der Quelle kollektiver Selbsterfahrung und der Bedingung der Zusammenarbeit abhing; mit Abweichungen tat sich diese Praxis schwer. In einigen Varianten des Feminismus wurde die Schwesternschaft in einen Kult der Frau umgewandelt. Er konnte viele Formen annehmen, von der Wiedererweckung des Matriarchats in der Gestalt der Erdmutter bis zur Punk-Lady. Diesen Erscheinungsformen war eines gemeinsam: eine Sentimentalisierung des Weiblichseins und ein Essentialismus, der auf einem Kult gründete: Frauen sind wunderbar, oder vielmehr: Frauen ohne Männer, in ihrem Naturzustand, frei von den plumpen Einmischungen der Männer, sind wunderbar. Schwester zu sein war für manche Frauen ein Mittel, nach Authentizität zu suchen, nach einem weiblichen Wesen, das durch eine voluntaristische Entscheidung erlangt werden konnte: Frau werden durch das Zusammensein mit Frauen. Der Kult der Frau entpolitisierte die Sexualität der Frauen, zuerst indem er sie romantisierte und dann, indem er von geschaffenen gesellschaftlichen Verhältnissen und Wirklichkeiten absah. So entstand eine neue Weiblichkeit – es spielte keine Rolle, daß sie festgebrannte Klischees widerspiegelte, ausschlaggebender war, daß diese Erscheinungsformen aus dem »Frauen-gemeinsam-sind« einen Fetisch machten. All dies fiel mit den zunehmend unverträglicher werdenden Widersprüchen zwischen dem radikalen und dem sozialistischen Feminismus zusammen. Indirekt wurde eine feministische Sexualpolitik durch die Hegemonie des radikalen Feminismus besiegt. Das heißt nicht, daß nur der sozialistische Feminismus eine feministische Sexualpolitik hätte hervorbringen können. Die Sozialistinnen in der Bewegung waren damals vielleicht noch zu unentschieden über den Status von persönlicher Lebensführung. Doch man muß schon zugestehen, daß die Bedingungen für den Aufbau einer solchen Politik durch die Keilerei zwischen den beiden Hauptlagern beseitigt wurden. Heterosexualität wurde in die Sümpfe geschickt. Frauen, die das Pech hatten, keine Wiedergeburt zu erfahren, die also im Dschungel der Heterosexualität dahinsiechten, gerieten nicht nur unter die Anklage, sich von Männern verhätscheln und korrumpieren zu lassen – Feiglinge, die eher mit Männern untergehen als mit Frauen schwimmen wollten –, es wurde ihnen auch vorgeworfen, politisch versagt zu haben, als es darum ging, Frauen die Vormacht zu erkämpfen.

Die radikalen Feministinnen rüsteten das politische Sektierertum auf, als sie sich die weibliche Homosexualität aneigneten. Heute heißt das »politisches Lesbentum«, es ist weniger auf die erotische Bestätigung von Frauen

abgestimmt (worum es ja nun eigentlich in der Geschichte der weiblichen Homosexualität immer ging), sondern zielt auf eine polemische Inquisition gegen Frauen, die mit Männern vögeln. In diesem Sinne geht es eher um Männer als um Frauen.

Auf der Landeskonferenz der Frauenbewegung in Skegness, im Jahre 1971, tauchte weibliche Homosexualität erstmalig als heißes Thema auf, als ein paar kleine, doch mächtige maoistische Gruppierungen bei ihren Anstrengungen, weibliche Homosexualität als eine bürgerliche Abweichung zu isolieren, gleich in der ersten Runde niedergestreckt wurden. Es handelte sich dabei nicht nur um eine spezielle Kampagne gegen weibliche Homosexualität, sondern gegen *jede* Sexualpolitik; hier spiegelte sich der Glaube, daß die Widersprüche zwischen Kapital und Arbeiterschaft auch die Auseinandersetzung zwischen den Geschlechtern genügend erkläre. 1974, auf der Landeskonferenz der Bewegung in Edinburgh, wurde weibliche Homosexualität ein fast eigenständiger Punkt. Damals wurde die »Sechste Forderung« angenommen, in der das Verlangen nach einem Ende aller Diskriminierungen gegen Lesbierinnen mit der allgemeinen Forderung auf das Recht der Frauen zur sexuellen Selbstbestimmung verbunden wurde (eine nicht sehr hilfreiche Koppelung, die immer noch getrennt werden muß). Doch richtig zerstörerisch wirkte sich der Streit zwischen den beiden Lagern in den Jahren 1974/1975 aus, als es um die Bestimmung des Workshop der Frauenbewegung in London und um die Anwesenheit von Männern bei den Paraden zum Internationalen Frauentag ging. Schließlich zerfiel der Workshop als Zentrum für die gesamte Bewegung in London, und die vielen Gruppen wurden gesprengt, die zuvor mit dieser Institution verbunden waren. Viele Frauen der Bewegung zogen sich verletzt und verwirrt zurück. Noch heute gibt es unter zahllosen Aktivistinnen ein Gefühl der Entfremdung: Sie spüren, daß ihnen der Workshop nicht mehr gehört. Die Überbleibsel der Bewegung trugen alle Insignien einer exklusiven und marginalen Kultur. Im Herbst 1974, als die Workshop-Zeitung der Frauenbewegung, *Newsletter*, zehn Folgen lang den Abdruck giftiger Tiraden zuließ, die zuerst im New Yorker Blatt der radikalen Feministinnen *Off our backs* gestanden hatten, kam alles zusammen: »Heterosexuelle Frauen denken, reden, schlagen ihre Beine übereinander, ziehen sich an, präsentieren sich wie die Königinnen in einer männlichen Transvestiten-Show. Bisexualität erhält das Patriarchat. Bewußtes Lesbentum ist ein Aufstand gegen das Patriarchat . . . Sobald die Frauenbewegung eingeschlagen hatte, wußte jede, daß Feminismus Lesbentum bedeutet . . .«. Sechs Ausgaben später verkündete die nächste Folge: »Die Gefahr heterosexueller Frauen liegt in ihrer Verkleidung, sie schauen aus wie Frauen . . . sie sind verkleidete Männer.« Da hatten wir es. Heterosexuelle Frauen waren gefährlich. Sie waren nicht einmal Frauen. Es gab eher schüchterne Beschwerden in *Newsletter*, doch

das Gehetze ging weiter. Und wenn es gerade nachzulassen schien, kam eine neue Welle. Die radikalen Feministinnen gruppierten sich neu, eigneten sich die marxistische Theorie an, stellten sie um und traten dann mit einer neuen, strategisch allerdings weniger geglückten Formulierung an: »Arbeiter-Kontrolle der Reproduktion«. Doch die Neuheit nutzte sich ab, es kehrte eine gewisse Ruhe ein, bis es auf der Landeskonferenz der Frauenbewegung im Jahre 1978 in Birmingham und noch einmal im Jahre 1979 zu neuen Ausbrüchen kam. Da schickte uns der Gong in eine neue Runde von Auseinandersetzungen, als in der Zeitschrift *Wires*, dem nationalen Presseorgan der Bewegung, in einer Debatte das ›politische Lesbentum‹ entstand.

Bis zu einem gewissen Grad hatte sich diese Kultur mit einem Vokabular bewaffnet, das sich die Frauenbewegung bei ihren versuchsweisen Erkundungen der Sexualität erworben hatte. Es kam aus einer völlig ehrenwerten Tradition; *Das Zweite Geschlecht* von Simone de Beauvoir muß hier erwähnt werden, ein Buch, in dem Penetration als Übertretung und Invasion und als das Moment weiblicher Unterordnung vorgestellt wurde. Als Kritik des patriarchalischen Geschlechtsverkehrs hatte diese Kultur eine bestimmte Stärke, sie wurde von dem Argument unterstützt, daß für Frauen Penetration ziemlich unbedeutend ist, daß sie dem Mann zwar Spaß macht, für Frauen aber nur ein Begleitvergnügen ist; außerdem liege in der Penetration für die Frauen ein Risiko, schließlich hänge sie mit Ejakulation zusammen. Damit drohte den Frauen die Strafe der Schwangerschaft und die totale Verantwortung für Geburtsverhütung. Doch wenn die Feministinnen die Penetration als *das* Moment der heterosexuellen Unterordnung darstellten, verkannten sie, daß sie hier über ein Gebiet sprachen, auf dem sich der Geschlechterkampf austobte. Es ging um eine Umwandlung der Bedeutung von Penetration für beide Geschlechter und ihre Entthronung als Sexualakt schlechthin. Der radikale Feminismus bediente sich eines Vokabulars des Unterleibs-Kolonialismus – wir erlebten eine Überfülle von phallischen Imperialismen, Tyranneien des Penis usw., in *Newsletter* wurden sie aufgezählt. So wurden der Vorgang der Penetration und der Besitz eines Penis schon von ganz alleine zum Tatbestand von Herrschaft. Und die Sache geht weiter: »Nur in jenem System, das Vorherrschaft des Mannes heißt, dringt der Unterdrücker tatsächlich in das Innere der Unterdrückten ein und kolonisiert es«, schreibt die Gruppe Revolutionärer Feministinnen aus Leeds in *Wires* (Nr. 81, Dezember 1979). Diese ganze Rhetorik wuchert fort, trotz der Entwicklung theoretischer Arbeiten – und feministische Erotika gibt es immer noch nicht. Im Endeffekt wurde die Mehrzahl der Anhängerinnen der Bewegung in eine stumme Unterordnung im Krieg der Geschlechter geduckt, Auseinandersetzungen über Fragen der Heterosexualität blieben mehr oder weniger der individuellen Initiative der Frauen überlassen. Die

Darstellung der Penetration als eines notwendig kolonialistischen Akts nahm jedes Kampfprogramm vorweg, das sich auf eine heterosexuelle Praxis hätte beziehen können.
Schließlich gab es keinen Unterschied mehr zwischen einer feministischen Sexualpolitik und der Politik weiblicher Homosexualität. Das hat sich vor allem in zweifacher Hinsicht ausgedrückt: Zum ersten in dem Slogan »Jede Frau kann (eine Lesbierin sein)«. Das ist sicherlich nicht ganz falsch, doch es leugnet die spezifische Autonomie der weiblichen Homosexualität innerhalb des Feminismus, und es geht auch an den spezifischen Umständen vorbei, die das Geschlechtsleben der meisten Frauen bestimmen. Zum zweiten wurde eine Gleichsetzung von weiblicher Homosexualität mit der Politik »Frauen zu allererst« vorgenommen, in der auf Männer keine Zeit mehr verschwendet wird. Strategisch bietet dieser Ansatz nur die Flucht aus der Heterosexualität an, die als geschlechtliche Kollaboration vorgestellt wird. Hier geht es überhaupt nicht darum, weibliche Homosexualität als eine *mögliche* Praxis vorzuschlagen, mit all ihren wichtigen Auswirkungen der Unabhängigkeit von Männern, eine von mehreren Praktiken innerhalb des Feminismus, zu denen Heterosexualität und Alleinleben gehören, nein, hier gilt weibliche Homosexualität als die *einzige* mögliche Form der Praxis. Das neue ›politische Lesbentum‹ bringt nur Verwirrung in die Entwicklung einer *Sexual*politik, wenn es behauptet, eine politische Lesbierin sei »eine Frau, die sich mit Frauen identifiziert, die nicht mit Männern vögelt. Es geht nicht um obligatorischen Geschlechtsverkehr mit Frauen.« Es geht also nicht einmal um Sex.
Man darf diese Ansätze nicht weiterverfolgen; nicht nur weil sie undemokratisch sind, sondern auch weil sie jede politische Praxis innerhalb der Heterosexualität versagen und eine spezifisch lesbische Kultur und Sexualität nicht schützen. Sie *verbieten* die Formulierung einer feministischen Sexualpolitik.

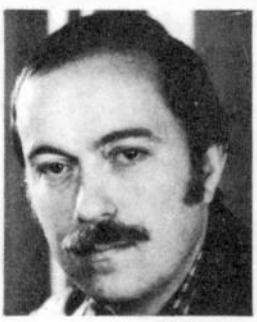
Aus dem Englischen von Clara Abend

Neue deutsche Literatur

Josef Ippers
Killians Zeiten
Roman
384 Seiten, DM 34,–

Hans Trummer
Luises Auffahrt
Novelle
96 Seiten, DM 12,80

Versuch, sich am Eis zu wärmen
Roman
292 Seiten, DM 28,–



Michael Springer
Bronnen
Roman
208 Seiten, DM 24,–

Was morgen geschah
Roman
332 Seiten, DM 28,–

Ingrid Bacher
Das Paar
Roman
232 Seiten, DM 24,–

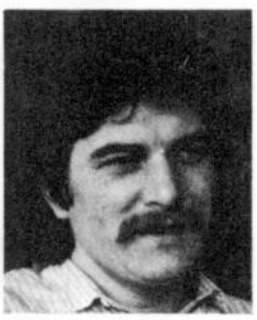
Erich Loest
Swallow, mein wackerer Mustang
Karl-May-Roman
420 Seiten, DM 32,–

Pistole mit sechzehn
Erzählungen
261 Seiten, DM 26,–

Roderich Feldes
Lilar
Roman
302 Seiten, DM 29,80

Die Reise an den Rand des Willens
Erzählungen
157 Seiten, DM 16,80

Franz Fühmann
Fräulein Veronika Paulmann aus der Pirnaer Vorstadt oder Etwas über das Schauerliche bei E.T.A. Hoffmann
165 Seiten, DM 22,–
Der Geliebte der Morgenröte
84 Seiten, DM 12,80

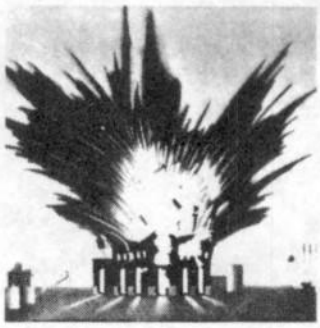


Peter Renz
Vorläufige Beruhigung
Roman
485 Seiten,
DM 32,–

Hoffmann und Campe

Roger Garaudy

Aufruf an die Lebenden



Luchterhand

Mit einem Vorwort von Robert Jungk. Leinen. DM 38,–

„Dieses Buch ist die Bibel der französischen Grünen und Alternativen" *(Die Zeit)*. In wenigen Wochen erreichte es eine Auflage von mehr als 300.000 Exemplaren. 1980 erhielt Roger Garaudy für dieses Werk den begehrten französischen Literaturpreis „Deux Magots".

Eine Herausforderung an die Menschen, anders zu leben, damit eine menschliche Zukunft möglich bleibt: für eine neue gesellschaftliche Moral.

„Ein kühner Vorauswurf und zugleich eine Anleitung zum phantasievollen Umgang mit dem Gegenwärtigen und dem Kommenden, in dem der in jedem Menschen angelegte Bastler, Baumeister, Maler, Bildhauer, Poet, Erfinder seinen Beitrag zur Gestaltung der neuen Gesellschaft von morgen leisten kann." *(Robert Jungk)*

Luchterhand

Claus-Heinrich Meyer
Benimmdich

An die Mutter seiner Kinder

Man hatte sich der Angebeteten nur unverfänglich zu nähern, um sie nicht zu kompromittieren. Keine Gespräche über Blumen und Bienen, man hatte sich zu erkundigen, ob die Verhältnisse passend sein würden. Kein längeres Alleinsein. Aufmerksamkeiten durch Blicke. Dann die bange Frage nach dem Leumund. Hatte die süße Kleine (beiseite gedacht) das Zeug zu einer tüchtigen Hausfrau und Mutter? Hatte sie womöglich schon Körbe ausgeteilt an andere Freier? Einen? Das ging. Zwei? Hochbedenklich. Drei? Skandalös, diese durfte nicht die Mutter meiner Kinder werden.
Die Auskünfte waren tadellos. Man konnte jetzt nähertreten. Aus einer Andeutung war zu entnehmen, daß sie einen Antrag nicht ablehnen würde. Fräulein Gerlinde errötete nämlich, als man sie einmal fest ansah.
Man ließ bei den Eltern der Braut anfragen, ob ein Besuch genehm sei. Der Bescheid lautete positiv. Man machte vorher sorgfältig Toilette, man wählte den Frack auf jeden Fall. Dazu helle Handschuhe. Zylinder (kein Chapeau Claque), sonst das Übliche. Überzieher, Überschuhe, Stock oder Schirm waren im Vorzimmer abzulegen, nicht jedoch die Handschuhe. Auch nicht der Hut, es sei denn, der Diener hätte die Weisung gehabt, uns des Hutes zu entledigen. Wir aber nahmen den Hut mit ins Besucherzimmer. Der Diener hatte nur zwei Möglichkeiten: uns stehen zu lassen oder uns zum Sitzen aufzufordern. Er entschied sich für die erstere. Man stand nun, den Hut in den hell behandschuhten Fingern (ohne ihn jedoch nervös zu drehen) und Starre im Blick. Weil es die passende Schicklichkeit nicht gestattete, das Zimmer zu inspizieren (es hätte ein direkter Blick auf den Makart-Horror den Entschluß zum vorzeitigen Rückzug bedeuten können).
Als der Vater der Braut eintrat, erhob man sich und dankte für die gewährte Möglichkeit, empfangen zu werden. Der Hut des Antragstellers wurde leider falsch gehalten, nämlich mit der linken Hand auf der Höhe des Brustbeins, die geöffnete Seite dem eigenen Körper zugekehrt, eine Unschicklichkeit, die auch durch die augenblickliche Verwirrung des Bewerbers keine hinreichende Erklärung finden konnte. Als er seinen Platz aufsuchte, wußte er, daß es nun darauf ankam, den Zylinder diesmal richtig zu plazieren. Eine Entscheidung war zu treffen, ob er neben dem Stuhl oder unter demselben besser aufgehoben war, in jedem Fall aber mit der Öffnung nach oben, um die

Krempe beim Abschied nicht erst mühsam suchen zu müssen. Man entschied sich für den Platz unter dem Stuhl. Dies alles wurde vom Erzeuger der Braut freundlich aufgenommen, nachdem er schon befürchtet hatte, der Besucher könne nach dem falschen Halten des Zylinders auch noch eine weitere Unschicklichkeit begehen und sich ungebeten auf das Sofa setzen.
(H. Schramm in seinem Werk *Der gute Ton* gibt hier freilich zu bedenken, daß bei Brautwerbungen der Zylinder nicht aus der Hand gelegt werden dürfe; er wäre, folgte man dieser Schule des Benehmens, aufrecht auf dem Schoß zu halten gewesen.)
Der Bewerber hatte zur Darstellung seines Antrages eine kleine Rede auswendig gelernt, doch als er nach einem kurzen Umweg über das herrschende Wetter (es war zu trocken) auf das eigentliche Thema kommen wollte, waren ihm die gesetzten Worte entfallen. Man hörte ihn also stottern, daß er dem Fräulein Gerlinde, das er schon lange wie sein eigen Fleisch und Blut verehre und von dem er glaube annehmen zu können, daß sie dies erwidere, einen standesgemäßen Haushalt werde bieten können . . . Zwei Seelen hätten sich gefunden. Der Herr des Hauses stellte hieran anknüpfend einige Fragen nach dem Vermögensstand und erbat für sich »und seine Frauen«, wie er sich ausdrückte, Bedenkzeit.
Man erhob sich nun, fischte den Zylinder unter dem Stuhl hervor, bei welcher Gelegenheit die sorgfältig gestriegelten Härchen des Zylinders etwas in Unordnung gerieten, was dem ersten ungünstigen Eindruck einen weiteren hinzufügte, und man verließ, rückwärtsschreitend, das Besuchszimmer, was beinahe noch, wegen der Fehleinschätzung seiner Ausmaße, zu der unliebsamen Berührung mit einer Kredenz geführt hätte; an der Garderobe reichte der Diener Stock, Überzieher und Überschuhe. Die Brautwerbung hatte ihr Ende gefunden.

Die Heulsuse

Man hatte es ihm ausdrücklich untersagt. Ein deutscher Junge weint nicht, sagte seine Mutter, als das Kind mit aufgeschrammtem Knie zu ihr kam. Nur Memmen flennen, sagte der Fähnleinführer zum Pimpfen Peter, den er über den mit roter Asche belegten Schulhof robben ließ, weil der Zarte zum wiederholten Mal nicht zackig genug gewesen war. Du hast ja gar keine richtigen Jungensbücher, sagten die andern aus der Klasse, wenn sie ihn zu Hause besuchten. Noch halbwüchsig, nannte ihn eine Freundin Heulsuse, wo er doch genau wisse, daß sie weinende Männer nicht ausstehen könne. Von nun an endlich bekämpfte Peter seine Tränen mannhaft, sei es, daß sie aus Glück oder aus Verzweiflung hervorzuquellen drohten. Er kniff die Augen zu und sich selbst schmerzhaft ins Bein; er ging beizeiten aus dem Zimmer und sagte: Entschuldigung, wenn seine Stimme feucht wurde; er

verwischte jede Tränenspur sofort. Nur wenn er allein war, traute er sich noch, eine Heulsuse zu sein, eine flennende Memme und kein deutscher Junge. Als Softi geriet er an eine Frau, die seinen Tränen nichts entgegensetzte, höchstens die eigenen. Sie erlaubte, was man ihm ausdrücklich und oft verboten hatte.
Sie hatten ein Kind, das heulte, als es mit den andern spielte. Ein Indianer kennt keinen Schmerz, sagte das Mädchen Suse zu dem Jungen, ungehalten.

Der Bekannte

Ich bin der Bekannte meiner Bekannten. Für meine Bekannte bin ich ein bekannter Bekannter, für ihre Eltern ein unbekannter Bekannter. Wenn wir Freunde und deren Bekannte treffen, stellen wir uns vor: meine Bekannte – angenehm – mein Bekannter.
Dann hocken wir zusammen, ein Kreis von bekannten Bekannten und unbekannten Bekannten. Es tut sich aber nicht viel, weil alle fest miteinander bekannt sind. Als fester Bekannter kann ich mit meiner festen Bekannten die Wohnung teilen, in der schon ihr früherer Bekannter gelebt hat, bis er eine neue Bekannte fand. Sie war eine bekannte Unbekannte und ist jetzt eine unbekannte Bekannte. Meine Bekannte und ich, ihr Bekannter, haben zusammen ein Kind, eine Tochter. Sie wird bald schon ihren ersten Bekannten mitbringen. Wenn meine Bekannte von uns spricht, sagt sie, das ist das Kind von meinem Bekannten, es sieht meinem Bekannten ja so ähnlich. Das versteht jeder, der ein Bekannter ist, auch der unbekannte Bekannte. Nur in Bekanntenkreisen sieht man das anders. Meine Bekannte kommt aus der unteren Mittelschicht. Wie auch der Bekannte meiner Bekannten, also ich. Das Zusammenleben von Bekannten ist die bekannteste Form einer eheähnlichen Verbindung in unseren Kreisen, wo man sprachlos aufgewachsen ist und erzogen wird. Eine Freundin ist niemals eine Bekannte. Das soll nur ein kleiner Hinweis sein auf die vielen unbekannten Probleme der festen Bekannten. Manchmal leide ich allerdings unter der Ahnung, daß ich meine Bekannte sehr viel weniger kenne als meine Bekannte ihren Bekannten.

Weitere Schwierigkeiten der Bekanntmachung

Aber wie sage ich es eigentlich? Das ist meine Freundin? Viel zu unverbindlich. Wir sind eine Familie von Freunden. Das ist mein Geliebter? Es möge wahr sein, aber auf ein solches Bekenntnis sind wir nicht mehr vorbereitet, so demonstrativ gegen andere, die vielleicht heute sagen müßten: Das ist mein Gehaßter. Wie können wir ehrlich sein, die Wahrheit sagen, die Veränderung

anzeigen, unsere Bedenken, Zweifel, Ängste, unseren Mut, unsere Kühnheit zusammenfassen? Den anderen zum Info-Fraß hinwerfen, auch zur Warnung: Das ist Cynthia, das ist Alexander. Also Namen? Dann dürfen wir uns den Rest reimen, neu oder alt. Getrennt vereint oder vereint vereint, wir müssen ja niemandem auf die Nase binden, was eigentlich los ist; in den alten Zeiten, 68 ff. – hat es da nicht genügt mitzuteilen: das ist der Genosse Feuerbach? Heute würde das schon nicht ohne den Zu-Satz abgehen, auch unter Genossen: wir leben nämlich zusammen.
Das führt einen Schritt weiter, in die zeitliche Dimension. Zusammen leben, zusammenleben – Gefährte des Lebens, Lebensgefährte; ein Stichwort. Dürfen wir es auch aussprechen: Dies, meine Damen und Herren, ist mein Lebensgefährte, mein derzeitiger Lebensgefährte?, damit bloß nicht der Verdacht keimt, man habe sich das verhaßte lebenslänglich versprochen.
Der normal Verheiratete kennt das Problem nicht, Zugehörigkeit oder Zusammengehörigkeit auszudrücken. Sie sagt zu Fremden: Das ist mein lieber Heinz, an dem ich Wohlgefallen/nicht Wohlgefallen habe. Sie sagt das natürlich nicht, sondern vielleicht: Das ist mein Gatte Heinz – oder Heinz, mein Gatte. Aber wie sie es sagen möchte, klopft ihr die bürgerliche Erziehung auf die Finger. Gatte sagt man nicht; Gatte kommt von Begatten. Was sollen die Leute denken! Sie setzt neu an: Das ist mein Gemahl – Gelächter –, letzter Versuch: Das ist mein Mann.
Sie errötet. Alle Possessivpronomina, die sie bei dem Versuch der Erklärung, wer Heinz eigentlich sei, vorausgesetzt hatte, fielen unreflektiert auf sie zurück. Hatte man sich nicht gegenseitig in langen ermüdenden Nächten geschworen, vom Besitzdenken in Wort und Tat Abstand zu nehmen? *Mein* Mann!? Gehörte er nicht ihr, aber zu ihr? Das ist, Pünktchen, Pünktchen, Pünktchen, sagt die verheiratete Frau, ein Lebensgefährte von mir namens Heinz, zivilrechtlich verbunden.

Erste Bettgeschichte

Dr. med. Anna Fischer-Dückelmann nennt in ihrem Buch *Die Frau als Hausärztin* vollständige Abstinenz in der Ehe das sicherste Mittel zur Verhütung von Schwangerschaften.
Eine andere Möglichkeit war jedoch die Schlauchspritze nach Dr. Hintz. Sie bestand aus drei Teilen. Kleiner Ball mit Löchern, Schlauch und großer Ball. Der kleine Ball mit Löchern mußte möglichst hoch eingeführt werden. Aus dem großen Ball wurde im Bedarfsfall eine spermatötende Flüssigkeit zur Umspülung der Scheidengewölbe gedrückt. Loslassen des großen Balles bewirkte das Ansaugen der vermischten Flüssigkeit in umgekehrter Richtung.

Es bestand jedoch im Kreise der ratenden Ärzte keine Einigkeit, wer im gegebenen Augenblick den großen Ball drücken sollte. Dr. Hintz vertrat die Ansicht, der Mann habe zu drücken, was diesem wegen der Muskelzusammenziehung im Augenblick der Samenausstoßung leichtfallen werde. Dr. Fischer-Dückelmann mochte diese Leistung nicht allen Männern zutrauen. Gesichert erscheine die Betätigung des Balles nur bei solchen Männern, die in allen Lebenslagen die Herrschaft des Geistes aufrechterhielten. Fischer-Dückelmann sah das Geschäft des Drückens bei Frauen besser aufgehoben.

Zweite Bettgeschichte

Das Schlafzimmer war so üblich: In der Mitte, zentriert, genau, das Doppelbett, das ein wirkliches Doppelbett war, also zwei Betten, getrennt oder verbunden durch die sogenannte Besucherritze. Die Federkonstruktion – Spiralen in einer rhombischen Drahtgliederung – war weich genug, um die dreiteilige Schlaraffia-Matratze bei intensiver Belastung in ein bescheidenes Trampolin zu verwandeln. An jedem Kopfende zwei Nachttischchen oder Nachtkästchen oder Nachtschränkchen, in deren unterem, größerem Fach Nachttöpfe bereitstanden (auch: Pisspott), zart blau gemustert der für die Frau; um den Männertopf lief ein goldener Ring. Durch den nächtlich auftretenden Harndrang waren die Töpfe oft gut gefüllt. So war es nicht nötig, über kalte Flure eine entfernte und oft noch kältere Toilette aufzusuchen. Oft kam es vor, daß einer erwachte, weil der andere am Bett stand oder saß und ein zu lautes Geräusch sich sammelnden Wassers verursachte.
Gegenüber dem Doppelbett ein dreiteiliger Schrank, dunkel poliert wie alle Möbel des Zimmers, mit gewellten Schubladen im mittleren Teil und einem Spiegel. Zwischen dem Fußende des Doppelbettes, das dreißig Zentimeter in den Raum ragte (die Begrenzung am Kopfende war doppelt so hoch), und dem Schrank blieb nur ein Fußpfad, um auf die andere Zimmerseite zu gelangen, wollte man nicht über die Betten kriechen. Das Schlafzimmer war tapeziert. Es war ein ruhiges Muster ausgesucht worden für den Fall, daß einer mal im Fieber liege, helle durchlaufende Linien auf dunkelgrünem Grund, die sich in unregelmäßigen Abständen zu Heuaufgußtierchen erweiterten.
Über dem Doppelbett, das auch Ehebett genannt wurde, wie ja das Schlafzimmer Ehe-Schlafzimmer und nicht Doppel-Schlafzimmer hieß, hing ein Abendrot hinter Glas, 80 mal 180 Zentimeter, der Rahmen schwerer goldbronzierter Gips, fast zwanzig Zentimeter breit. Die Aufhängung in der müden Wand bereitete Schwierigkeiten, doch war man sich der Gefahr für das Leben, die bei Fliegeralarm entstehen konnte, nicht bewußt.

Frau B. berichtete, daß ihr Mann immer die Hosen seines Schlafanzuges anbehalten habe. Sie benutzte gern ein Keilkissen. Von der Abendröte bemerkte sie kaum noch etwas, aus Gewöhnung, weil die winzigen Birnen in den gelben Lampen die düsteren Konturen noch mehr verschwimmen ließen – es war ihr so selbstverständlich geworden wie die Ritze in ihrem Ehe-Bett.

Dritte Bettgeschichte

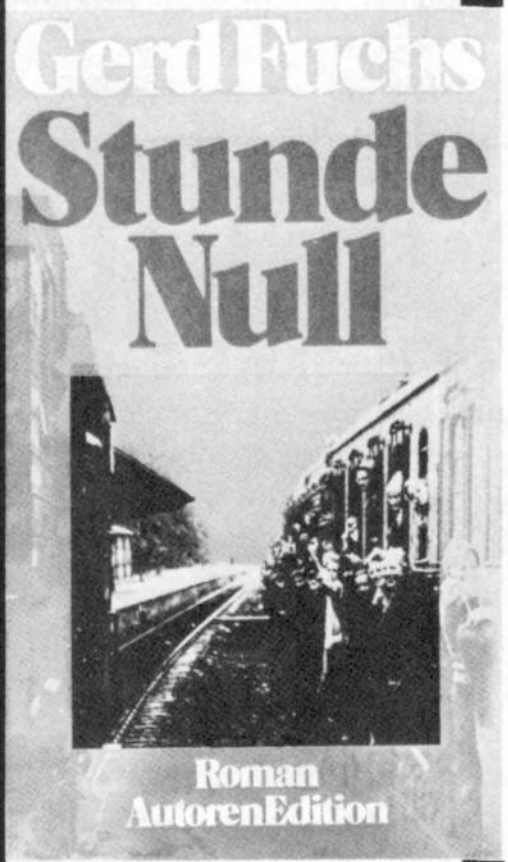
Gezeugt, geboren, großgeworden auf der Normalhöhe, 50 Zentimeter über der bürgerlichen Normalnull – im Bett. Geliebt, gevögelt hat man dann schon hier und dort; Jugend kennt kein Gebot, in der Not. In der Laube, am See, oder drinnen, als Alter und Anspruch zunahmen, dann doch auf der Normalhöhe – oder anderswo; da hat jeder seine Vergangenheit. Aber irgendwann, erst spät und oft später ereignete sich der eigentliche Fall aus der Normalhöhe. Aufwachen, ein bißchen nur, unbekanntes Licht, viel zu hell, der andere Mensch schnorchelt unregelmäßig, merkwürdiges Gefühl im Rücken. Leicht rheumatischer Schmerz. Keine Spur von Decke, die hat der andere Mensch. Ein zweites Gefühl sagt: Es ist alles so unelastisch. Wach werden oder nicht? Jaja, es stimmt, wir liegen auf einer Matratze auf der Erde, tatsächlich, ganz gewöhnlich, für dich vielleicht, Mensch neben mir, aber nicht für mich. Es ist das erste Mal, eine Premiere. Ich bin aus dem Bett gefallen. Wenn das meine Eltern wüßten oder die Schlafzimmermöbelhersteller, die Einrichtungshäuser, Wim Toelke.
Es ist ein ziemlich großes Zimmer, Altbau, ein paar Sachen von IKEA, die Anlage auf einem ziegelgestützten Brett, viele Bücher. Beruhigend. Akademische WG? Das Fach kann ich nicht erkennen, Marx & Engels leuchten, aber nicht zentral; nicht mehr? Umgeräumt? Die broschierte Ausgabe vom *Mann ohne Eigenschaften*, eine Reihe Regenbogen-Suhrkamp, eine Reihe *Kursbücher*. Halbe Linksdrehung. Am Boden eine halbleere Zweiliterflasche Chianti, zwei ungleiche Gläser, Teegeschirr, meine Sachen als unvermittelter Berg in der Dielenebene, auf Stirnhöhe mit mir. Die Pflanzen kenne ich nicht, ich habe keine Pflanzen.
Worüber haben wir geredet? Warum haben wir so viel gesoffen? Warum ist es wieder so spät geworden? Wer hat eigentlich wen überwältigt? Was habe ich für ein Gesicht gemacht, als ich die Matratze gesehen habe? Steht mir nicht ein Stück Decke zu, ein Stück? Ist die Erdmatratze fortschrittlich, das Bett schlechthin bürgerlich? Würde ich mit einem anderen Bewußtsein aufwachen, wenn ich nicht im Ehebett gezeugt worden wäre? Wie groß ist der Einfluß des Matratzenbeilagers auf die Klassenfrage? Würde eine Beischlafdiebin in diesem Chaos eine aneignenswerte Sache finden können?

Jetzt fällt es mir ein, ich kann morgens nicht denken; wir hatten über Filmgeschichten gestritten. Kluge kam auch noch vor, über die reaktionäre Langeweile in fortschrittlichen Filmen.
Jetzt mußte ich wohl gehen? Der Mensch neben mir war auch wach . . . Wir kuschelten, so gut es ging unter der schmalen Decke . . . Du hast ein schönes Zimmer, sagte der Mensch.

Ab in die Ewigkeit

Auf älteren Stadtplänen war der neue Friedhof noch ödes Land. Die jungen Bäume waren nicht mehr als große Halme. Die Aussegnungshalle hätte eine Zwergschule sein können. Es war zugig; man drängte sich im Warteraum, hin- und herflüsternd, soweit nicht angehörig. Man wurde aufgerufen, als es so weit war. Man brauchte nur um die Ecke zu gehen. Man füllte, es war eine große Beerdigung, die Halle halb und bildete wie von selbst einen konkaven Halbkreis, wich also in der Mitte vor der konvex gekrümmten stählernen Wand zurück, die trotz ihrer rauhen Ornamentik wegen ihrer Höhe und ihrer feindseligen Mächtigkeit unübersteigbar erschien. Man stand, weil es keine Sitzgelegenheit gab. Der Wärter schloß die Eingangstür und wartete, bis niemand mehr sich bewegte. Er drückte den Schaltknopf. Die Anlage war ganz gut, weil nachher darüber diskutiert wurde, ob nicht doch irgendwo ein Organist versteckt worden sei, der Wärter ließ Stille eintreten, sah auf seine Armbanduhr und drückte konzentriert den zweiten Schaltknopf – die konvexe Stahlwand spaltete sich in der Mitte, ohne daß irgend jemand vorher eine Naht bemerkt hätte, und fuhr vollkommen geräuschlos auseinander.
Der Sarg stand geneigt auf der verstellbaren Lafette in der Mitte des freigegebenen Raumes, alle Kränze und Gebinde in bewunderungswürdiger symmetrischer Zuordnung. Man reagierte mit angemessenem Schweigen auf diese Gegenüberstellung, auch die Angehörigen (nachher wurde zweitens diskutiert, ob der Sarg nicht immerwährendes Leergut sei, dem die Abschiedsgrüße von Fall zu Fall zugeordnet würden).
Die Gegenüberstellung dauerte sieben Minuten. Sie wurde, nach einem prüfenden, erfahrenen Blick des Wärters auf die Trauergemeinde, durch den dritten Schaltknopf beendet. Die konvexe, stählerne zweigeteilte Wand kam zurück, wie sie gegangen war, vollkommen diskret. Auch der schwierigste Teil, das lautlose Zusammenfügen an der, wie sich gezeigt hatte, unsichtbaren Nahtstelle erfolgte durch präzise mikroprozessorische Steuerung automatisch und so raffiniert abgebremst, daß alle, die einen Crash erwartet oder auch erwünscht hatten, sich schämten. Weil sie den hohen Standard der Electronik-Republik insgeheim angezweifelt hatten.

AutorenEdition



Gerd Fuchs

Stunde Null

Roman

Ca. 350 Seiten, geb. ca. DM 34,–
ISBN 3-7610-0576-8
Voraussichtlicher Erscheinungtermin: März 1981

Mai 1945: Der Gefreite Werner Haupt kehrt aus dem Krieg heim. Die Eltern sind verschwunden, der jüngere Bruder sitzt als Anführer einer Werwolfbande im Gefängnis, das Dorf im Hunsrück ist von den Amerikanern besetzt. Es gilt, aus dem Leid und dem Chaos einen neuen, mühsamen Anfang zu machen.

Um die Geschichte der Einzelnen zusammenzufügen, bedarf es eines großen epischen Atems. Gerd Fuchs hat ihn. Dieser Roman wird alle Leser packen, die in Werken wie Grass' „Blechtrommel" oder „Hundejahre" und in Lenz' „Deutschstunde" die Begegnung mit der jüngsten Geschichte dieses Landes suchen.

Verlag AutorenEdition
München und Königstein

anabas

Lehrerkalender 1981/82

Auch im fünften Jahrgang: politisch und literarisch, ästhetisch und alltagsnah zugleich. Von Lehrern für Lehrer gemacht. Im Anhang diesmal Materialien zum Thema Indianer u. Unterrichtsanregungen zu gewerkschaftlichen Fragen: Aussperrung, Streik, Jugendarbeitslosigkeit, Rationalisierung, Frauen im Betrieb. Kalendarium: August '81 – Juli '82. 352 Seiten, DIN A 6, flexibler Kunststoffeinband, DM 8,50 (April)

NEUERSCHEINUNG

Heino R. Möller

Innenräume Außenwelten

Studien zur Darstellung bürgerlicher Privatheit in Kunst und Warenwerbung

ca. 350 Seiten, ca. 100 Abbildungen
ca. DM 36 (Auslieferung April 1981)

Anabas-Verlag · Unterer Hardthof
6300 Gießen/Lahn

Brigitte Wormbs
Spielräume
Oder wo einem der Kopf steht

> »Ich habe allerzeit von einer Stube größere Begriffe gehabt als der gewöhnliche Teil der Menschen. Ein großer Teil unserer Ideen hängt von ihrer Lage ab, und man kann sie für eine Art von zweitem Körper ansehen.« (G. C. Lichtenberg, *Briefe*)

Vor vierzehn Tagen erst haben wir uns hoch oben in den Schweizer Bergen getrennt. Nach einer Woche Leben auf dem Land, nach Diskussionen zwischen gekalkten Wänden drinnen im Bauernhaus oder neben weidenden Kühen draußen auf der Wiese, bei Spaziergängen am See, unter Apfelbäumen im Rosengarten, während des Aufstiegs zum Gletscher und beim Holzsammeln im nahen Wald; nach einer Woche in der helleren Höhensonne und unterm klareren Sternenhimmel sozusagen waren sich die Teilnehmer des Seminars über »Humanisierung der Natur, Naturalisierung des Menschen« näher gekommen. Umarmungen beim Abschied, übermütige Bewegungen, Gesten gelungener Kommunikation erschienen dort ganz natürlich.

Jetzt, vierzehn Tage später, treffen wir uns wieder zum Symposion über den »bildenden Umgang mit Natur« unterm Mercedesstern des Hotels Westfalenhalle in Dortmund. Freundliches Händeschütteln im Foyer. Die Umgebung, vornehmlich alusilbern und kunststoffdunkelbraun zwischen getöntem Glas, legt verhaltenes Auftreten nahe; eine gewisse Distanz ist hier ganz normal.

Hinter der dunkelbraunen Kunststoffbarriere der Rezeption bedient das Hotelpersonal die Datenverarbeitungsmaschinen, überreicht mit Zimmernummer und -schlüssel die dreisprachige Benutzungsanweisung des Hotels und den Gutschein für den Weinbrand, Marke Jakobi 1880, gratis zum Empfang. »Herzlich Willkommen . . . Wir akzeptieren American Express und Diners Club Kreditkarten.« Wer empfängt hier wen oder was? Wer sendet welche Signale?

Flimmernder Countdown rasch wechselnder Leuchtziffern, leise schleifendes Geräusch auseinandergleitender Metallwände, Einlaß durch die unsichtbare Lichtschranke. Der silbern blitzende Lift befördert in die acht Geschosse des Hauses, wenn man ihn zu bedienen weiß. Und wer wüßte nicht, was die Druckknöpfe, Pfeile nach aufwärts und abwärts zu bedeuten haben. Eingeweihte alle, die sich hier wie selbstverständlich bewegen, so als wären sie, im Besitz des Schlüssels zum Code der Sachverhalte, auch schon Herren der Sache.

An der Zimmertür ein verchromter Knopf statt Klinke; wie ein Hauseingang läßt sie sich von außen nur mit Schlüssel öffnen. Die Sitzgruppe im

Appartement – dunkelbraun gepolsterte Liege und Sessel, weißer Kunststofftisch auf Stahlrohrgestell – ist dem Farbfernsehgerät zugeordnet. Stadtplan, Veranstaltungskalender und Einkaufsratgeber stecken im Bord über dem schmalen Wandtisch mit Notizblock und gezücktem Kugelschreiber daneben. Über dem flachen Tastentelefon auf dem Nachttisch eine Tafel mit der Erklärung der schwarzen Zeichen, die in weißen Quadraten über Hotel und Kongreßzentrum verteilt sind.
Die sanitären Installationen funktionieren einwandfrei. Das Badetuch hängt griffbereit in bequemer Höhe. Das feuerrote runde Plastikwasserbecken im dunkelbraunen Plastikwaschtisch signalisiert den letzten Stand der ständigen Styling-Operation am modernen Komfort. Auf dem lindgrünen Kopfkissen ein lila, ein gelbes Villosa-Bonbon. Im Dunkeln leuchten in Reichweite über dem Bett rote Knöpfe auf Tasten und Schaltern. Die Minibar gibt von Zeit zu Zeit leise Ton. Es riecht eindringlich nach der Chemie der wenigen Hotels dieser Bauzeit und Kategorie, die bisher in meinem Leben vorgekommen sind. Wie man sich betten läßt, so schläft man. Luft, in der die Schleimhäute trocken und die Träume flach werden, fixiert von den wachhabenden magic eyes auf der verschwimmenden Oberfläche der Möbel.
Das wieder hart konturierte Environment am Morgen ist schraffiert vom Lichteinfall durch die Jalousie, die sich noch mechanisch hochziehen läßt. Im Fensterrahmen erscheint der Ausschnitt von Außenwelt dieser Innenwelt: die Geometrie geschnittener Hecken und gezirkelter Rabatten im Vordergrund, dahinter der Westfalenpark, angelegt für eine Gartenschau, daneben die Westfalenhalle, der »Koloß aus Stahl und Glas«, der 1952 an die Stelle der zerbombten Halle von 1925 gebaut worden ist.
»Seit dieser Zeit haben sich Prominente aus allen Bereichen des öffentlichen Lebens, aus Politik, Showgeschäft und Sport, in der Westfalenhalle ein Stelldichein gegeben. Nach dem Motto ›Was leben will, muß wachsen‹ ist sie zum Mittelpunkt eines ebenso imposanten wie vielseitig nutzbaren Hallenkomplexes geworden. Die fünf Hallen, ein Eisstadion, das neue, im Grünen gelegene Kongreßzentrum Rosenterrassen, eigene Gaststättenbetriebe mit Hotel – sie bilden ein Angebot an Veranstalter wie Besucher, das seinesgleichen sucht.«
Und wer findet zur Zeit hier seinesgleichen?
»Ford-Werke, Yamaha, Elektro-Böhmer, Zahnärztekammer Westfalen-Lippe«, lese ich auf der Anzeigetafel am Eingang zum Restaurant. Und außerdem »Pädagogik«, damit sind wir gemeint. Wir, das ist eine Gruppe von Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen, an Hochschulen beschäftigt die meisten, die sich ausgerechnet hier an diesem Ort Gedanken zu einem anderen Naturwissenschaftsunterricht, zum »bildenden Umgang mit Natur« überhaupt machen wollen.
Unglückliche Wahl des Tagungsorts oder Möglichkeit, den herrschenden

Umgang mit Natur nicht nur auf der Kehrseite der ausgebeuteten Landschaft des Ruhrgebiets, sondern auch auf der Schauseite derselben Medaille als einer zur Repräsentation technisch aufgemöbelten Natur aus der Nähe zu begreifen? Wir wissen nur, was wir erfahren, und Wirklichkeit ist – selbstverständlich – das, was wirkt. Aber *wie* wirkt Wirklichkeit? Und wie tritt das, was wirkt, an diesem Ort zutage?

Schwer zu beschreiben, was zu sehen ist, »wenn Demokratie baut«, wie es damals, als man mit diesem Unternehmen anfing, programmatisch hieß. In ihrer Arithmetik erschließt sich die räumliche Anordnung hier nicht den Orientierungen der Sinne. »Zu den Konferenzräumen: bitte folgen Sie den Hinweisen im Erdgeschoß.« Aufgereihte Männchen im Quadrat, die international verständliche Zeichensprache.

Das Plenum versammelt sich im Konferenzraum 2a, einer flachen Schachtel, ca. 14 × 8 × 3,50 m groß, quadratmetermäßig berechnet für 75 Personen. Es fällt schwer, die Gegenstände zu beschreiben, die diesen Raum bilden, so sehr scheinen sie ein für allemal die Neutralität selbst zu verkörpern, die der Raum gegenüber seinen wechselnden Benutzern vorgibt. Mittelbraune, gleichmäßig gemaserte Kunstholzwände, lindgrüner Teppich, breite Stühle aus hellbraunem Kunstleder auf verchromtem Stahlrohrgestell, lange, scharfkantige Tische, drei Reihen längs, eine quer. Hinter dem Vorstandstisch – normalerweise auf Abstand, heute herangerückt – ist die Schmalseite des Raumes verglast. Über die im Gegenlicht verdunkelten Köpfe der Redenden hinweg sucht der Blick das Weite, gleitet an den schräg ansteigenden, hellgrün gleißenden Dachträgern der neuen Sporthalle aufwärts. Absprungrampe für Assoziationen vor der mattblauen, dunstbeschlagenen Ferne des Ruhrtals, wo es vor rund hundertfünfzig Jahren angefangen hat mit der industriellen Ausbeutung der Natur des Gebiets, das vom Fluß seinen Namen erhielt. Heute schiebt sich die Front der Kohleförderung im Norden hinter unseren Rücken schon weit ins ländliche Westfalen hinein, begleitet von den gewaltigen Bauten der Kraftwerke, die das altneue Revier der Krupp, Hoesch, Thyssen, und wie sie alle nach wie vor 1945 heißen, mit Energie versorgen. »Auf dem kapitalistischen Boden dieses Landes gediehen die wissenschaftlich-technischen Großtaten auf einer Basis wie gehabt, nicht einmal den Namen mußten die Monopolherren ändern«, sagt J. einleitend, spricht von der »objektiven Mächtigkeit der Erscheinungen, die zum Naturthema drängen«, das Gegenstand des Symposions ist.

Fragend nach Vergleichbarem in der Situation von Naturwissenschaftslehrern, zitiert M., was die Geschichtslehrerin Gabi Teichert in Alexander Kluges »Patriotin« auf dem SPD-Parteitag sagt: »›Ich bin der Meinung, daß das Material für den Geschichtsunterricht an höheren Schulen nicht positiv genug ist, weil unsere deutsche Geschichte auch nicht positiv genug ist. Ich möchte jetzt ein anderes Material kriegen, damit ich es verbreiten kann . . .

Wir müssen erst die Geschichte verändern, damit wir ein anderes Material bekommen. Und ich möchte jetzt, daß Sie mit mir zusammen (sie blickt hoch auf einen anderen Abgeordneten) und auch mit Ihnen zusammen, daß wir die Geschichte hier verändern.‹ – Frau Müller: ›Hier an diesem Tisch?‹«
Der Kellner im weißen Jackett serviert Getränke zwischen die Arme, Hände, Papiere der Redenden auf den Tisch, jeweils von rechts, kassiert flüsternd und verschwindet durch die Tür, die sich wieder zur Unsichtbarkeit in der gemaserten Wand schließt. Sitzen wie in der Falle, unterm vergitterten Deckenlicht aufgereiht in die viel zu tiefe Tiefe des Raumes, die Schultern oder Rücken dem jeweils Nächsten zugewandt, die Blicke aufs Präsidium gerichtet, wo wieder jemand seinen Kopf hinhält gegen die höher gestiegene Septembersonne.
Dünnfädig entspinnt sich die Diskussion aus Anspielungen auf eine nicht näher lokalisierte Wirklichkeit. Es ist von Körperlichkeit die Rede und davon, daß so vieles im heutigen Verhältnis zur Natur, der äußeren und der inneren, menschlichen, unterdrückt, ignoriert oder auf den Feierabend abgeschoben wird. Da sind wir uns einig. Es ist auch von Ästhetik die Rede. Da gehen die Meinungen auseinander. Wir fangen an, Theorien zu vertreten – oder vertreten die Theorien uns? –, entwickeln weit wegweisende Perspektiven, während die Blicke beiläufig das gegenwärtige Arrangement der hier vorhandenen Materialien streifen, Körper sich den Anordnungen der Situation zu bequemen versuchen.
Bewegungen wie vor einem Hinterhalt, in den Grenzen der eingebauten Anstands- und Abstandsregeln des geschäftlichen Verkehrs an solchem Ort. Von Zeit zu Zeit Übereinanderschlagen der Beine, Beugen oder Zurücklehnen des Rumpfs; im Nacken aufkommende Unruhe, die sich in wippenden Fußspitzen und spielenden Fingern verläuft; ratlose Hände, die unwillkürlich an Köpfe fassen, verzogene Mundwinkel und Augen, die sich angriffslustig oder abwehrbereit auf andere richten; bisweilen schweifende, umherirrende Blicke.
Ein Repertoire von Ich-Zuständen unter diffusen Sinneseindrücken läuft ab inmitten und doch abseits des Veranstaltungsprogramms, wird von der umgebenden Objektwelt in Regie genommen. Handelt es sich noch um Einwirkungen, denen wir uns an diesem Ort aussetzen, oder schon um Äußerungen von uns, die wir hier sind? Immer häufiger der Griff nach Selters und Aspirin; niedergehaltene Körperlichkeit des Kopfes.
Auf 75 vorgesehenen Plätzen – für wen wie vorgesehenen Plätzen? – zerfällt die Versammlung allmählich in die einzelnen, additiv aufgereihten Individuen, die sich wiederum, nicht achtend, wo ihnen der Kopf steht, zu fernen Inseln des Gehirns wegdenken. Das angeblich Unteilbare gespalten in die »Natur«, die unser Körper ist, und in den Verstand, den wir im Kopf haben. Langsam füllt sich der Raum mit einer Art allgegenwärtiger Abwesenheit, die

den einen die Sprache verschlägt, andere erst recht zu Wort kommen läßt.
Die allgemeinen Zustände sind Gegenstand der öffentlichen und gegenöffentlichen Diskussion; das persönliche Befinden darin bleibt privat. Daran ändert sich auch nicht viel beim gemeinsamen Mittagessen im Speisesaal nebenan – Hinweis Messer und Gabel im Quadrat –, wo wir uns quer in einer Schachtel einreihen, die für 100 Personen berechnet ist. Den Rest der Plätze besetzen Herren in grauen Anzügen mit passenden Krawatten; Vertreter von Ford, Yamaha oder der Zahnärztekammer Westfalen-Lippe.
Unterdessen sollen im Konferenzraum 1 – hier ist statt der Schmal- die Breitseite verglast und daher mehr Tageslicht – die Bilder von D. aufgehängt werden. Bleistiftzeichnungen, Bilder von bedrohten, bedrohlichen Landschaften, gegen den Strich einer Wirkungsgeschichte idyllischen Naturverständnisses gezeichnet. Das Kongreßzentrumsmanagement hat glatte, cremefarbene Kunststoff-Stellwände mit Chromleisten-Umrahmung für alle Fälle von Ausstellungen parat. Aber in der Lagerhalle finden sich ungehobelte Lattenroste, die D.'s Vorstellung von einem annehmbaren Hintergrund seiner Bilder eher entsprechen. Die beiden Arbeiter, die das Lattengerüst im Konferenzraum 1 aufstellen sollen, brechen in lautes Gelächter aus beim Gedanken an etwas so Grobes in einem so feinen Saal, »so fein, daß einem angst und bange werden kann«, sagt der eine.
Ist uns Kopfarbeitern hier angst und bange geworden? Oder ist uns diese Umgebung dazu bei allem Umbehagen dann doch wieder nicht fremd genug? Zwar ist uns hier nicht wohl in unserer Haut; etwas ist unter die Haut gegangen von diesem »zweiten Körper«, reicht hinein in unsere individuelle Befindlichkeit, geht uns auf die Nerven, verstört uns und unsere Beziehungen zueinander; blockiert den erwarteten, weil anderswo schon erfahrenen Zusammenhang. Trotzdem spielen wir ohne viel Aufmerksamkeit mit bei dem, was uns mitspielt.
Erst am Abend, wenn wir uns, weit weg vom Konferenztisch, in kleinen Gruppen beim Griechen, beim Türken oder an den derben Holztischen der Bierkneipe Semler wiederfinden, macht sich das aufgestaute Unbehagen endlich Luft. Hier werden sie wieder mobil, die stillen Reserven unseres Widerstands gegen die Konditionierung auf eine standardisierte, arithmetisierte Umgebung, gegen den modernen bürgerlichen Kolonialstil der Versammlungs- und Repräsentationsräumlichkeiten.
Aber mit dem feierabendlichen Bogen, den wir um deren rechte Winkel machen, mit dem exterritorialen Räsonnement über die Widerwärtigkeit der Räume, wo aufgrund ungeschriebener Gebote bei aller eingebauten Egalität nicht jeder reden und nicht über alles geredet werden kann, wird der Bann dieser Umgebung nicht gebrochen, bleibt unsere hilflos wahrgenommene Zersplitterung ein ungeklärter Rückfall.

Zurückgekehrt auf die Plätze an den langen Konferenztischen, setzen wir wieder auf eine Souveränität des Denkens, das sich notfalls über alle Unannehmlichkeiten des Raumes, wo es denkt, hinwegsetzen kann, um möglichst sachlich beim Thema zu bleiben, dem »bildenden Umgang mit Natur«. Es bleibt dabei – die Illusion von der Ortsunabhängigkeit des Denkens, wie sie sich auf dem Bildungsweg durch die höheren und hohen Schulen der Abstraktion eingebürgert hat, wirkt unmerklich als Einspielung in die Spielregeln der Macht über innere und äußere Natur, die sich in diesen scheinbar neutralen Gehäusen physisch-räumlich manifestiert. Im Vertrauen auf die unbeschränkte Bewegungsfreiheit der Gedanken stecken wir praktisch unversehens unter einer Decke mit der lebensfeindlichen Gleichgültigkeit dieser Macht, gegen die wir theoretisch angehen.

Und so denken wir und reden, reden. Währenddessen ist dieser Raum da: vor uns, hinter uns, über uns, unter uns, neben uns, in uns; dringt in kaum wahrgenommener Osmose in die Zellen unserer Organe, mithin ins Hirn, in die Gesten und Gedanken und in die Sätze, die wir wieder in den Raum stellen, zwischen die kunstledern gepolsterten Stahlrohrstühle, auf die langen scharfkantigen Tische, unter die gerasterte Decke unter der Decke unter dem Mercedesstern, der sich ganz oben unaufhörlich um sich selbst dreht. Säßen wir woanders, es redeten ganz andere Sachen uns zu, und wir redeten – wer weiß – ganz anders über unsere Sache und zueinander.

Über die im Gegenlicht verdunkelten Köpfe der Redenden hinweg sucht der Blick das Weite, gleitet an den schräg ansteigenden, hellgrün gleißenden Dachträgern der neuen Sporthalle hinauf. Absprung der Gedanken südwärts in weit entfernte Verhältnisse. Wie war das damals, nein kürzlich hoch oben in den Schweizer Bergen, diesem scheinbar wilden Außen? Aber natürlich war nicht natürlich, was dort so erschien. Das Bauernhaus aus weit zurückliegender Zeit. Die von überkommener Weidewirtschaft geprägte unmittelbare Umgebung. Die teils touristisch verwertete, teils aber noch unverkaufte Höhenregion. Fremde Geschichtlichkeit außer Landes, exotische Ungleichzeitigkeit zu unserem Alltag, die uns genügend unbelasteten Spielraum ließ zur Herstellung einer Art temporärer Zwischenwelt, wo wir uns zwischen den Dingen ausnahmsweise anders auf uns beziehen konnten.

Darin aufscheinende Formen und Inhalte gelungener Kommunikation – leicht vergängliche Gebilde. Sie fliegen vorbei, wenn sie nicht genauere Kenntnis ihrer Bedingtheit und die Verständigung darüber stabilisieren. Vielleicht ließe sich dann auch außerhalb der Ausnahmesituationen der Bann etablierter Konventionen solidarisch durchbrechen – wo immer uns der Kopf steht.

Mario Erdheim
Nach aller Regel

1.

Die Azteken, ein kriegerisches Volk, das seine Kriegsgefangenen zu Ehren der Götter umbrachte und anschließend verspeiste, legten großen Wert auf gute Sitten. Ausgeklügelte Spielregeln, die zur Einübung von Arbeitsamkeit, Mäßigkeit, Bescheidenheit, Selbstdisziplin und Keuschheit aufforderten, organisierten ihren Alltag.

Man soll nicht die ganze Nacht durchschlafen, sondern in regelmäßigen Zeitabständen aufwachen und zur Gottheit beten. Geht man durch die Straße, soll man »ruhig gehen, weder zu schnell, noch zu langsam, würdevoll und anständig« . . .
Wenn man redet, soll man ruhig reden, nicht zu schnell, auch nicht mit lauter Stimme, sondern weich und moderiert. Hört oder sieht man schlechte oder böse Dinge, so tue man nicht dergleichen und schweige; man schaue niemandem neugierig ins Gesicht oder auf die Kleider, die er trägt; man schaue nicht neugierig auf die Bewegungen der Hochgestellten, vor allem nicht auf die Frauen, besonders dann nicht, wenn sie verheiratet sind, denn das Sprichwort sagt, daß, wer voller Neugier auf eine Frau blickt, mit den Augen Ehebruch begehe . . .
In seiner Kleidung soll man gemäßigt und bescheiden sein, nicht mit fantastischen Kleidern auffallen . . .
Mit dem Essen und Trinken soll man sich mäßigen, und weder zu schnell noch zu langsam essen, den Mund nicht voll nehmen, denn sonst wird man einen auslachen. Vor dem Essen muß man sich die Hände und den Mund waschen, und man setze sich nicht zu schnell an den Tisch, sondern warte auf die anderen. Nach dem Essen soll man sich ebenfalls die Hände waschen und die Zähne putzen.
Dem Sohn wird angeraten, sich von den fleischlichen Genüssen fernzuhalten: »Hüte dich vor allen dreckigen Dingen, die den Menschen schmutzig machen, nicht nur die Seele, sondern auch den Körper, Krankheiten und Tod verursachend . . . Damit sich die Menschen fortpflanzen und vermehren, befahl Gott, daß das Weib vom Mann und der Mann vom Weib Gebrauch mache; aber es gehört sich, daß man das mit Mäßigung betreibe . . . Wirf dich nicht auf das Weib wie der Hund, der alles frißt, was man ihm vorwirft . . . Auch wenn du Hunger auf die Frau hast, widerstehe, widerstehe deinem Herzen, bis du ein vollkommener und starker Mann bist. Denn schau, wenn man dem Magney zu früh seinen Honig entnimmt, so geht er verloren . . . Wenn du dich zu früh den fleischlichen Genüssen hingibst . . . so wirst du ganz fiebrig, verfärbt, abgemagert . . . werden. Und wenn du heiratest, wird es dir ergehen wie dem Maguey, dem man zu früh den Honig entnahm . . . Und wenn du heiratest, gib dich nicht zuviel mit ihr ab, auch wenn es deine Frau und dein Körper ist. Schau, daß du den fleischlichen Genüssen nicht folgst, nur weil sie dir Lust bereiten . . . denk daran, daß du dich dann tötest und dir großen Schaden antust . . .« (Schultze Jena 1952)

Wer sich an all diese Verhaltensanweisungen hielt, der konnte vielleicht, falls die Gottheit ihm wohlgesonnen war, dazu ausersehen werden, in Gefangen-

schaft zu kommen, um beim Feind ein Jahr lang die Gottheit selbst zu spielen, um schließlich am Opferaltar ehrenvoll zu sterben.

Wenn einer so beschaffen ist, daß kein Mangel, kein Tadel, kein Fehler an ihm ist, auch nicht ein Wärzchen an ihm ist, so wird Sorge getragen, daß er die Flöte blasen lerne . . . und daß er mit der Flöte zusammen halten könne seine Blumen und seine Zigarre, daß er während des Blasens an der Zigarre saugen und an den Blumen riechen könne.

Der Gefangene wurde zum Gott erklärt.

Er galt als unser Herr Gott, . . . man betete zu ihm unter Seufzen, man warf sich vor ihm auf die Erde . . . Und wenn man sah, daß er etwas dick wurde, ließ man ihn Salzwasser verschlucken, machte ihn mager damit . . . daß er schlank, hart und sehnig von Leibe sei.

Ein Jahr lang ging es ihm blendend; reich geschmückt und mit Gefolge zog er durch die Stadt und wurde angebetet. Zwanzig Tage vor seinem Tod verheiratete man ihn mit vier Göttinnen. Tanzend zog er von einem Gelage zum nächsten.

Nachdem man mit dem Gesang (und Tanz) zu Ende ist, besteigt man die Boote, mit ihm zusammen gehen die Weiber, ihn zu trösten und zu ermutigen. Man landet, man zieht die Boote ans Ufer, an den Ort, der Acaquilpan oder Canaltepec (Berg des Scheidens) genannt wird, weil man an dieser Stelle Abschied nahm.

Nur die Getreuesten folgten ihm.

Man erzählt, wenn er an der Opferstätte angelangt ist . . . steigt er selbst hinauf, freiwillig steigt er zu der Stelle hinauf, wo er geopfert werden soll. Und wenn er die eine Stufe hinaufsteigt . . . bricht er die eine seiner Flöten in Stücke, usf. Und nachdem er sämtliche Stufen überwunden hat und oben angekommen ist, so ergreifen ihn sogleich die Priester, legen ihn mit der Brust nach oben auf den Opferstein, dann schneiden sie ihm die Brust auf, reißen ihm das Herz heraus und heben es weihend zur Sonne empor . . .
Somit beendet er sein Leben an der Stelle, wohin er zu sterben ging, in Tlapitzanayan. Und dies ist ein Sinnbild unseres Lebens hier auf der Erde. Wer in Freuden und im Reichtum dahinlebt und voller Verwunderung an sich erfährt die Süße, die Annehmlichkeit unseres Herrn (des Gottes), die Fülle, den Reichtum, der endet in großem Elend. Mit Recht sagt man, niemand auf der Erde genießt bis ans Ende Freude, Glück und Reichtum. (Seler 1927: 95 ff.)

Meines Wissens sprechen die Quellen von niemandem, der sich im letzten Moment geweigert hätte, weiter den »Gott« zu spielen. Möglicherweise gab es solche Fälle, aber sie waren offenbar nicht geschichtswürdig: Wer sich nicht an die Spielregeln hielt, sollte vergessen werden. Nur der Mythos erzählt vom strahlenden Gott, der sich dem Sprung ins Feuer entziehen wollte und von den anderen Gottheiten so lange verfolgt wurde, bis er endlich sprang. Er verwandelte sich in den Mond. Schließlich mußten aber auch die übrigen Götter sich verbrennen – erst dann bewegten sich Sonne und Mond, und so wie sich einst die Götter opferten, so mußten nun auch die Menschen ihr Leben hergeben, um den Kosmos in Gang zu halten.
Glaubten die Azteken wirklich an ihre Spielregeln? Aus ihren Gedichten können wir durchaus ihre Zweifel entnehmen, und die Untergangsvisionen,

die sie quälten, verweisen darauf, daß sie auch nicht mehr von der Wirksamkeit ihrer Rituale überzeugt waren. Aber solange sie an der Macht waren, konnten sie nicht von ihnen ablassen.
Spielregeln gelten so lange, als sie denjenigen, die sie einhalten, Macht einbringen oder sie an der Macht teilhaben lassen. Regelverletzung ist daher immer eine Machtfrage, zumindest eine Kampfansage, und sie ist dann am radikalsten, wenn die Machtposition, die infragegestellt wird, gar keine Faszination mehr ausübt. Der Azteke, den es gar nicht gereizt hätte, einen Gott zu spielen, hätte sich übers Ganze lustig machen können. Nur: die Alternative wäre wohl nicht ein ruhiges Leben gewesen, sondern ein anonymer Tod, wie der der anderen Tausenden, die ohne großes Aufheben, fast wie am Fließband, geopfert wurden. Für ihn bedeutete das Einhalten der Spielregeln wenigstens ein Jahr schönen Lebens. Wir müssen also ergänzen: Spielregeln gelten so lange, als deren Einhaltung ein schöneres Leben verspricht.

2.

Für die Notwendigkeit von Spielregeln plädierte zum Beispiel Arnold Gehlen. Die Plastizität und Unfertigkeit der menschlichen Antriebsstruktur bedürften eines zu bestimmten Formen und Regeln verfestigten Verhaltens. Nur so werde das Handeln des Menschen berechenbar und voraussagbar. Institutionen, also gesellschaftlich gültige Spielregeln, entlasten das Individuum, das sonst vor jeder Entscheidung immer alles neu überlegen müßte. Das klingt ja an sich plausibel, aber es fällt auf, welche Angst ungeregeltes Verhalten bei Gehlen weckt: es ist immer ein Vorbote des Untergangs, und zwar auch dann, wenn es mit Kreativität und Fruchtbarkeit verbunden ist. Für Gehlen »entarten (Kulturen) immer von innen heraus, sie verfaulen an ihrer eigenen Fruchtbarkeit, und so hat jede ihre eigene unvoraussehbare Verfallform« (1956: 119); und er fährt fort: »Auch die bei uns schon greifbaren Verfallsymptome gab es in dieser Art noch nie: Lust und Lebensgewinn sind zum Rechtsanspruch geworden« (ebenda).
Die Azteken wären so recht nach Gehlens Geschmack gewesen. Nicht von ungefähr faszinierten ihn die »archaischen Kulturen«.

> Diese Durchordnung des sozialen Zusammenhangs in der Normierung gerade der prekärsten Grundlagen bildet ein hocharchaisches und großartiges Thema der menschlichen Kultur, und wir werden sehen, daß höchst artifizielle, uns völlig ›unnatürlich‹ erscheinende Regelungen gerade den Schlüssel für die außerordentliche Stabilität der archaischen Sozialstrukturen hergeben. (a. a. O.: 120)

Vieles spricht dafür, daß Gehlen wieder modern wird, denn die Frage nach Stabilität und Unwandelbarkeit ist aktuell, und darin liegt vermutlich auch ein Grund für das Modischwerden der Ethnologie: die Kulturen, mit denen sie sich beschäftigt, sind – falls man nicht mit der weißen Gewalt einbricht –

resistent gegen den Wandel. Am sichersten kann man ihn vermeiden, wenn es gelingt, die Bedürfnisse der Menschen einzufrieren.

Es ist also falsch, als Zweck jeden Handelns die »Aufhebung von Bedürfnissen« anzusetzen, wie dies Malinowskis »funktionalistische Schule« tat. Man handelt um der Sache willen, diese ist Endstelle eines autonomen Interesses. Auch handelt man in Fortsetzung der Gewohnheit . . . aber keineswegs im Hinblick auf die »Aufhebung von Bedürfnissen«, also auf einen künftigen subjektiven Zustand hin. (a. a. O.: 70)

Wie eine solche »Sache« entsteht, beschreibt Gehlen unter anderem am Beispiel eines Herrschers, der zum »Symbol« des Gemeinschaftsgefühls wird. Es sei »evident falsch« von einem Gruppensinn auszugehen, der sich einen Herrscher setze.

Zahlreiche primitive Gesellschaften kommen in der Tat ohne die Institution eines Herrschers aus. Ist er aber vorhanden, dann wird das Verhältnis der Gruppe zu sich völlig transformiert. Jetzt kann, wie häufig, geglaubt werden, daß vom Wohle des Herrschers Bestand und Blüte der Gruppe abhängt, und sie wird sich selbst in neuer Art gegenständlich und zum Inhalt einer Sorge, die in dieser Form vorher nicht bestand. Und diese neue »stabilisierende Spannung« verselbständigt sich ihrerseits, wie das Nationalgefühl. (a. a. O.: 96)

Wer so mit dem Begriff der Spielregeln arbeitet, kann Herrschaft höchstens feststellen, nicht aber kritisieren, und schon gar nicht sich andere Verhältnisse vorstellen. Apel bemerkt zu Recht, »daß Gehlen im Gegensatz zu Hegel nur die Notwendigkeit der Selbstentfremdung, nicht aber die Notwendigkeit ihrer immer erneuten Überwindung anzuerkennen scheint« (1962: 207), und das ist bereits eine Folge des Spielmodells, dessen er sich bedient. Gehlen kann nur beschreiben, wie Spielregeln dazu neigen, sich zu verselbständigen und zum Ritual und Zeremoniell zu werden. Er hat aber keinen Standpunkt, um denjenigen zu verstehen, der sich an die Spielregeln hält und erfahren muß, wie sich das Verhältnis zu ihm selbst und zu den anderen transformiert: er soll nun glauben, daß von der Einhaltung der Regeln Bestand und Blüte, sei es der »Sache«, sei es der Gruppe, abhängen, und folglich wird er auch bereit sein, ihnen sowohl die eigenen, besonders aber die fremden Bedürfnisse zu opfern.

3.

Wer Konventionen durchbrach, tat es mit der Absicht, Bewußtsein zu schaffen; er beanspruchte, die böse Wahrheit, die sich hinter den meist freundlich und harmlos ausschauenden Spielregeln verbarg, sichtbar zu machen. Das tat weh und verletzte, und es war, wie wenn die nach außen gewendete Aggression wieder zurückströmte. Brechts mitfühlende Erkenntnis, »wie anstrengend es ist, böse zu sein«, breitete sich aus. Konventionen machen es uns leichter und bequemer, freundlich zu sein, und verhelfen uns dazu, über die Probleme hinwegzugleiten. Der Ruf nach neuen Spielregeln ergab sich nicht zuletzt aus der Erschöpfung, immer bewußt sein zu müssen.

Daß Bewußtsein mit Aggressivität, Unbewußtheit mit Bequemlichkeit und harmloser Freundlichkeit assoziiert werden, ist vermutlich eine für unsere Kultur spezifische Eigentümlichkeit. Schon Horkheimer und Adorno erkannten im Werk des Marquis de Sade das Modell für ein Denken, welches, auf der Grundlage der totalen Gewalt des Forschers über sein Objekt, die schrankenlose reine Wissenschaft produziert. Was in den Romanen des Marquis, dieses Meisters der Spielregeln, unverschleiert angesprochen wird – daß die Gewalt ein Instrument des Erkennens sei –, hat sich später im wissenschaftlichen Diskurs nur versteckt. Hinter dessen Kategorien, Distanzierungen und Objektivierungen verbirgt sich dieselbe Einstellung, die de Sade zu seinen Erkenntnissen führte. Nietzsche spürte diesen »Sadismus« auf, wenn er von der Grausamkeit des Erkennens spricht:

Zuletzt erwäge man, daß selbst der Erkennende, indem er seinen Geist zwingt, wider den Hang des Geistes und oft genug auch wider die Wünsche seines Herzens zu erkennen . . ., als Künstler und Verklärer der Grausamkeit waltet; schon jedes Tief und Gründlich. Nehmen ist eine Vergewaltigung . . ., schon in jedem Erkennenwollen ist ein Tropfen Grausamkeit. (1886: 156-157)

Die Verknüpfung zwischen Grausamkeit und Erkennen hat ihre Entsprechung in derjenigen zwischen Erinnerung und Folter – es sind die zwei Seiten einer Medaille. Ausgangspunkt ist die Überzeugung, daß der Mensch ein vergeßliches Tier ist, und daß man ihm das Gedächtnis einbrennen muß.

Vielleicht ist sogar nichts furchtbarer und unheimlicher an der ganzen Vorgeschichte des Menschen als seine Memotechnik. »Man brennt etwas ein, damit es im Gedächtnis bleibt: nur was nicht aufhört, weh zu tun, bleibt im Gedächtnis« – das ist ein Hauptsatz aus der allerersten . . . Psychologie auf Erden . . . Es ging niemals ohne Blut, Marter und Opfer ab, wenn der Mensch es für nötig hielt, sich ein Gedächtnis zu machen; die schauerlichsten Opfer und Pfänder (wohin die Erstlingsopfer gehören), die widerlichsten Verstümmelungen (zum Beispiel die Kastration), die grausamsten Ritualformen aller religiösen Kulte (und alle Religionen sind auf dem untersten Grunde Systeme von Grausamkeiten) – alles das hat in jenem Instinkte seinen Ursprung, welcher im Schmerz das mächtigste Hilfsmittel der Memotechnik erriet . . . Je schlechter die Menschheit »bei Gedächtnis« war, umso furchtbarer ist immer der Aspekt ihrer Bräuche; die Härte der Strafgesetze gibt insonderheit einen Maßstab dafür ab, wiviel Mühe sie hatte, gegen die Vergeßlichkeit zum Siege zu kommen und ein paar primitive Erfordernisse des sozialen Zusammenlebens diesen Augenblickssklaven des Affektes und der Begierde gegenwärtig zu erhalten. (Nietzsche, 1887: 289-290)

Unter diesen Voraussetzungen erscheint dem Europäer das Bewußtsein, diese Struktur aus Erinnerung und Erkennen, voller sadistischer Impulse, und Wahrheitsfindung ebenso wie Bewußtheit werden als ein Verletzen und Zerstören erfahren. Wovon Gehlen kaum spricht, steht bei Nietzsche im Mittelpunkt: die Grausamkeit der Spielregeln, und sie resultiert aus der Annahme, der Mensch sei das »vergeßliche Tier«. Das Pendant ist die Grausamkeit des Regelbrechers: auch er will dem Menschen ein Gedächtnis machen.

4.

Diese mit unserer Kultur eng verwobene Logik stimmt nur, wenn man davon ausgeht, daß das Vergessen, d. h. Unbewußtheit, einer natürlichen Neigung des Menschen entspricht. Diese Sicht ergibt sich, wenn man die Gesellschaft von oben aus, mit den Augen der Herrschenden betrachtet: der Mensch, »dieser ewige Rebell« (Freud) neigt tatsächlich immer dazu zu vergessen, daß Herrschaft sein Schicksal sein soll. Muß man ihm etwas ins Gedächtnis einbrennen, dann vor allem die, daß er eigentlich nichts ist und den Befehlen Folge leisten soll.

So gesehen, dient die Etablierung von Spielregeln in erster Linie dem Vergessen- und Unbewußtmachen. Die Technik ist uralt und wurde vermutlich in der Herrschaft des Mannes über die Frau eingeübt und immer weiter vervollkommnet.

Über viele Kulturen verbreitet war der Mythos, einst hätten die Frauen über die Männer geherrscht. Ich gebe die Version, die Gusinde von den Selk'nam in Feuerland erzählt, wieder.

In alter Zeit, als Sonne und Mond, Sterne und Winde, Gebirge und Flüsse sowie viele andere Dinge und die Tiere noch auf dieser Erde als solche Lebewesen wandelten, wie wir es heute sind, da besaßen die Frauen alle Macht und alles Befehlsrecht über die Männer, so wie wir heute die Oberherrschaft über die Frauen führen. Damals mußten die Männer untertänig sein und waren zum Gehorsam verpflichtet; auch lag ihnen ob, in der Wohnhütte zu bleiben und die gewöhnlichen Hausarbeiten auf Anweisung der Frauen zu verrichten. Sie hatten keinen Anteil an den Beratungen und Beschlüssen der Frauen. Das Recht zu befehlen stand allein diesen zu, und die Männer mußten blindlings ihren Anweisungen Folge leisten. Einige besonders schlaue Weiber überlegten miteinander, wie sie die Männer in ewiger Unterordnung halten könnten. Unter ihnen tat sich Frau Mond, die Gattin des Sonnenmannes, wegen ihrer größeren Macht merklich hervor. Dabei erfand sie eben diese geheimen Spiele: jede Frau bemalte ihren Körper auf eigene Weise, stülpte sich eine spitze Rindenmaske über den Kopf, die ihr Gesicht verdeckte, und trat, derart unkenntlich gemacht, aus der Großen Hütte heraus. Dabei machte jede der Frauen die damaligen Männer glauben, es seien diese sonderbaren Wesen vom Himmel heruntergestiegen oder aus der Erde gekommen; ihrer Willkür und unwiderstehlichen Macht seien Männer wie Frauen ausgeliefert; ihre bevorzugte Aufgabe sehen sie darin, jene Männer streng zu bestrafen, die den Befehlen der Frauen entgegenhandeln. In Wirklichkeit waren diese sonderbaren Wesen eben doch nur bemalte und maskierte Weiber, die mit dergleichen Betrügereien die gesamte Männerwelt absichtlich täuschen wollten, damit diese unter Furcht und Schrecken in unwandelbarer Botmäßigkeit verharre.

Während die Männer arbeiteten und die kleinen Kinder betreuen mußten, führten die Frauen in der »Großen Hütte« ein müßiges und vergnügtes Leben.

Eines Tages nun kam Sonne, der ein trefflicher Schütze war, nach gutem Erfolge von der Jagd zurück; er trug ein schweres Guanaco auf seinen Schultern. Ermüdet warf er die Last mürrisch ab und setzte sich zu kurzer Rast hinter einen Strauch. Von hier aus gewahrte er zwei erwachsene Mädchen, die badeten und sich dabei vergnüglich unterhielten. Ohne bemerkt zu werden, schlich er sich an sie heran und belauschte mit Spannung ihr Geplauder. Sie belustigten sich nämlich über das schlaue Treiben der Frauen und über die Leichtgläubigkeit der Männer. Wie

von einem Blitz erleuchtet, durchschaute er das betrügerische Spiel der Frauen! Jetzt wußte er es: die sogenannten Geister sind nicht Wesen aus einer anderen Welt, sondern die eigenen vermummten Weiber.

Von diesem ganzen und schweren Betrug machte er unverzüglich den einzelnen Männern Mitteilung, doch ganz im geheimen. Ein jeder von ihnen forschte auf seine Weise nach. Als sie alle sich unzweideutig davon überzeugt hatten, wer in Wirklichkeit die Kloketen-Geister sind, entschlossen sie sich zu einer fürchterlichen Rachetat. Mit Knüppeln bewaffnet traten sie plötzlich zu dichten Haufen zusammen, näherten sich der Großen Hütte, trotz der gräßlichen Drohungen, die von den erschreckten Weibern gegen sie geschleudert wurden, überrannten die dort versammelte Gruppe und schlugen jede Person nieder. Allein Frau Mond wagten sie nicht umzubringen aus Furcht, es könnte das gesamte Firmament zusammenbrechen. Doch hat sie in diesem Ringen zumindest einige kräftige Schläge und manche Brandwunden mitbekommen; die Spuren und Narben davon erkennt man gegenwärtig noch in ihrem Gesichte. Sie entfloh zum Firmament hinauf und ihr Gatte Sonne rannte hinterher, ohne sie je zu erreichen. Nachdem die Männer bei wütendem Ringen alle Frauen in der Großen Hütte umgebracht hatten, eilten sie wieder zum Lager, wo sie alle zurückgebliebenen jüngeren Mädchen erschlugen. Bloß jenen, die noch nicht das zweite Lebensjahr erreicht hatten, taten sie nichts zuleide. Zugleich vollzog sich eine tiefgreifende Umwälzung: alle Weiber nämlich, denen es gelang, in eiligster Flucht zu entkommen, verwandelten sich in Tiere, und man erkennt heute noch an ihrem Körper jene Bemalung, die sie sich damals in der Großen Hütte angelegt hatten.

Danach setzten sich die Männer beratend zusammen. Die Erfahrensten von ihnen stellten eine Tagesordnung auf für den ganzen Verlauf einer geheimen Feier, genau gleich derjenigen, welche vorher die Frauen eingehalten hatten. Von jetzt an wollten sie für sich selber das Kloketen-Geheimnis hüten und sich in seinem Dienste mit der Absicht betätigen, ihre künftigen Weiber durch Erschrecken einzuschüchtern und in ständige Untertänigkeit einzuzwängen. Niemals mehr sollten die Frauen ihre frühere Herrschaft erlangen können oder auch nur den Versuch wagen, sie an sich zu reißen. Das war der entschlossene Plan der Männer. Seitdem bewachen sie ihr Geheimnis mit ängstlicher Sorgfalt. Der Sprecher schloß die uralte Mythe folgendermaßen ab: »So lautet die Geschichte vom schweren Betrug der Frauen in alter Zeit. Seit jener allgemeinen Umwälzung dürfen nur die Männer hier in dieser Großen Hütte zusammenkommen. Wenn die jungen Burschen zu schweigen gelernt haben, treten sie hier als Prüflinge ein. Euch habe ich dieses alles nun erzählt. Ihr wißt es jetzt, wer die ›Geister‹ sind: Ein Spiel der Männer! Hütet euch, den Weibern davon etwas zu verraten. Der letzte unserer Männer muß dieses Geheimnis mitnehmen in sein Grab! Nie soll es eine Frau erfahren, daß wir Männer hier in der Großen Hütte die Geisterrollen spielen, uns bemalen, die Masken aufsetzen und derart hergerichtet heraustreten, damit die Leute bei den Wohnhütten uns sehen und in Angst geraten. Hütet dieses Geheimnis!« (Gusinde 1946: 296-299).

Wir können davon ausgehen, daß es niemals eine solche Herrschaft der Frauen über die Männer gegeben hat, aber daß die Männer, um ihre Herrschaft zu rechtfertigen, diese Fiktion aufrechterhielten. Die »Spielregeln«, die von nun an das Geschlechterverhältnis bestimmten, entsprangen dieser Fiktion, konnten diesen phantasmagorischen Ursprung nie abstreifen, vermittelten jedoch der Fiktion den Schein von Realität. Dazu trugen nicht zuletzt auch die vielen Opfer bei, die sowohl die Männer wie auch die Frauen bringen mußten. Blut, Marter, Opfer und andere schmerzhafte »Spielregeln« waren nötig, nicht um den Menschen ein Gedächtnis einzubrennen, sondern um Phantasmen als real erscheinen zu lassen – und das war seit jeher nur möglich, wenn man die Realität vergessen machte. Die großen »Spiele« der

Menschen, Religion und Militär, aber auch die kleinen Zeremonien, deren Modell die »Große Hütte« ist, haben immer diesem Zwecke vortrefflich gedient.

5.

Den Kern aller wichtigen Spielregeln bildet das Tabu, ein zwanghaft wirkendes Verbot. Spielregeln haben ja immer zwei Seiten: einerseits umschreiben sie, was richtiges Verhalten sein soll, und andererseits sind es zugleich Vermeidungsstrategien, Negationen möglicher anderer Verhaltensweisen. Diese Negation gibt sich absolut – jedes andere Verhalten ist »unmöglich«, nicht ausführbar. Vom Tabu gehen also die Prozesse der Unbewußtmachung aus, und zwar indem sie das Individuum daran hindern, überhaupt andere Möglichkeiten in Erwägung zu ziehen.

In *Totem und Tabu* verglich Freud 1913 die Tabugebräuche mit den Symptomen der Zwangsneurose und stellte folgende Übereinstimmungen fest:

1. In der Unmotiviertheit der Gebote, 2. in ihrer Befestigung durch eine innere Nötigung, 3. in ihrer Verschiebbarkeit und in der Ansteckungsgefahr durch das Verbotene, 4. in der Verursachung von zeremoniösen Handlungen, Geboten, die von den Verboten ausgehen. (1913: 39)

»Spielregeln« sind nur die Spitze des Eisbergs, darunter liegen die gefährlichen Bereiche, insbesondere die Dynamik, die vom Verbotenen ausgeht. Freud nahm an:

Die Tabus seien uralte Verbote, einer Generation von primitiven Menschen dereinst von außen aufgedrängt, das heißt also doch wohl von der früheren Generation ihr gewalttätig eingeschärft. Diese Verbote haben Tätigkeiten betroffen, zu denen eine starke Neigung bestand . . . (Die Menschen) haben also zu ihren Tabuverboten eine *ambivalente Einstellung;* sie möchten im Unbewußten nichts lieber als sie übertreten, aber sie fürchten sich auch davor; sie fürchten sich gerade darum, weil sie es möchten, und die Furcht ist stärker als die Lust. Die Lust dazu ist aber bei jeder Einzelperson des Volkes unbewußt wie bei dem Neurotiker. (a. a. O.: 41-42)

Das Urmodell der Tabus ist das Inzesttabu, also der Verzicht auf direkte Sexualität im Verhältnis zu Vater und Mutter. Die Ambivalenz in bezug auf die primären Liebesobjekte, die Lust, sie zu besitzen, und die Strafangst davor, wird durch das Tabu so gemeistert, daß die Lust unbewußt wird und nur die Angst bewußtseinsfähig bleibt. Freud bezeichnet das Tabu als »Kompromißsymptom des Ambivalenzkonfliktes«, das in dem Maße schwindet, als die Ambivalenz abnimmt; aber überall dort, wo sich das Individuum in einem Ambivalenzkonflikt verstrickt, wird es – unterstützt von der Gesellschaft – dazu neigen, zur alten Konfliktvermeidungsstrategie zu greifen, Tabus aufzurichten und Spielregeln zu entwickeln.

Freud verweist auf die von der Herrschaft ausgelöste Ambivalenz.

Das Benehmen primitiver Völker gegen ihre Häuptlinge, Könige, Priester wird von zwei Grundsätzen regiert, die einander eher zu ergänzen als zu widersprechen scheinen. Man muß

sich vor ihnen hüten und man muß sie behüten. Beides geschieht vermittels einer Unzahl von Tabuvorschriften. (a. a. O.: 53)

Wo Herrschaft tabuisiert wird, ihre Infragestellung nicht einmal mehr denkbar ist, müssen auch die Wünsche nach Veränderung und die Vorstellungen von Veränderung unbewußt gemacht werden. Die vom Verbotenen ausgehende Ansteckungsgefahr erfaßt immer mehr auch die entfernt mit der Herrschaft verbundenen Bereiche, die ebenfalls der Tabuisierung verfallen: auch über sie darf nicht mehr nachgedacht werden. Langwierige Rituale müssen das Bewußtsein fesseln und es gegen das Eindringen der verbotenen Wünsche sichern.

Die Auflehnung gegen Tabus und Spielregeln scheitert meistens an der Ambivalenz, die an ihrem Ursprung steht. Es findet lediglich eine Umkehrung statt: was vorher unbewußt war, die Lust am Umsturz und an der Veränderung, dringt zwar ins Bewußtsein ein, aber was bis dahin bewußt war, die Strafangst und die damit verbundene Identifikation mit der Herrschaft, versinkt ins Unbewußte und wirkt von dort aus. Die Ambivalenz bleibt erhalten und dementsprechend auch die Neigung, neue Tabus und Rituale zu entwickeln und einzusetzen.

Der Zweifel frißt mich auf, ich habe das Gesetz getötet, das Gesetz ängstigt mich wie ein Leichnam einen Lebendigen: wenn ich nicht mehr bin als das Gesetz, so bin ich der Verworfenste von allen. (Nietzsche 1881: 1024)

Was Horkheimer und Adorno »Dialektik der Aufklärung« nannten, ist auch das Produkt der unbewältigten Ambivalenz der Aufklärer, denen nur ihre Kritik an der Herrschaft, nicht aber die Identifikation mit ihr bewußt war.

An der Kultur der Azteken, die ebenso kriegerisch war wie die europäische, lassen sich die Folgen der Tabuisierung der Herrschaft deutlich erkennen. In den letzten Jahrzehnten ihres Bestehens kam es zunehmend zu einer Zentralisierung und Vergöttlichung der Herrschaft. Parallel dazu erhöhte sich immer mehr die Anzahl der Menschenopfer; als die Spanier ankamen, waren es Zehntausende, die an den Altären umgebracht wurden, und die Angst davor, die Götter würden die Welt untergehen lassen, trieb die Azteken dazu, noch mehr Menschen zu opfern. Ihre Angst war durchaus berechtigt: die herrschende Klasse der Krieger und Priester steuerte die aztekische Gesellschaft tatsächlich in den Untergang. Die Zeit war absehbar geworden, da die von den Azteken unterworfenen fremden Völker sich erheben und sie vernichten würden, und zwar ebenso wie es die Azteken einst mit der sie beherrschenden Stadt Atzcapolzalco getan hatten. Einen Ausweg hätte nur der Ausbau der Ökonomie geboten, aber der war dadurch verstellt, daß die Kaufleute, die einzige Klasse neben den Handwerkern, welche den Wandel im Bereich der Wirtschaft hätte herbeiführen können, zu einer völligen Identifikation mit den Kriegern und Priestern gezwungen

worden waren. Sich mit den Kriegern identifizierend und denselben Göttern opfernd, hielten sie sich an die Spielregeln. Die darin implizierte Tabuisierung der Herrschaft versperrte somit auch den Kaufleuten jede Perspektive auf einen Wandel hin.

Literatur

Apel, K.-O., »Arnold Gehlens ›Philosophie der Institutionen‹«, 1962, in: *Transformationen der Philosophie*, Bd. 1, S. 187-221, Frankfurt a. M. 1976.

Freud, S., »Totem und Tabu« (1913), in: *Gesammelte Werke* Bd. IX.

Gehlen, A., *Urmensch und Spätkultur*, Bonn 1956.

Gusinde, M., *Urmenschen im Feuerland*, Berlin Wien Leipzig 1946.

Nietzsche, F., »Morgenröte« (1881), in: *Werke in drei Bänden*, Hg. K. Schlechta, Bd. 1, München 1954.

Nietzsche, F., »Jenseits von Gut und Böse« (1886), in: *Kröner ausgabe*, Bd. 76, Stuttgart o. J.

Nietzsche, F., »Zur Genealogie der Moral« (1887), in: *Kröner ausgabe*, Bd. 76, Stuttgart o. J.

Schultze Jena, L., »Gliederung des altaztekischen Volkes in Familie, Stand und Beruf«, in: *Quellenwerke zur alten Geschichte Amerikas aufgezeichnet in den Sprachen der Eingeborenen*, Bd. V, Stuttgart 1952.

Seler E., *Einige Kapitel aus dem Geschichtswerk des Fray Bernardino de Sahagun*, Stuttgart 1927.

Anmerkungen der Redaktion

Fritz Kramer, geb. 1941; Ethnologe.

Irene Böhme, geb. 1933, Theaterwissenschaftlerin und Journalistin, lebt in Berlin.

Hans-Georg Behr, geb. 1937, studierte Psychologie und Geschichte und arbeitet als freier Journalist.

Detlef Michel, geb. 1944, lebt in Berlin, schreibt Stücke und Filme; Mitherausgeber der *Berliner Hefte*.

Ludwig Herdt lebt in Groß Gerau und ist Studienrat am Langener Gymnasium.

Günter Holl arbeitet im Frankfurter Nordend als Rechtsanwalt und Übersetzer.

Edgar Peinelt, geb. 1949, studiert Gesellschaftswissenschaften und lebt in Darmstadt.

Elisabeth Plessen, geb. 1944, lebt und schreibt in Berlin.

Edit Kirsch (geb. 1946) und *Manfred Auwärter* (geb. 1944) sind Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Sozialwissenschaften in Starnberg und arbeiten auf dem Gebiet der Sozialisationsforschung; Schwerpunkt kindliche Sprachentwicklung.

Yvette Delsauts Artikel erschien ursprünglich in der von Pierre Bourdieu herausgegebenen Zeitschrift *Actes de la recherche en sciences sociales* Nr. 4, 1976. © Actes de la recherche, Edition Du Seuil Paris.

Beatrix Campbell, geb. 1947, arbeitet als Journalistin bei der Londoner Zeitschrift *Time Out*. Den von uns übersetzten Text schrieb sie für die Londoner *feminist review* (N. 5, 1980). © Beatrix Campbell 1980.

Claus-Heinrich Meyer, geb. 1931, ist Redakteur bei der *Süddeutschen Zeitung*.

Brigitte Wormbs, geb. 1937, studierte Landschaftsplanung, Landschaftsökologie, Kunstgeschichte und Städtebau. Lebt in Ulm. Im Herbst erscheint von ihr das Essayband *Ortsveränderungen*.

Mario Erdheim ist Psychoanalytiker und Ethnologe. Er lebt und arbeitet in Zürich.

Kursbuch 64: Das Wetter Juni 1981

Stichworte zum Inhalt: Das Wetter als Code / Wasser und Brot – wirtschaftliche und wissenschaftliche Spekulationen mit dem Wetter / Himmelsmechaniker: über den Niedergang eines Kunsthandwerks / Besuch eines Azorenhochs / Pole schmelzen und Vulkane entsichern: Strategenträume / Ein AKW am Kaiserstuhl – Bambushaine im Hotzenwald? / Angst vor Strahlen / Das innere Wetter / Das Klima hat eine Geschichte, sie ist auch die unsere / Hab Sonne im Herzen oder Ein theoretisches Defizit / Eine Regenkönigin in Afrika / Ökopolitik: die Versorgung der Lobby mit Daten / Dorfwetter und Stadtwetter, die angewandte Lehre von der Chaotik / Lob des Schirms / Wetterkunden / Die Schenkel des Wetterfroschs / Das Wetter der nächsten hundert Jahre

Lesen Sie mal:

Giorgio Manganelli *Irrläufe*
100 Romane in Pillenform. Geschichten über Herren, Drachen, Gespenster und Feen – sie sind deswegen zugleich umfangreiche Romane, weil sie alle Vorgänge eines Romans in der kürzesten Form enthalten, förmlich als Pille. – Aus dem Italienischen von Iris Schnebel-Kaschnitz.
Quartheft 107. 208 Seiten, DM 16.80

Stephan Hermlin *Lebensfrist*
Gesammelte Erzählungen. Die zehn zum Teil sehr umfangreichen Erzählungen handeln fast sämtlich von einzelnen Menschen und ihrem Verhalten in Zeiten der Gefahr, von kurzen Fristen, die uns gesetzt sind für eine Zeit der Gemeinsamkeit.
Quartheft 110. 224 Seiten, DM 16.80

Werner Kofler *Aus der Wildnis*
Zwei Fragmente. Kaum ein zeitgenössischer Autor vermag in so direkten und zugleich surrealistischen Bildern über die Sozialisierungsprozesse zu berichten, die in unserer Gesellschaft nicht nur »ablaufen«, sondern förmlich Zielvorstellung sind.
Quartheft 108. 160 Seiten, DM 14.80

Wolfgang Hermann Körner
Die ägyptischen Träume
Hundert Geschichten, die aus der Fremde zwischen den Kulturen und Orten erzählen, zwischen Orient und Okzident, Wasserrädern und Mikroprozessoren, Magie und Mathematik.
Quartheft 105. 72 Seiten, DM 9.80

Carmelo Samonà *Brüder*
Dieser Erstling wurde bei seinem Erscheinen in Italien als einer der wenigen, außerordentlichen Texte gewürdigt, dessen Ansichten den eigentlichen Zielen der Literatur entsprechen: Entdeckungsreisen in die Fremdheit des Vertrauten. – Aus dem Ital. von Marianne Schneider-Galanti.
Quartheft 104. 144 Seiten, DM 14.80

Lesebuch
Deutsche Literatur von 1945 bis 1959
Eine Sammlung von 122 Erzählungen und Gedichten aus den ersten fünfzehn Nachkriegsjahren, von der »Kahlschlagliteratur« über die »konkrete Poesie« bis zum engagierten Realismus vom Ende der fünfziger Jahre.
224 Seiten, DM 9.80

Verlag Klaus Wagenbach Berlin

edition neue texte

ELFRIEDE GERSTL
SPIELRÄUME. Roman. DM 14,-

HEIDI PATAKI
STILLE POST. Gedichte. DM 14,-

REINHARD PRIESSNITZ
44 GEDICHTE. DM 14,-

ANSELM GLÜCK
STUMM. Roman. DM 14,-

BODO HELL
DOM, MISCHABEL, HOCHJOCH.
Drei Bergerzählungen. DM 14,-

VALIE EXPORT
KÖRPERSPLITTER. Konfigurationen. Fotografien 1968–77, Zeichnungen, Übermalungen, Gedichte. DM 35,-

ANDREAS OKOPENKO
GRABEN SIE NICHT EIGENMÄCHTIG! Hörspiele. DM 14,-

MAX PEINTNER
EWIGKEIT IM TAGBAU. Zeichnungen, Texte, Fotos. DM 46,-

JARDIN POUR FRIEDERIKE MAYRÖCKER. Texte, Zeichnungen, Lyrik, Fotos, Bibliografie. DM 17,-

WALTRAUD SEIDLHOFER
FASSADENTEXTE. 76 Texte. DM 14,-

FRIEDRICH ACHLEITNER + GERHARD RÜHM
SUPER REKORD 50 + 50. Wörterbuch der Ehe. Inventionen.Bausünden. Interview. Materialien zu Super Rekord 100. Briefe. DM 18,-

JOSEF BAUER
ZEILE FÜR ZEILE. Malerei, Grafik, Fotografie, Objekte. DM 78,-

HERMANN OBERMÜLLER
AMEISEN. Erzählungen. DM 14,-

NEUE POESIE. Anthologie: Gedichte, Texte, Fotografien. DM 18,-

Prospekte durch ‚edition neue texte',
In der Stockwiesen 13, A-4040 Linz.

Vergiß die Pflaumenblüte nicht, die im noch kalten Dickicht blüht!

Gasthalterin HEIKE MAASS

Katabole ist eine diadisziplinäre Zeitschrift für Philosophie, Kunst und Kulturpathographie. **Katabole** steht für unreines Denken. **Katabole** übt sich in polemischer Sündflut. **Katabole** pflegt den wissenschaftlichen Wert töchterlichen Humors.

KATABOLE

In den nächsten Heften erscheinen: *Blau:* Logik für Widersprüche – *Craemer:* Skepsis – *Erlenberger:* Zweifel – *Grabsch:* Identität und Tod – *Haerlin:* Derealisation – *Hörisch:* Brüche – *Ikeda:* Wohnen und Reisen – *Kohl:* Ethnographisches – *Kutzner:* Heidegger – *Lenk:* Pariabewußtsein und schreibende Frauen – *Lentzen:* Bachelard – *Rautenberg:* Konsistenz – *Simons:* Hoffnung als dramma giocoso bei E. Bloch – *Toth:* Polykephale Mathematik – *Wetzel:* Hamann – *Zons:* Nietzsche – u.v.a.m.

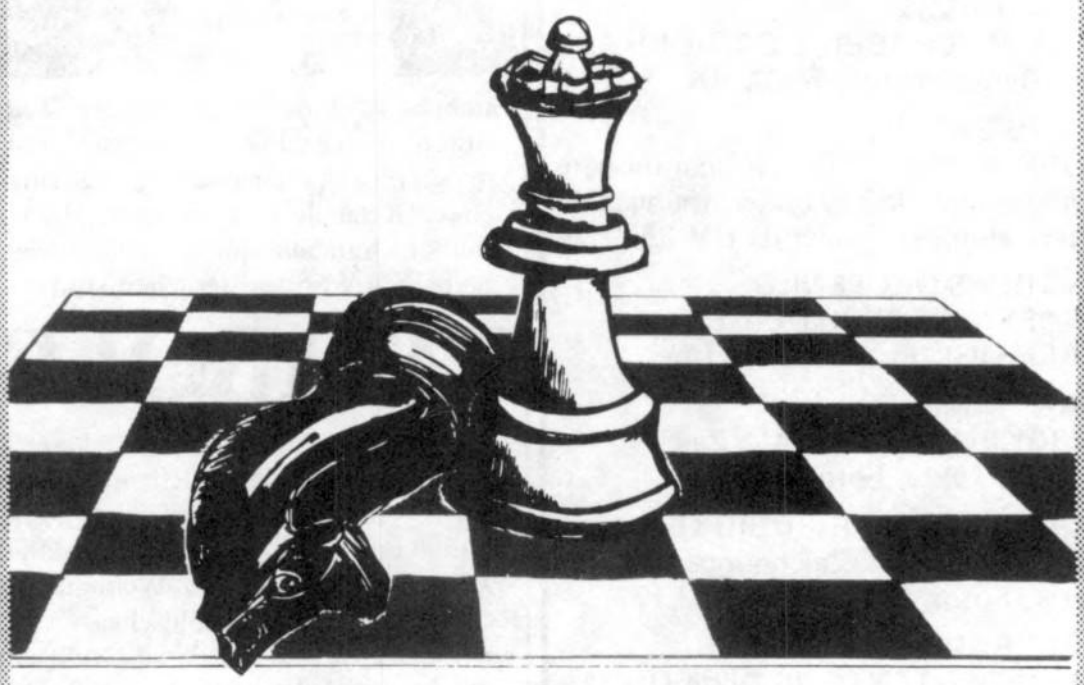
KATABOLE

Katabole erscheint zweimonatlich mit 40–80 Seiten, Abb. und einer Kurzgeschichte. Das Einzelheft kostet DM 6,–.

KATABOLE

an experimental journal of philosophy
Fritschengässchen 4
D-6000 Frankfurt/Main 70

Schach dem Springer



Ernst Barlach

die Tageszeitung

...täglich eine linke, radikale Zeitung !!

Freunde der alternativen Tageszeitung e.V.,Wattstr.11-12,1000Berlin65

☎ 46 09 253, Pscha.Bln-W 1669-102

81-142

Rotbuch

Dietmar Sous
Glasdreck

Rotbuch 237 · 144 Seiten · ca. DM 10

Brunno Mölldärs, 16 Jahre, Hilfsarbeiter liegt krank zu Haus auf der Ofenbank und hört im Radio zum ersten mal in seinem Leben die Beatles: »Seine fröstelnd feuchten Zehen wurden warm – heiß. Das raste durch die Knochen, blies alles Dagewesene beiseite, spurlos beiseite – selbst das Luftholen erübrigte sich. Brunno starrer – und lebendiger als je zuvor. Die ersten Takte der nächsten Nummer beteten ihn gesund.«

Philipp Jacob Weichberger
Reißblei

Rotbuch 239 · 72 Seiten · DM 8

Ich habe Angst vor Leuten, die beim Reden lächeln. / Morgen kommt der Mut, im Stechschritt. / Morgen kommt der Mut / Im Flanellanzug. / Heute schon flogen die Tauben tief / Übten Flucht. / Und die billigen Schuhe / Die im Laden noch paßten / Sind zu Hause zu groß. / Wenn ich von Teppich träume / Was selten ist, dann von / Velour, mausgrau, damit die Ratten nicht so auffall'n.

Erich Köhler
Kiplag Geschichten

Rotbuch 243 · 136 Seiten · DM 10

»Gibt es nichts Neues mehr im Leben, so bin ich auf den Tod gespannt.« Diesen Satz auf den Lippen, schickt sich der Erzähler an, mit einem Hochseeschlepper samt seinen Freunden Kiplag und Kapitän Rebhuhn mit voller Fahrt einen vierkantigen Granitblock zu rammen, das Land-Ohne. Das könnte das Ende einer Geschichte sein – aber nicht bei Ernst Köhler. Andere Reisen des Dreigespanns führen zu Glücksinseln, Begegnungen mit Rausch und Gold und einer sinnbetörenden roten Blume.

Monika Aly/Götz Aly/
Morlind Tumler

Kopfkorrektur

oder der Zwang
gesund zu sein.
Ein behindertes Kind zwischen Therapie und Alltag.

Rotbuch 240
160 Seiten
ca. DM 10 (Abo 9)

Im Kreißsaal zieht sich Karline eine Infektion zu, die zu einer Gehirnentzündung führt. Sie überlebt, aber ihr Leben wird nicht einfach sein. Bald stellt sich heraus, daß Karline spastische Lähmungen und Epilepsie haben wird. Der Arzt schlägt Maßnahmen vor, die Eltern sollen für das Kind entscheiden. In der Praxis geht es dabei höchstens um Zustimmung. Was aber, wenn die Eltern doch selber entscheiden wollen?

das neue buch rowohlt die Reihe mit dem leuchtroten Rahmen. Herausgegeben von Jürgen Manthey

Die neuen Titel

T. J. Clark
Der absolute Bourgeois
Künstler und Politik in Frankreich 1848–1851
dnb 150/DM 26,–

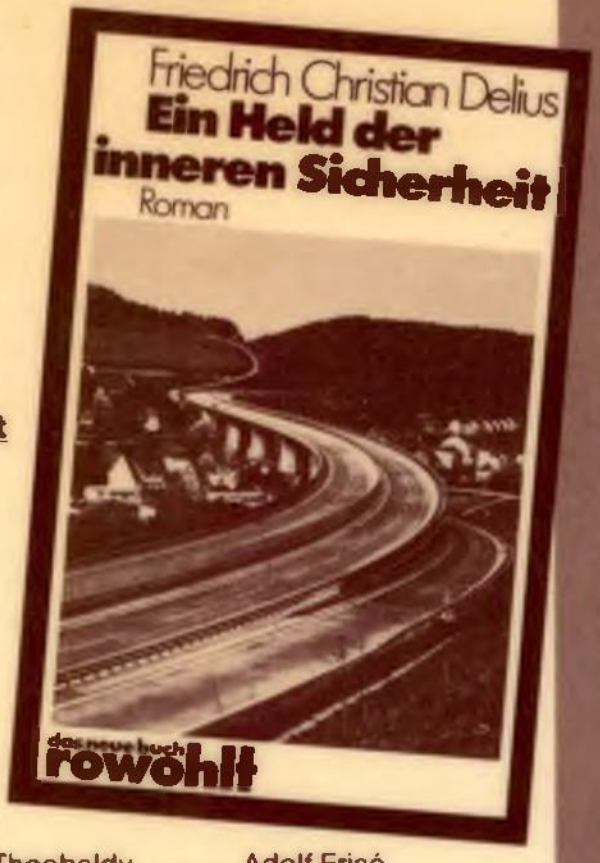
Jürgen Fuchs
Pappkameraden
Gedichte
dnb 152/DM 12,–

Hugo Dittberner
Die gebratenen Tauben
Erzählungen
dnb 154/DM 16,–

Dieter Schlesak
Weiße Gegend – Fühlt die Gewalt in diesem Traum
Gedichte
dnb 155/DM 12,– (April 81)

Literaturmagazin 14
Rückkehr des Mythos
dnb 156/DM 15,– (Mai 81)

Friedrich Christian Delius
Ein Held der inneren Sicherheit
Roman
dnb 153/DM 14,–



Im 2. Halbjahr 1980 sind erschienen:

Lao She
Das Teehaus
Schauspiel
dnb 139/DM 12,–

Hugo Dittberner
Ruhe hinter Gardinen
Gedichte 1971–1980
dnb 140/DM 10,–

Kurt Bartsch
Wadzek
Roman
dnb 141/DM 10,–

Günter Seuren
Abschied von einem Mörder
Erzählung
dnb 142/DM 12,–

Jürgen Theobaldy
Schwere Erde. Rauch
Gedichte
dnb 143/DM 8,–

Uli Becker
Der letzte Schrei
Gedichte
dnb 144/DM 10,–

George Grosz
Ecce Homo
dnb 145/DM 25,–

Literaturmagazin 13
Wie halten wir es mit dem Neuen?
dnb 146/DM 15,–

Adolf Frisé
Plädoyer für Robert Musil
Hinweise und Essays 1931–1980
dnb 147/DM 18,–

Frank-Wolf Matthies
Unbewohnter Raum mit Möbeln
Prosa
dnb 148/DM 12,–

Karl Siebig
Ich geh mit dem Jahrhundert mit. Ernst Busch
Eine Dokumentation
dnb 149/DM 16,–